JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1997

Jahrbuch des Oberaargaus 1997

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

40. Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Umschlagbild:
Pedro Meier: Galmis, Niederbipp

Geschäftsstelle:
Mina Anderegg, 3380 Wangen a. A.
Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
(Valentin Binggeli, Bleienbach, und Karl H. Flatt, Solothurn)

Losgelöst von den Dingen dieser Erde. 9
(Andreas Isenschmid, Redaktor, Zürich)

Gerhard Meier und die bildende Kunst 13
(Christoph Vögele, Kunsthistoriker, Zürich)

Johann Heinrich Pestalozzi und Albert Bitzius VDM. 51
(Thomas Multerer, Rektor, Langenthal)

Erlebnisse aus dem Oberaargau in Gotthelfs Werken 71
(Hans Schüpbach, IVS, Bern/Rüderswil)

Die Situation des Rehwildes um 1830 – nach Jeremias Gotthelf 79
(Peter Lüps, Konservator Naturhistorisches Museum, Bern)

Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen an Schieferkohlen
von Schweinbrunnen/Huttwil 93
(Samuel Wegmüller, Professor, Mattstetten)

Die Alp Vordere Schmiedenmatt 111
(Samuel Geissbühler, Ingenieur-Agronom, Langenthal)

Der Kräuteranbau im Oberaargau. 121
(Thomas Aeschlimann, Ingenieur-Agronom, Langenthal)

Bemerkenswerte Bäume im Oberaargau, Teil II 139
(Ernst Rohrbach, Förster, Rütschelen)

Die Wässermatten von Melchnau 165
(Valentin Binggeli, Bleienbach, und Markus Ischi, Langenthal)

Langenthal – Perspektiven einer Stadt. 179
(Hans-Jürg Käser, Stadtpräsident, Langenthal)

36 Jahre Regierungsstatthalter 185
(Emil Schaffer, a. Regierungsstatthalter, Langenthal)

Abschied vom Amtsgericht 199
(Marcel Cavin, Oberrichter, Aarwangen)

Der Oberaargau als Transitland zwischen Lombardei und Nordwesteuropa 217
(Rolf Peter Tanner, Gymnasiallehrer, Melchnau)

Huttwil durch die Linse 249
(Jürg Rettenmund, Huttwil; Markus Schürpf, Kunsthistoriker, Bern)

Naturschutz Oberaargau 1996 265
(Käthy Schneeberger-Fahrni, Präsidentin, Roggwil)

Heimatschutz Oberaargau 1996 269
(Walter Gfeller, Präsident, Herzogenbuchsee)

Vorwort

1958 bis 1997, das sind 40 Jahre und 40 Bände «Jahrbuch des Oberaargaus». Wenn nicht stolze, so doch erstaunliche Zahlen, denkt man an die Unkenrufe aus der Gründerzeit. Erstaunlich für uns selber, die wir, meist über Jahrzehnte, daran beteiligt waren, Jahr für Jahr. Im Rückblick darf man sagen: Es war eine schöne Arbeit. Das Staunen kommt öfter auch von Leserseite her: dass ihr diesen langen Schnauf gehabt, und dass so viele Stoffe und Gegenstände des Beschreibens in einem einzigen Landesteil vorhanden sind, das hätten wir nicht geglaubt.

Ohne das Jahrbuch gäbe es wohl in der Tat nur wenige der fast 1000 Aufsätze dieser Buchreihe, die beitragen sollen zur Heimatkunde und hoffentlich beitragen können zum Heimatgefühl. Die Verschiedenartigkeit der Verfasser und der Themen mag ein Gegenmittel sein, falls Verbundenheit und Verwurzelung durch Enge gefährdet sein sollten.

Die Vielfalt des vorliegenden Bandes geht von der Eiszeitkohle über die schönen Bäume bis zum Jubiläumsjahr Gotthelfs und zur Landwirtschaft (Wässermatten, Schmiedenmatt, Kräuteranbau), vom Amtsgericht und Statthalter bis zur Kunst Gerhard Meiers, dem wir damit ganz herzlich zum 80. Geburtstag gratulieren. Sein Sohn Peter Meier (Pedro genannt) hat in verdankenswerter Weise das Umschlagbild Galmis (Niederbipp) zur Verfügung gestellt.

Diese Vielfalt, Ausdruck echter umfassender Heimatkunde, mag ein Zeichen dafür sein, dass das Jahrbuch auch nach 40 Jahren beweglich und jung geblieben ist. Ein gutmeinendes Schicksal war dafür besorgt, dass sich in diesen Jahrzehnten stets eine Schar Gleichgesinnter zum gemeinsamen Werk zusammenfand. Im letzten Jahrbuch gedachten wir des einen Mitbegründers, *Robert Obrecht.* Im Zusammenhang mit dem Gotthelfjahr taucht der Name *Werner Staub* wieder auf, auch er war unter den Gründern. Es ist ein Akt sowohl der Gerechtigkeit wie der Freundschaft,

auch jener weiteren Mitarbeiter zu gedenken, die mit den beiden Schreibenden über ein Vierteljahrhundert an dem Werk beteiligt waren: *Otto Holenweg, Hans Indermühle* und *Karl Stettler.* Zu ihnen gesellt sich als treuer Weggefährte *Max Jufer* – ein rüstiger Fünfundsiebziger.
Ein Rückblick auf die lange freundschaftliche Zusammenarbeit wie das langjährige gelungene Werk ist einerseits geprägt von Dankbarkeit, anderseits kommt daraus Motivation zur Fortführung der Arbeit.
Angesichts eines rückläufigen Buchabsatzes und finanzieller Schwierigkeiten hat Hans Moser im letzten Jahr einen Hilferuf an die Jahrbuchfreunde gerichtet. Das Echo blieb nicht aus und war überaus erfreulich: wir konnten zahlreiche neue Mitglieder gewinnen; viele Teilnehmer am Buchwettbewerb legten eine Spende bei. Wir danken herzlich für diese Aufmunterung und zählen gerne weiterhin auf Ihre Unterstützung.
Unser Dank gilt aber auch den Autoren, den Mitarbeitern in Redaktion und Vertrieb, all unseren Lesern, denen wir zur Lektüre Vergnügen und Gewinn wünschen. Als Hauptsponsor dieses 40. Bandes tritt die Merkur Druck AG, Langenthal, auf, der wir für eine langjährige vertrauensvolle Zusammenarbeit danken möchten.

Bleienbach/Solothurn, September 1997 Valentin Binggeli/Karl H. Flatt

Redaktion:
Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a. d. A., Präsident
Valentin Binggeli, Bleienbach
Margreth Hänni-Hügli, Langenthal
Christian Leibundgut, Freiburg i. Br.
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Martin Matter, Langenthal
Hans Moser, Wiedlisbach
Thomas Multerer, Langenthal
Jürg Rettenmund, Huttwil
Alfred Salvisberg, Wiedlisbach, Kassier
Daniel Schärer, Schwarzenbach/Huttwil

Geschäftsstelle: Mina Anderegg, Wangen a. d. A.
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee

Losgelöst von den Dingen dieser Erde

Zum 80. Geburtstag des Schriftstellers Gerhard Meier

Andreas Isenschmid

Es gibt Maler, die jede Verwechslung ausschliessen, so klar leuchtet die von ihnen und nur von ihnen geschaffene Welt. Wer einen Saal betritt, in dem ein Georges de la Tour oder ein Vermeer hängt, merkt das in der Sekunde seines Eintritts. Es gibt eine ähnliche Erfahrung auch in der Literatur.

Man macht sie mit den seltenen Autoren, deren Welt so stark und so eigen ist, dass ihre eigentümlichsten Sätze nur bei ihnen stehen können. Bei Gerhard Meier, dem Dichter aus Niederbipp, der am 20. Juni seinen 80. Geburtstag feierte, ist die Zahl solcher Sätze besonders gross. Man darf darin getrost ein Zeichen für den unvergleichlichen Rang sehen, den Meier in der zeitgenössischen Schweizer Literatur einnimmt. Auch andere haben herausragende Prosa, Gedichte und Romane geschrieben. Aber keinem war es wie Meier gegeben, durch die Folge seiner Werke einen ganz und gar eigenen Kosmos mit einem ganz und gar eigenen Klang zu prägen.

«Diese Wallfahrt, Bindschädler, hat uns jenem Geschichtsbewusstsein nähergebracht, das Kastanienbäume haben, wenn sie blühen und Wind drin ist, sagte Baur.» – das ist einer der Sätze, die einem untrüglich anzeigen, dass man auf Meierschem Romangebiet ist. Das Geschichtsbewusstsein der Kastanienbäume? Den für Meier nicht Bestimmten, dem Grossteil der Gegenwartsmenschen also, wird ein solcher Einfall ewig verschlossen bleiben. Den Meier-Liebhabern dagegen sagt er, dass nun wieder eine der Offenbarungen im Anzug ist, für die sie Meiers Prosa über fast alles lieben; eine der Passagen, in denen Meier die Verwandlung des Alltäglichen ins Wunder vollzieht.

Denn eigentlich besteht Meiers Literatur zunächst aus lauterer Alltäglichkeit. Man wartet auf Besuch und erinnert sich, wie man mit anderem Besuch beim Essen geredet hat. Oder man spaziert, zu zweit oder zu dritt,

betrachtet Bäume, Berge und Bauwerke, plaudert und erinnert sich. Doch plötzlich heben all diese Einzelheiten gewissermassen zu singen an; die Abstände zwischen den Dingen im Raum und den Ereignissen in der Zeit beginnen zu schmelzen; die Gegenwart wird durchscheinend für die Vergangenheit, und die voneinander entfernten Dinge antworten einander, als sei ein jedes nur das Echo aller übrigen. Meiers Sätze, die eben noch im ebenerdigen Spaziertakt klopften, beginnen nun zu tanzen, sich zu strecken und zu dehnen, sie winden sich zu beinah seitenlangen Spiralen. Und tun das alles, weil sie nur so zum Medium fürs Abheben und Schweben werden können, um das es Meier an solchen Stellen geht. Ein Kirschbaum scheint dann «anzuheben zu einem kindlichen Spitzentanz». Die Konturen des Jura, die über Meiers Werk wie über Meiers Leben stehen, werden weich und schwingen und klingen aus. Wenn man sich gar «der Musik überlässt, so kann es geschehen, dass Bartóks Konzert für Orchester einen Platanenhain in einen hineinbringen kann, wo's dann zum Ballett der Platanen kommt, wobei sich der Himmel, sein Licht, seine Wolken und Winde ebenfalls den Klangbildern unterstellt, so dass ein choreographisches Gebilde sich abbildet von ungewöhnlicher Art, von unüblichem Ausmass auch».

An solchen Stellen, an denen die tausend Einzelheiten des gewöhnlichsten Alltags zu einem wundersamen Akkord zusammenklingen, weiss sich der gelernte Meier-Leser nah beim Zentrum von Meiers Kosmos. Auch der erdschwere Schweizer wird leichter, wenn er in diese Gegend gerät. Er sieht weiter und sieht näher, er sieht feiner und nuancierter als zuvor. Und wenn er Meier wäre, könnte er gut und gern hinschreiben: «Ich versuchte wiederum, loszukommen von den Dingen dieser Welt; sog die Luft ein, wie es die Hunde zu tun belieben, an einem Frühlingsabend zum Beispiel, wenn die Wildbahn lockt.»

Nur: Kann man auch begreifen, was einen dergestalt ergreift? Ein bisschen vielleicht. Das Paradiesische an Meier hat mit dem Menschen- und Zeitbild zu tun, das er der Gegenwart entgegensetzt. Er macht den Menschen klein und die Gräser, Blumen und Tiere gross. Er setzt auf die fühlende Seele statt auf den kalkulierenden Verstand. Statt auf den aktiven setzt er auf den passiven, hinnehmenden Menschen, dem überirdische Losgelöstheit wichtiger ist als irdische Erlösung. Statt auf eine passive Natur setzt er auf eine aktive, auf «sinnierende Astern» und ergrünende Wiesen.

Gerhard Meier mit Frau Dorli, Sohn Peter (Pedro), Franz Hohler und Werner Morlang im Kunstmuseum Solothurn 1995. Foto Heini Stucki.

Er setzt all dies in einen Zeitkreislauf, neben dessen Weite unser Gegenwartsfimmel schlicht ridikül wird. Jedes seiner Bücher hat einen majestätischen Vergangenheitshall. Und alle betten sie die kurzen Kreisläufe der Menschen ins «Geschichtsbewusstsein der Kastanien», ins tägliche Kreisen des Lichts, ins jährliche der Jahreszeiten und ihres Wetters (le temps!) und ins ewige Kreisen der Natur, in der die Menschen zu Staub und Erde werden, die Erde zu Grün und das Grün wiederum zu Duft und Wind und Wolke.
Genauso wie Meier diese Welt anschaut, schaut sie sekundenweise als Paradies zurück.

Erstmals erschienen in «Weltwoche» Nr. 25 vom 19. Juni 1997, mit freundlicher Bewilligung der Redaktion.

Gerhard Meier und die bildende Kunst

Nach einem Vortrag im Kunsthaus Langenthal

Christoph Vögele

«Paradies» heisst der Titel des Sommerprogramms im Kunsthaus Langenthal. Aus dem nahen Niederbipp kommt der Schriftsteller Gerhard Meier. In ein Programm – im übertragenen Sinne – passt der differenzierte und feine Menschenfreund Gerhard Meier eigentlich nicht, aber im Programm «Paradies» kann ich ihn mir gut vorstellen. Gerade er hat sich in seinen Gedichten und Romanen, in seinen Sprachbildern immer wieder nach dem Paradiesischen gesehnt. Nicht als Phantast oder Schöngeist aber, sondern mit festem Boden unter den Füssen, dem Boden von Amrain, sprich Niederbipp, von Herkunft und Geschichte. Das Vorausschauen ins «weite Land» des Paradiesischen ist niemals losgelöst vom wachen Hinschauen, das auch das Unmenschliche bemerkt, und vom relativierenden Zurückschauen. Gerhard Meiers Sehnsucht kennt drei Richtungen: nicht nur nach vorne ins «weite Land» und zurück zu den Toten, sondern auch zur Seite hin, zu den Menschen, die ihn begleiten. Immer geht es um die Aufhebung von Grenzen, um die Verbindung zur ersehnten Ganzheit. Zwischen gestern, heute und morgen, Leben und Tod, Welt und Paradies herrscht bei Gerhard Meier reger Grenzverkehr.

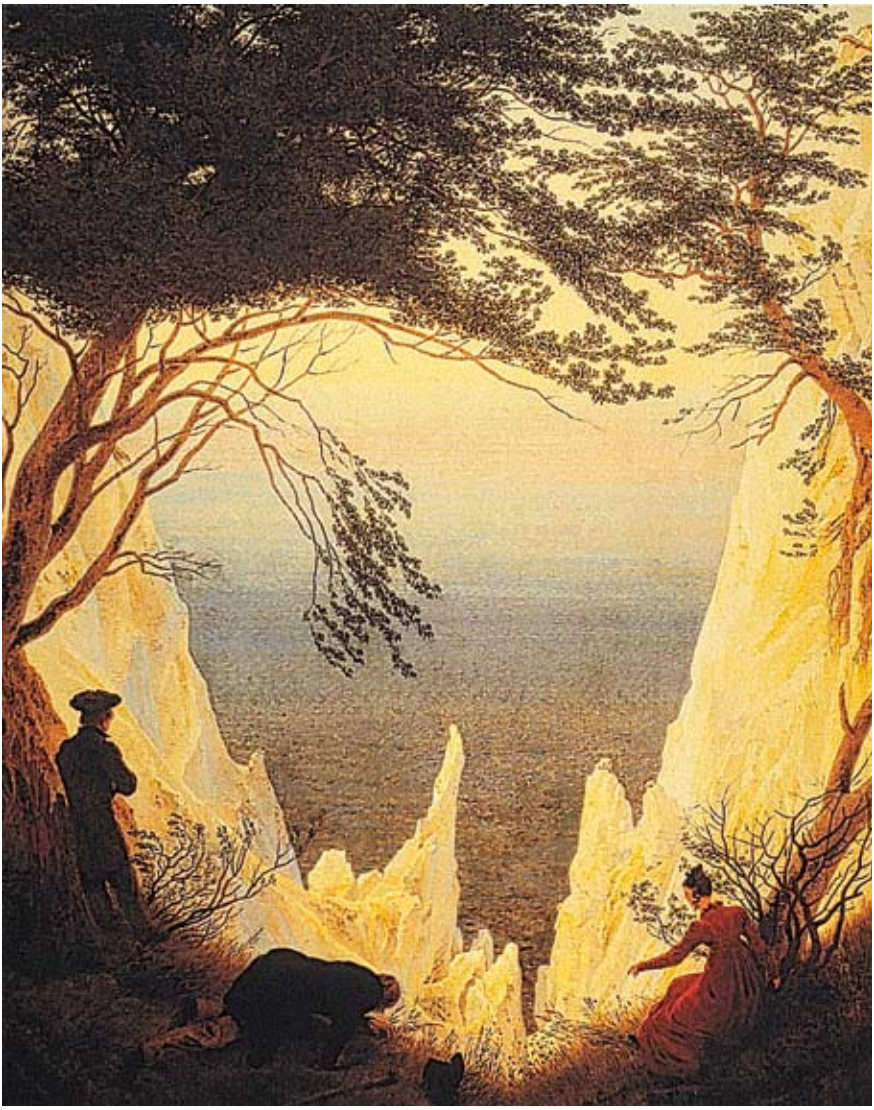
Ebenso durchlässig ist die Grenze zwischen Bild und Realität. Wenn er sich mit den gemalten Bildern seiner Lieblingsmaler das Paradies ausmalt, so sind diese gemalten Bilder für ihn ebenso wirklich wie die sogenannte Wirklichkeit. Bilder finden sich bei Gerhard Meier allerorten, aller Gattung. «Das Leben in Bildern», so sagt er in seinen *Amrainer Gesprächen* mit Werner Morlang, «das Denken in Bildern ist eine Angelegenheit, die mit unserem Überleben zu tun hat. (...) Dort, wo wir nicht mehr fähig sind, uns in Wörtern auszudrücken, sind wir auf das Bild angewiesen: auf das Sprachbild, auf das Traumbild, auf das Farbbild. Solche Bilder sind lebenswichtig.»

Unter den Bildern sind ihm die gemalten besonders lieb. An seinen soge-

nannten «Stadttagen» ist der Gang ins Museum eine Lieblingsbeschäftigung. Gewisse Bilder, die er auf Ausflügen und Reisen oder in Kunstbüchern kennengelernt hat, befinden sich seit Jahrzehnten in seinem «musée imaginaire» oder – im Sprachbild Gerhard Meiers – «an den Wänden seiner Seele». Seit den frühen Gedichten ist die bildende Kunst in seinem Werk präsent, in aller Klarheit ist die Rede von ganz bestimmten Malern und Bildern.
Ich möchte Ihnen Gerhard Meiers «Galerie» *gemalter* Bilder vorstellen, eine Auswahl von Werken, die in seinen Büchern vorkommen. Plastische Werke, die in seinen Texten etwa durch Wiggli, Luginbühl oder Tinguely vertreten sind, werden bewusst weggelassen. Das Gemälde kommt dem immateriellen Erinnerungsbild, das für Meier so wichtig ist, näher als die raumgreifende Plastik.
Die Bildfolge beginnt mit seinem Lieblingsmaler Caspar David Friedrich, führt bis zur ungegenständlichen Malerei von Mark Rothko und endet mit Werken der Naiven Kunst und der «art brut».

Friedrich: Kreidefelsen auf Rügen

Der Bilder-Reigen beginnt mit dem deutschen Romantiker Caspar David Friedrich (Greifswald 1774–1840 Dresden). Mit Friedrich verbindet Gerhard Meier der biographische Bezug zur Insel Rügen. Von hier stammt Meiers Mutter Karoline Kasten, die als Schäferstochter auf der Ostsee-Insel aufgewachsen ist. Friedrich hat zu verschiedenen Zeiten Rügen besucht, erstmals 1801. Hier wird er zum selbständigen reifen Landschaftsmaler, und hierhin führt ihn viele Jahre später, 1818, auch seine Hochzeitsreise, von der das hier besprochene Bild *Kreidefelsen auf Rügen* stammt (Museum Oskar Reinhart am Stadtgarten, Winterthur).
Für Gerhard Meier ist Rügen, im speziellen die Halbinsel Wittow, das «Land der Winde», das seinem jüngsten Roman den Titel lieh, eine Seelen-Landschaft, fast schon ein Bild vom «Sneewittchenland», das sich «in unserer Seele befinde, die auch schon das *weite Land* geheissen worden ist» (*Land der Winde,* S. 89). In Friedrichs weiten lichterfüllten Landschaften fühlt sich der Autor heimisch – und fast zärtlich spricht er von den «Bildern meines Lieblings» (*Baur und Bindschädler,* S. 260). Sein Mutterland Rügen besucht Gerhard Meier mehrmals, gleichsam in zweifacher



Caspar David Friedrich: Kreidefelsen auf Rügen. 1818.

«Mission», auf den Spuren seiner Mutter und der Motivwelt Friedrichs. Im Film *Die Ballade vom Schreiben,* einem einfühlsamen Künstlerporträt, das Friedrich Kappeler 1994 dem Autor gewidmet hat, sind die Szenen einer gemeinsamen Rügen-Reise besonders berührend. Die filmischen Bilder aus dem Mutterland zeigen den Wanderer Gerhard Meier als einen Ankommenden – und machen zugleich deutlich, dass die Motivsuche nach Friedrichs gemalten Bildern letztlich erfolglos bleiben muss. Meiers Hingabe an Friedrichs Landschaften gilt in zweifacher Hinsicht der Heimat, verbindet die Suche nach seiner biographischen Herkunft mit der Sehnsucht nach einer spirituellen Ankunft. Die Insel Rügen wird solcherart zum Schnittpunkt zweier Welten, einer irdischen und einer paradiesischen, einer vergangenen und einer ersehnten.
Gerhard Meiers Vorliebe für Friedrichs Bilder gründet in einer tiefen Wesensverwandtschaft. Beider Schaffen reflektiert eine ethisch-religiöse Grundhaltung, welche sich mit der Sehnsucht nach dem Transzendenten verbindet. Bereits zu Friedrichs Zeiten wuchsen diese Gefühle gerade vor dem Hintergrund zunehmender Gotteszweifel. Sprechend ist hierzu eine Passage aus der *Toteninsel*: «Ich sagte ferner, Otto Julius Bierbaum habe gesagt, dem Menschen sei das Paradies genommen worden, und er habe sich die Kunst dafür gegeben. Und (...) die Kunst sei wiedergewonnenes Paradies. (...). Der Erlösungsgedanke habe das 19. Jahrhundert durchzogen, im Fin de siècle und im Jugendstil eine Steigerung bis zur Zwangsvorstellung erfahren. Vom Erlösungsdrang sei auch unsere Zeit besessen, und der Reiz, der vom Fin de siècle auf sie ausgehe, habe hier eines seiner Motive» (*Baur und Bindschädler,* S.143 f.).
Im *Land der Winde* wird die Verbindung zwischen Kunst und Transzedenz noch deutlicher: Bindschädler sagt zu Katharina, Kunst sei «vielleicht ein Klang (...), der sich gewissermassen aus dem grossen Klang herausgelöst habe, als ein Nebenklang des grossen Klanges». Damit berühren die Künste, allen voran die Musik, aber auch die Malerei mit ihren Farbtönen, einen sphärisch-himmlischen Bereich.

Friedrich: Auf dem Segler

Gerhard Meier, der romantisches Ganzheitsdenken in unsere Tage weiterträgt, verbindet in seinen Werken verschiedene Künste und Sinne. Ein

Caspar David Friedrich: Auf dem Segler. Um 1818.

Beispiel hierfür ist eine Passage aus dem Roman *Der Besuch*. Der Mann auf Zimmer 212 in der Psychiatrischen Klinik St. Urban wartet auf Besuch. Dabei fällt sein Blick auf einen Segler, ein gemaltes Segelschiff wohl, das sich aufgrund der Beschreibung auf eine Reproduktion von Friedrichs Bild *Auf dem Segle**r*** (Eremitage, St. Petersburg, um 1818) bezieht.
«...und auf dem Meer .... segelt .... ein Segler. Das Schwarz des Schiffsrumpfes, zum Teil auch das Schwarz des Meeres geben sich aufgefächert in mehrere Schwarz, in Violett auch, Oliv, Gelb und so weiter (aber ohne Rottöne), während das Weiss der Segel opal-, ja alabasterfarbene, das Weiss des Himmels geradezu marmorne Töne (inklusive Änderung, natürlich) und alle diese Töne zusammen zusätzlich noch wirkliche oder eben tonale Töne annehmen, so dass es sich schliesslich oder schlechthin um ein musikalisches Bild oder um bildhafte Musik zu handeln scheint» (*Der Besuch,* S. 107). Das Bild bezieht sich abermals auf Friedrichs Hochzeitsreise. Auf dem Boot befindet sich ein Paar, das einer Hafenstadt – wohl Stralsund – entgegensegelt. Indes verschränkt sich auch hier eine abbildliche mit einer sinnbildlichen Ebene. Die Überfahrt kann als die gemeinsame Lebensfahrt des Paares interpretiert werden; mit der Hafenstadt verbinden sich Jenseitsvisionen, das Schiff ist auf Todeskurs. Meiers Roman endet denn auch mit den Sätzen: «Nachdem sich ihre Blicke getroffen haben [des Mannes auf Zimmer 212 und der Krankenschwester], entfernt sich ein Segler, unter einer Musik, die immer stärker wird» (*Der Besuch,* S. 202).

Friedrich: Der Abendstern

In Meiers späteren Romanen werden Friedrichs Werke bei ihren Titeln genannt, so etwa das Bild *Der Abendstern* (um 1825, Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt am Main). Im Roman *Der schnurgerade Kanal* wird dem Werk nachgesagt, «kaum je habe Caspar David Friedrich die Chiffren des Todes zarter und tröstlicher ins Bild gesetzt» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 309). Während eines Besuches der Romanheldin Helene W. am Untersee, geht die gesehene Wirklichkeit der Seelandschaft in die erinnerte Wirklichkeit eines Musikstückes und des besagten Bildes *Der Abendstern* über. Musik, gesehene und gemalte Landschaft verbinden sich zu einem einzigen Stimmungsbild.

Caspar David Friedrich: Der Abendstern. Um 1825.

Caspar David Friedrich: Böhmische Landschaft mit dem Milleschauer. Um 1810/11.

Das Wesen von Friedrichs *Abendstern* tritt in Meiers einfühlsamer Beschreibung klar hervor: «Über Dresden hing ein gelbes Wolkenband, nach rechts hin sich verjüngend. Ein beinahe ebenso breites, nach rechts sich verjüngendes Band freien Himmels erstreckte sich darüber. Den übrigen Himmel bedeckte ein Wolkenfeld, kompakt, etwas weniger gelb. Auf dem höchsten Punkt der dunklen Kuppe im Vordergrund breitete ein Knabe seine Arme aus, während die Stellung der Beine auf ein baldiges Abstossen schliessen liess. Von den Turmenden dreier Kathedralen flankiert, berühren Kopf und rechte Hand das Wolkenband. Zwei Pappelkolonnen standen vor Dresden, die eine von links, die andere von rechts. Eine Frau und ein Mädchen, im Rücken des Knaben, behielten diesen im Auge.
Dr. Helene W. fragte sich wo denn auf dem Bild *Der Abendstern* der Abendstern sei. Sie verspürte den Sog dieses Bildes» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 309 f.).
Der besagte Sog führt nach rechts, aus dem Bildgeviert hinaus, wo unsichtbar, in unserer Imagination, der Abendstern leuchtet. Der Knabe sieht ihm entgegen, vielleicht als einem Zeichen seines kommenden frühen Todes. Es ist ihm jedoch nicht bang; auf dem höchsten Punkt der Kuppe angelangt, geniesst er die abendlichen Winde, die ihn hier oben umgeben – und träumt vom Fliegen. Der Wind hat es auch Gerhard Meier angetan – nicht erst in seinem *Land der Winde*. Der Wind ist Lebenshauch und zugleich Verbindung zwischen Himmel und Erde. Von Friedrich heisst es im *Schnurgeraden Kanal*: «Apropos Luft: Von Caspar David Friedrich weiss man, dass dieser, wenn er Luft malte, kein Gerede vertrug» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 207).

Friedrich: Böhmische Landschaften

Gerhard Meiers Vorliebe für die Landschafts-Malerei – andere Gattungen wie Porträt oder Stilleben kommen in seinen Texten eher selten vor – gründet wohl im Interesse für das Elementare von Licht und Luft, welche sich im freien Landschafts- und Himmelsraum entfalten können. Zu seinen Lieblingsbildern gehören Friedrichs *Böhmische Landschaften,* von denen er im *Schnurgeraden Kanal* schreibt: «Den böhmischen Landschaften von Caspar David Friedrich wird nachgesagt, sie gehörten zu den sanftesten, menschlichsten, die Friedrich gemalt habe, obwohl auf diesen Bil-

Caspar David Friedrich: Böhmische Landschaft. Um 1810/11.

Caspar David Friedrich: Zwei Männer am Meer bei Mondaufgang. 1816/17.

dern kein Mensch zu sehen sei, auch nicht auf den Wegen, kein Hirte, kein Wanderer. (...) Man könne die böhmischen Landschaften Caspar David Friedrichs übrigens nicht betrachten, ohne über deren Himmel zu reden. Kaum je seien bei Friedrich stillere, unbewegtere ins Bild gekommen. Das Firmament, das sich über die Landschaft in der Abenddämmerung spanne, sei ebenso friedlich wie jenes zur Zeit der Morgendämmerung. Ein Tag sei vergangen – und nichts sei zerstört.» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 343 f.). Für Gerhard Meier sind Friedrichs *Böhmische Landschaften* Bilder des ersehnten Pardieses des *Sneewittchenlandes,* jener «Gemarkung, die etwas an sich hatte von Caspar David Friedrichs Böhmischer Landschaft, mit einem Klang darüber, der an ein Weinglas denken liess, dessen Rand mit feuchtem Finger bestrichen wird» (*Land der Winde,* S. 14). Die Menschlichkeit, die in Friedrichs *Böhmischen Landschaften* beschrieben wird, finden wir im Roman *Der Besuch* als das eigentliche Ziel der Kunst erkannt: «Zur Funktion der Kunst wäre vielleicht zu sagen: Kunst könne einen nicht heiler machen. Kunst könne einen nicht einfacher und somit nicht tüchtiger machen. Kunst könne einen höchstens für Augenblicke glücklich und vor allem *menschlicher* machen, was aber keine Kleinigkeit sei, denn das Gegenteil von menschlich sei eben unmenschlich. Wobei es sich erübrige, näher einzugehen auf die Unmenschlichkeit.» (*Der Besuch,* S. 167).

Friedrich: Zwei Männer in Betrachtung des Mondes

Die Werte von Liebe und Freundschaft sind Ausdruck der Menschlichkeit, das Absehen von sich selbst eine Relativierung angesichts der Grösse von Geschichte, Natur und Kosmos. Als Beispiel dafür steht in Friedrichs Schaffen das Bild *Zwei Männer in Betrachtung des Mondes (1819,* Staatliche Kunstsammlungen Dresden). Es kommt in Gerhard Meiers Romanen *Baur und Bindschädler* und *Land der Winde* vor. Die beiden Freunde erleben sich in der nächtlichen Betrachtung des Mondes über dem Jura gleichsam als Teil eines zufälligen «Tableau vivant»: «Die Mondsichel hatte sich indessen um ein beträchtliches Stück nach Westen verschoben und berührte nun beinahe den Güggel. (...) «Zwei Männer in Betrachtung des Mondes», sagte Baur, nachdem man eine Zeitlang dagestanden hatte, nach der Mondsichel starrend, die im Filigran der Holunderkrone verfan-

Caspar David Friedrich: Zwei Männer in Betrachtung des Mondes. 1819.

Caspar David Friedrich: Brüder. Nach 1830.

gen schien.» (Baur und Bindschädler, 220 f.). Der belesene Baur führt erklärend aus, «Caspar David Friedrich soll *Zwei Männer in Betrachtung des Mondes* um 1819 gemalt haben. Schon Jahre zuvor beginne man in seinen Bildern einem Figurenpaar zu begegnen, das in der Betrachtung der Landschaft versunken sei. (...) *Zwei Männer in Betrachtung des Mondes* gehört in die Reihe dieser Landschaften. Die silberne Sichel lässt die volle Scheibe bereits ahnen. Brüderlich legt der jüngere Mann seinen Arm auf die Schulter des Freundes. Gemeinsam betrachten sie das Gestirn. Man habe darin die *bündnisstiftende Kraft der Natur,* den Freundschaftskult der Zeit erkannt, angesichts des Göttlichen als einer unbegreiflichen, zugleich Vertrauen und Schauer erweckenden Macht. Der Blick zum Mond sei zugleich ein Blick nach innen.» (*Baur und Bindschädler,* S. 221 f.).
Gerhard Meier ist wie seine Figur Baur, der von sich einmal sagt, er sei «ein Augenmensch» (*Baur und Bindschädler,* S. 10), stark visuell ausgerichtet. Im Roman *Der schnurgerade Kanal* findet sich ein ganzer Exkurs über das Sehen, in dem es unter anderem heisst: «Nahezu neunzig Prozent aller Sinneseindrücke gehen über die Augen. Sehend erfasst man zwanzigmal mehr Informationen als hörend.» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 246). In Meiers Texten wird die Welt denn auch sinnlich, in Farben und Formen beschrieben, der Alltag wird zum klingenden Gemälde, immer wieder werden gemalte Bilder zur Schilderung herangezogen. Auch Meiers Figuren Baur und Bindschädler sind ganz der Bildwelt zugetan. Katharina sagt über Baur, ihren verstorbenen Mann, er habe ganz «in Bildern gelebt» (*Land der Winde,* S. 108). Sowohl Baur wie Bindschädler treffen wir wiederholt beim Betrachten von Kunst- und Bildbänden an: «Ich stand auf, griff nach dem Bildband *Caspar David Friedrich,* schlug das Bild *Die Lebensstufen* auf, das quasi eine Toteninsel darstellt mit Ausblick ins Leben.» (*Baur und Bindschädler,* S. 274).

Friedrich: Die Lebensstufen

Das Bild *Die Lebensstufen* (1830/35, Museum der bildenden Künste Leipzig) verbindet die Themen von Familie, von Zeit und Zeitlichkeit, die auch in Meiers Büchern zentral sind. Bei der älteren Rückenfigur handelt es sich wohl um Friedrich selber, bei den sitzenden Figuren um die Kinder des Künstlers, beim Mann mit dem Zylinder um einen Neffen. Die aus- und

Caspar David Friedrich: Die Lebensstufen. 1830/35.

Caspar David Friedrich: Das grosse Gehege. Um 1832.

einlaufenden Schiffe sind den fünf Personen am Strand zugeordnet. Das grosse Schiff in der Mitte, das zurückkehrt und dessen Segel bereits gerafft werden, bezieht sich auf den alten Friedrich, dessen Lebensreise bald beendet ist. Auch Gerhard Meier folgt der Interpretation des Lebenslaufes, wenn er von einer «Toteninsel mit Ausblick ins Leben» spricht.

Friedrich: Das Grosse Gehege

Beim weiteren Blättern im Bildband über Friedrich stösst Bindschädler auch auf das *Grosse Gehege* (um 1832, Staatliche Kunstsammlung Dresden), das «einen Augenblick des Übergangs darstelle, des Übergangs vom Sommer zum Herbst, vom Abend zur Nacht, vom Leben zum Tod» (*Baur und Bindschädler,* S. 274 f.). Dargestellt ist eine von Alleen durchzogene Aue ausserhalb von Dresden. Einmal mehr verbindet sich eine abbildliche mit einer sinnbildlichen Ebene. Der Wasserlauf ist wie durch einen Hohlspiegel gesehen. Leicht gekrümmt mutet das fleckenhafte Gebilde von Wasser und Land wie ein Teil des Erdballes an; thematisiert sind Erde und Himmel schlechthin und ihre gegenseitige Annäherung. Der Flusslauf wird zum Lebenslauf, das Schiff treibt seinem Ziel entgegen.

Friedrich: Eiche im Schnee

Um Übergang und Tod geht es auch in Friedrichs Bild *Eiche im Schnee* (um 1828, Wallraf-Richartz-Museum Köln). Als Reproduktion hängt das Bild im Spitalzimmer des sterbenden Baur. Bindschädler wacht am Bett des Sterbenden und betrachtet Friedrichs Bild: «Ich betrachtete Caspar David Friedrichs *Eiche im Schnee* mit dem Tümpel davor und bekam jene Steingrube vor Augen, wo wir im Aktivdienst Einzelausbildung zu betreiben hatten. Diese Grube war umstanden von Eichen. (...) Baur erwachte, schaute sich um, streifte dabei Friedrichs Eiche am Tümpel, deren Zweige leicht bedeckt waren von Schnee.» (*Baur und Bindschädler,* S. 298). Später, nach Baurs Tod, wird auch eine Reproduktion des Bildes bei Baurs Witwe Katharina hängen, «vermutlich zur Erinnerung an Kaspar Baurs Aufenthalt im Spital zu Amrain» (*Land der Winde,* S. 64). Und Bindschädler erinnert sich, «wie Baur in seiner letzten Nacht, während unseres Ge-

Caspar David Friedrich: Eiche im Schnee. Um 1828.

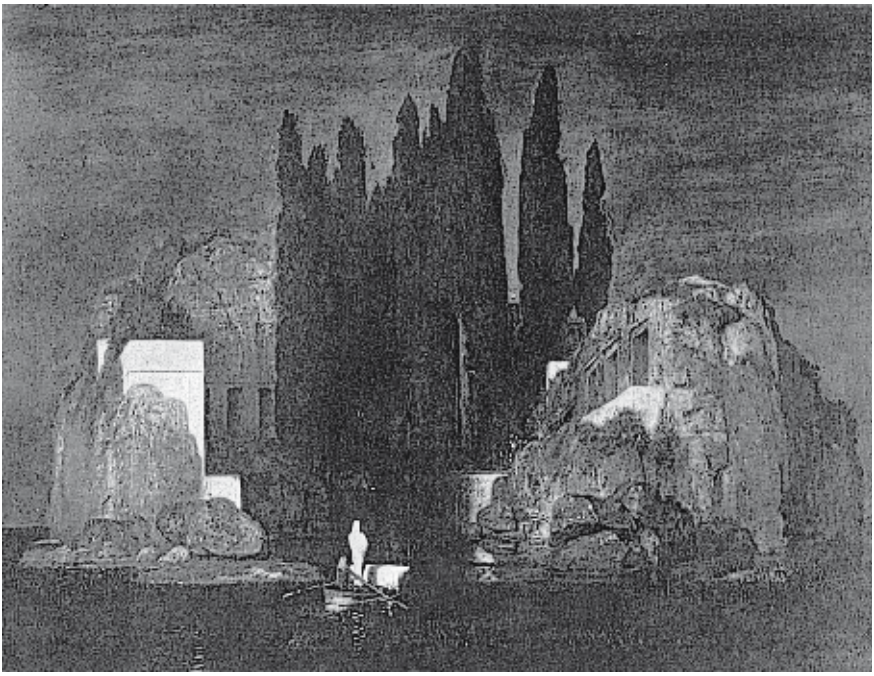
sprächs und auch sonst, immer wieder zu dieser Eiche geschaut hatte, der Eiche, die so etwas wie einen Totenbaum darstelle.» (*Land der Winde,* S. 64). Auch Friedrich versteht das Motiv als existentielle Metapher von Leben, Geworfenheit und Tod. Die Äste vor dem Tümpel liegen im Schnee wie Gefallene.

Unter dem Einfluss des befreundeten Theologen Gotthard Ludwig Kosegarten (1758–1818) sieht Friedrich die Natur als eine Offenbarung Gottes. Gerhard Meier wird ihm als überzeugter Christ darin folgen. Wie Friedrich vertraut er der Intuition: «Schliesse dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst siehest dein Bild», lautet Friedrichs vielzitierte Empfehlung. In Friedrich hat Meier einen Freund und Begleiter gefunden; auf den letzten Seiten von *Land der Winde* heisst es, in Dresden habe man auf Caspar David Friedrichs Grabplatte einen Frühlingsstrauss gelegt.

Die grosse Bedeutung von Friedrichs Bildern zeigt sich auch daran, dass manche in den festen Erinnerungsschatz von Meiers Figuren eingegangen sind. Eine Passage aus *Land der Winde* lautet: «Ich döste vor mich hin, während Katharina für Momente die Augen geschlossen hielt, (...) um ungestört durch jene Galerie flanieren zu können, wo die Bilder an der Ost-, West-, Süd- und Nordwand der Seele hängen, wie bei Kaspar die *Drei Frauen mit Winterastern,* das *Feld voller Gebeine, Base Elise am Ofen stehend, Die Lebensstufen,* Bilder, von denen er etwa geredet hatte.» (*Land der Winde,* S. 106). Nur das letzte der erwähnten Bilder, Friedrichs *Lebensstufen,* aber ist ein eigentliches Gemälde, bei den andern handelt es sich um Erinnerungsbilder an Menschen und Orte, aufbewahrt im Gedächtnis oder in Familien-Fotos. Erinnertes Bild und Erinnerungsbilder, alle sind im Roman in kursiven Lettern betitelt, ganz so als wäre etwa auch die Erinnerung an die Base Elise ein Kunstwerk. Sie ist es, dem inneren Werte nach. Die Grenze zwischen Kunst und Leben ist aufgehoben, beides ist für Gerhard Meier ebenso wirklich.

Böcklin: Die Toteninsel

Über Friedrichs *Lebensstufen,* die Gerhard Meier als die eigentliche Toteninsel beschrieben hat, kommen wir in Meiers Kunstgeschichte zu Arnold Böcklins *Toteninsel,* die dem ersten Teil der *Baur und Bindschäler*-Tri-



Arnold Böcklin: Die Toteninsel. 1880.

logie den Namen gegeben hat. Das Bild ist 1880 entstanden – die erste von insgesamt fünf Fassungen – und befindet sich im Kunstmuseum Basel, wo es Meier gesehen hat. Böcklin gilt ein längerer, wie so oft vor allem von Baur gespeister Diskurs: «Bindschädler, Böcklin hat fünf Versionen der *Toteninsel* gemalt. Und es gibt so etwas wie fünf Kontinente. (...) Im Werkverzeichnis wurden diese fünf Versionen unter einer einzigen Nummer aufgeführt, so dass es sich um eine einzige *Toteninsel* zu handeln schien. Ich bin übrigens kürzlich im Kunstmuseum Basel gewesen und habe Böcklins *Toteninsel* aufgesucht. Es stand bereits einer da in schwarzer Pelerine. Ich ging weg. Kam später zurück. Der Mann war immer noch da. Ich ging erneut weg. Kam erneut zurück. Die Lage hatte sich nicht verändert. Ich gab auf.» (*Baur und Bindschädler,* S. 135 f.).

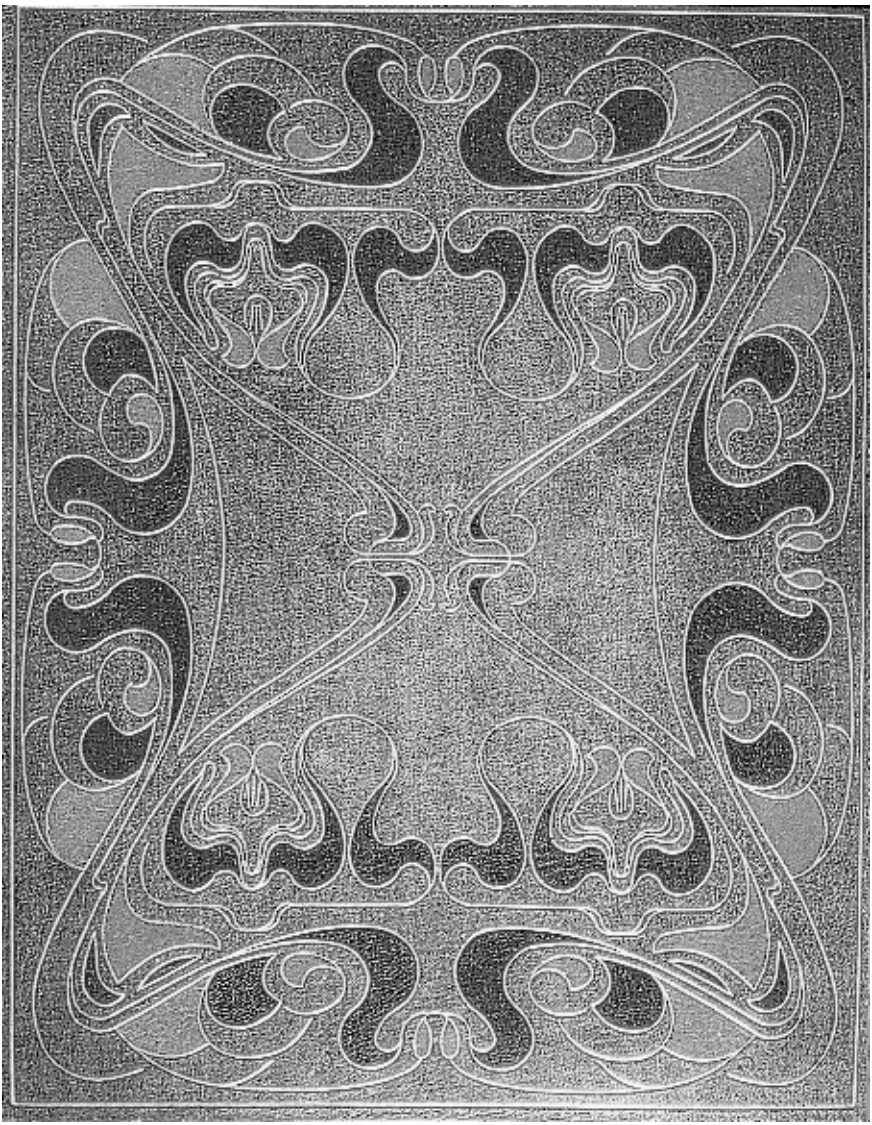
Mit der Betonung der fünf Fassungen – verglichen mit den fünf Kontinenten – unter derselben Katalognummer scheint erneut das romantische

Moment des Ganzen und Gemeinsamen, des Allgemeinen auf. Beim The£ma der Toteninsel geht es um die Gewissheit des allgemeinen Todes. Auf dem Schiff wird ein Sarg zur Gräber-Insel gefahren. Wie bei Friedrich verbindet es die Welt von Leben und Tod. Die Auftraggeberin der *Toteninsel,* eine junge Witwe, hatte das Werk als «ein Bild zum Träumen» in Auftrag gegeben. Und Böcklin schrieb ihr in einem Begleitbrief zum vollendeten Bild: «Sie werden sich hineinträumen können in die dunkle Welt der Schatten, bis Sie den leisen lauen Hauch zu fühlen glauben, der das Meer kräuselt, bis Sie Scheu haben, die feierliche Stille durch ein lautes Wort zu stören.» Böcklins *Toteninsel* begegnet uns bezeichnenderweise ein letztes Mal im Krankenzimmer des sterbenden Baur, bei dem sein Freund Bindschädler wacht: «Baur und ich mussten über längere Zeit geschlafen haben. Mich fröstelte. Ich stand auf, verwarf die Beine, die Arme, (...) knöpfte den Mantel zu und setzte mich wieder hin. «Bindschädler, im Mantel gemahnst du mich an den Mann vor der *Toteninsel* im Museum zu Basel», sagte Baur, lächelnd.» Der Freund Bindschädler wird für Baur zur freundlichen Figur des Todes; es ist ihm nicht bang, er lächelt.

Gerhard Meier kommt in seinem Schreiben assoziativ von einem Bild zum andern, im poetischen Strom fliessen die Bilder zusammen oder fügen sich aneinander wie auf einer Collage von Schwitters. Letztlich geht es um einen simultanen Zusammenklang, wie er in der Musik und der Malerei möglich ist. Gerhard Meiers gesamtes Schaffen – von den frühen Gedichten bis hin zum *Land der Winde* scheint wie *ein* Klang, *ein* Gedicht oder – wie es bei Meier über das Wesen des Romans heisst – wie ein *Teppich,* dessen musterartige Wiederholungen auch im sukzessiven Schreiben simultane Ganzheit erahnen, erinnern lassen.

Van de Velde: Bucheinband

Das Wiederkehren gleicher Ornamente – oder bei Meier: gleicher Satzwendungen – erinnert an den Jugendstil, auf den in den Romanen immer wieder hingewiesen wird. Als Beispiel sei ein Bucheinband des belgischen Jugendstilkünstlers Henry Van de Velde erwähnt. Im Roman *Der Besuch* findet sich folgender Vergleich zwischen Redefigur und Ornament: «Wobei ihn dieses Gerede gewissermassen an Redefiguren, an



Henry Van de Velde: Bucheinband 1895.

Ferdinand Hodler: Herbstabend. 1892.

Sprachfiguren gemahne. Sprachfiguren, welche einem mitunter als Ranken erschienen, als Arabesken, arabeskale Ranken auf einem Cheminée zum Beispiel, einem Jugendstil-Cheminée gleichsam.» (*Der Besuch,* S. 34-f.). Und etwas später wird noch angefügt: «Einer der grossen, vielleicht der grösste Spracharabeskler – Robert Walser – sei ja nun tatsächlich (oder historisch eben) im Jugendstil anzusiedeln.» (*Der Besuch,* S. 35). Die ornamentale Wiederholung erinnert Gerhard Meier an die Verwobenheit aller Dinge, an die Wiederholung von Tages- und Jahreszeiten, an das Werden und Vergehen der Natur.
Der Schweizer Hauptvertreter des Jugendstils ist Ferdinand Hodler, der bei Meier mit dem Bild *Herbstabend* erwähnt wird.

Hodler: Herbstabend

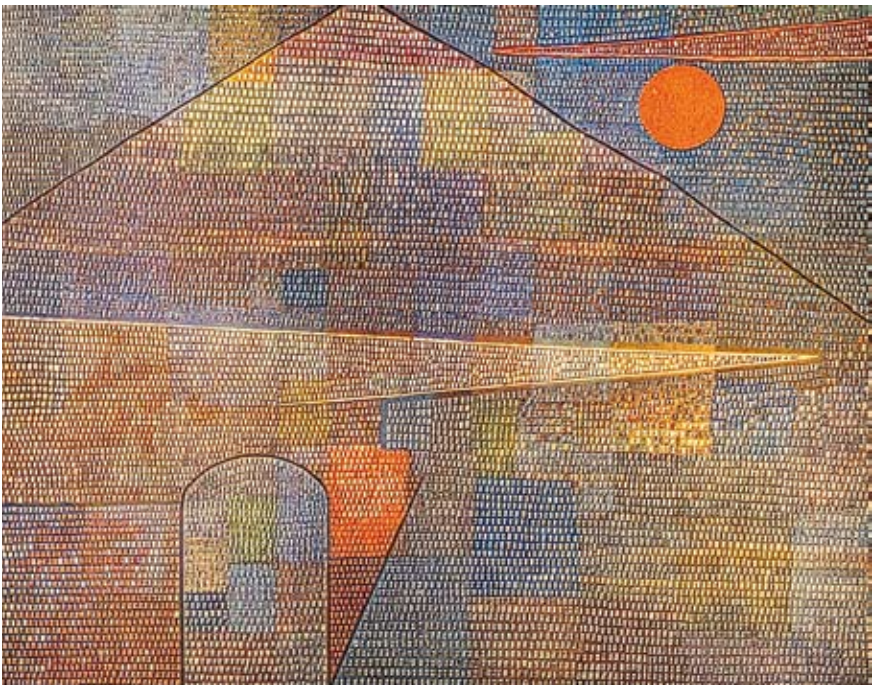
Das Bild *Herbstabend* (1892, Musée des Beaux Arts Neuenburg) wird im Roman *Der schnurgerade Kanal* als Schluss-Einstellung für einen Roman

Hodler und Friedrich: Vergleich.

gesehen: «Belletristische Bücher sollten mit einer Strasse enden, das heisst, belletristische Helden sollten sich auf der Strasse davonmachen, eventuell parallel zu einem schnurgeraden Kanal, dabei gleichsam in einem hodlerschen Abend aufgehend, wobei auch Bäume mit dabei sein müssten, in diesem Fall Kastanienbäume, hodlersche eben, also diese gar nicht stämmigen, eher grazilen, vielleicht angekränkelten, transparenten oder herbstlichen, hodlerschen Kastanienbäume. Und man hätte diese belletristischen Helden zu verfolgen, bis sie punktklein in einem Himmel verschwinden würden, der sich perlmuttern über eine Gegend wölbt (...).» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 240 f.). Zwei von Meiers Hauptmotiven, Baum und Strasse, sind in Hodlers Bild miteinander verbunden. Der Baum ist für Hodler – wohl auch für Meier – eine Metapher des Menschen, in seiner Stärke und seiner Hinfälligkeit. Die Strasse ist ein Sinnbild des Lebensweges. Damit folgt Hodler ganz der romantischen Tradition. Interessant ist ein Vergleich zwischen einer Skizze zu Hodlers *Herbstabend* und Friedrichs *Frau vor der untergehenden Sonne.* Mit Vorliebe wendet sich Gerhard Meier der romantisch-nordischen Tradition der Malerei zu. Hierzu können auch Vertreter der Moderne wie Paul Klee oder der Amerikaner Mark Rothko zählen.

Klee: Ad Parnassum

Auf dem Bild *Ad Parnassum* (1932, Kunstmuseum Bern) leuchtet der göttliche Berg Parnass, lädt ein, bestiegen zu werden. Meiers Bildbezug ist assoziativ, beim Anblick alter Dächer erinnert sich sein Held im Roman *Der Besuch* an Klees Bild. «Was diese Dächer (...) besonders auszeichne, sei deren Patina gleichsam, welche von Flechten und Moosen herrühre und sich in den Tönen Grün, Orange, Grau und so weiter bewege, wobei auch noch die unterschiedliche, mannigfaltige Tönung der Ziegel dazukäme, dieses Farbenspiel zu bereichern eben. (...) Und es gebe Dächer, eben Nasen- und Biberschwanzdächer, die einen unvermittelt an Klee, Paul Klee, erinnerten, auch wenn man kein hässlicher Schöngeist sei.» (*Der Besuch,* S. 113 f.). Sprechend ist – rund 15 Seiten später – eine minuziöse Beschreibung von Klees Grab und seiner Umgebung. Erfasst werden vorerst die Gräber zur Rechten und zur Linken, von sog. «gewöhnlichen» Frauen und Männern, welche in der langen Kette des

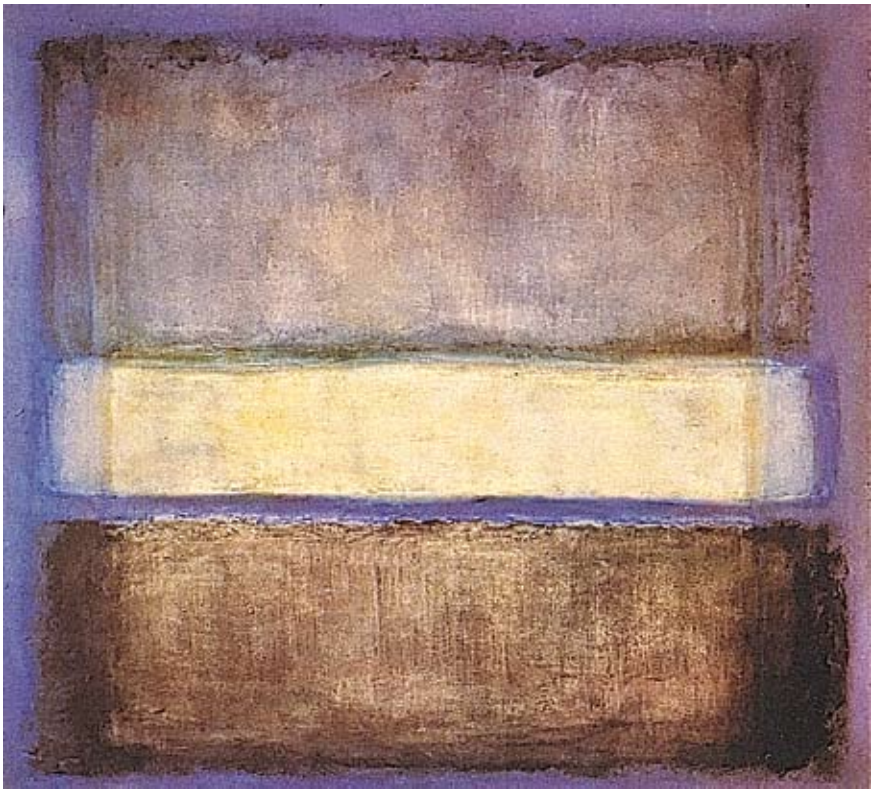


Paul Klee: Ad Parnassum. 1932.

Sterbens kurz vor oder kurz nach dem Künstler-Genie starben und nur darum an seine Seite zu liegen kamen. Der Tod nun aber macht sie alle gleich. Klees Grabinschrift wird erst ganz am Schluss, gleichsam als Höhepunkt, erwähnt. Sie lautet: «Diesseitig bin ich gar nicht fassbar, denn ich wohne grad so gut bei den Toten wie bei den Ungeborenen, etwas näher dem Herzen der Schöpfung und noch lange nicht nahe genug.» (*Der Besuch,* S. 132).

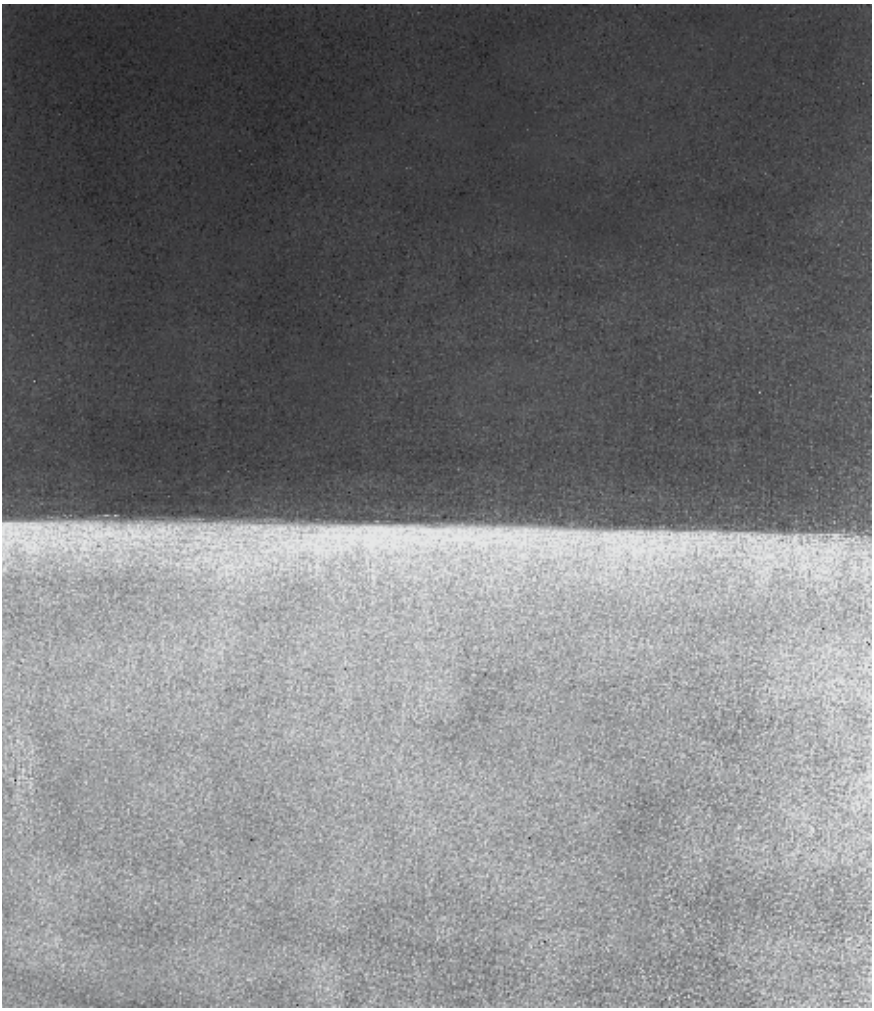
Rothko: White band

Der amerikanische Maler Mark Rothko (1903, in Russland – 1970 New York) ist neben Friedrich wohl derjenige Künstler, der Gerhard Meier am meisten beeindruckt hat. Entdeckt hat er ihn in einer Ausstellung im



Mark Rothko: White band (Number 27). 1954.

Kunsthaus Zürich; das Plakat, das er damals für teures Geld erstanden hat, hängt bis heute neben seinem Schreibtisch. Im Roman *Der schnurgerade Kanal* bezieht er die beiden Künstler im gleichen Satz aufeinander; beschrieben wird der Anblick eines Spiräen-Strauches: «Leicht verfärbt, der Jahreszeit gemäss, bietet der Strauch einen Anblick, der etwas Evozierendes an sich hat: Tableaus, Landschaften von Caspar David Friedrich, gleichsam rothkoeske Bilder stellen sich ein in dessen Anblick.» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 257 f.).



Mark Rothko: Black on Grey. 1970.

Im gleichen Roman weist Meier nochmals auf Rothko hin; der Erzähler betrachtet in einem Fotoband über Russland den blaugrünen Winterpalast in St. Petersburg und erinnert sich an Rothkos Bilder: «Dieses Blaugrün,

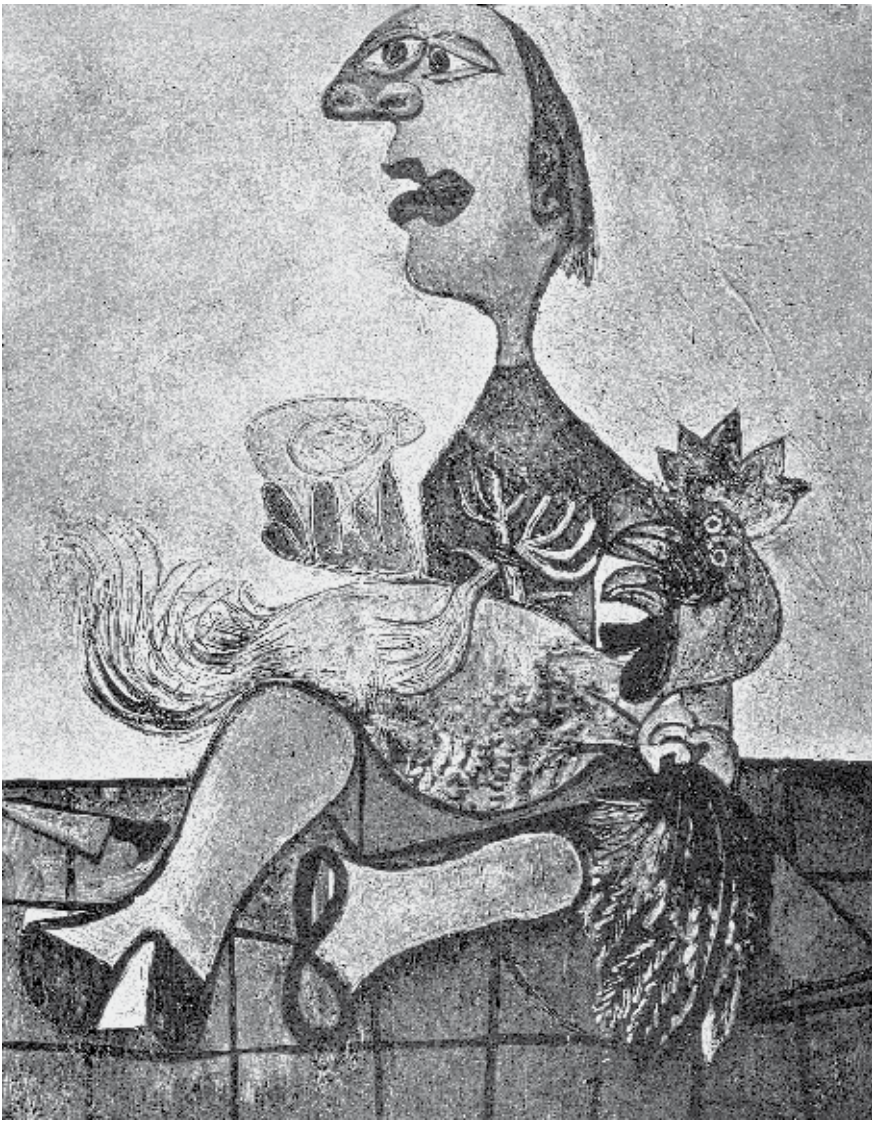
ursprünglich monochrom, ist ein Beispiel dafür, wie die Zeit aus dem Monochromen etwas Strukturiertes macht. (...) Man ist geneigt, daraus gewissermassen eine Gesetzlichkeit abzuleiten: Vom Monochromen gibt es eine Bewegung hin zum Strukturierten, Verwaschenen, Gebleichten, zum Mit-geheimnisvollen-Schattierungen-Durchwirkten, was (...) von einer berückenden Eindrücklichkeit sein kann, wenn man gewillt ist, sich der sanften Dominanz dieser Erscheinung zu beugen, wobei ein Sich-Sträuben Ignoranz bedeutete. Dabei ist diese Bewegung paradoxerweise nicht eine Bewegung hin zum Verlöschen allein, sondern eine Bewegung hin zur Intensität, zur Spiritualität, was den Bildern Mark Rothkos diese zeitlose Aktualität verleihen mag.» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 291 f.).

Picasso: Frau mit Hahn

Friedrich und Rothko wurden als Marksteine in Gerhard Meiers privater Kunstgeschichte erwähnt, als dritter kommt Pablo Picasso dazu, der von der romantisch-nordischen Linie abweicht, mit seinem Bild *Frau mit Hahn* aber die gleiche existentielle Richtung verfolgt, die auch Gerhard Meier interessiert.

Das Bild aus dem Kunsthaus Zürich ist im Prosastück *Der andere Tag* beschrieben: «Direkt über dem Zürcher Kunsthaus und in grosser Höhe könnte eine grössere Anzahl Mauersegler im Aufwind genächtigt haben, dieweil im Kunsthaus, auf Picassos *Frau mit Hahn* – ein Bild aus dem Jahre 1938 – der Hahn (rücklings auf dem Schoss der Frau, die Beine zusammengebunden, seine Flügel von der linken Hand der Frau umklammert, in Griffnähe der rechten Hand der Frau ein Messer) dem Morgengrauen entgegengestarrt habe, ohne zu krähen; was sich, soll Kaspar zu Katharina gesagt haben, das mit dem Hahn, jeden Morgen jeweils wiederhole.» (*Der andere Tag,* S. 217).

Der Hahn wird zum Stellvertreter des Kreatürlichen schlechthin, sein Schicksal, gefangen zu sein und bald geschlachtet zu werden, während im Freien die Mauersegler im Aufwind treiben, erinnert an das allgegenwärtige Leiden und Sterben. Mauersegler und Hahn stehen nicht nur für die Dialektik von Freiheit und Gefangenschaft; mit den Vögeln am Himmel, Symbolen der ausfliegenden Seele, wird dem alltäglichen Tod zugleich ein neues Leben entgegengehalten. Für Baur ist *Frau mit Hahn* «Pi-



Pablo Picasso: Frau mit Hahn. 1938.

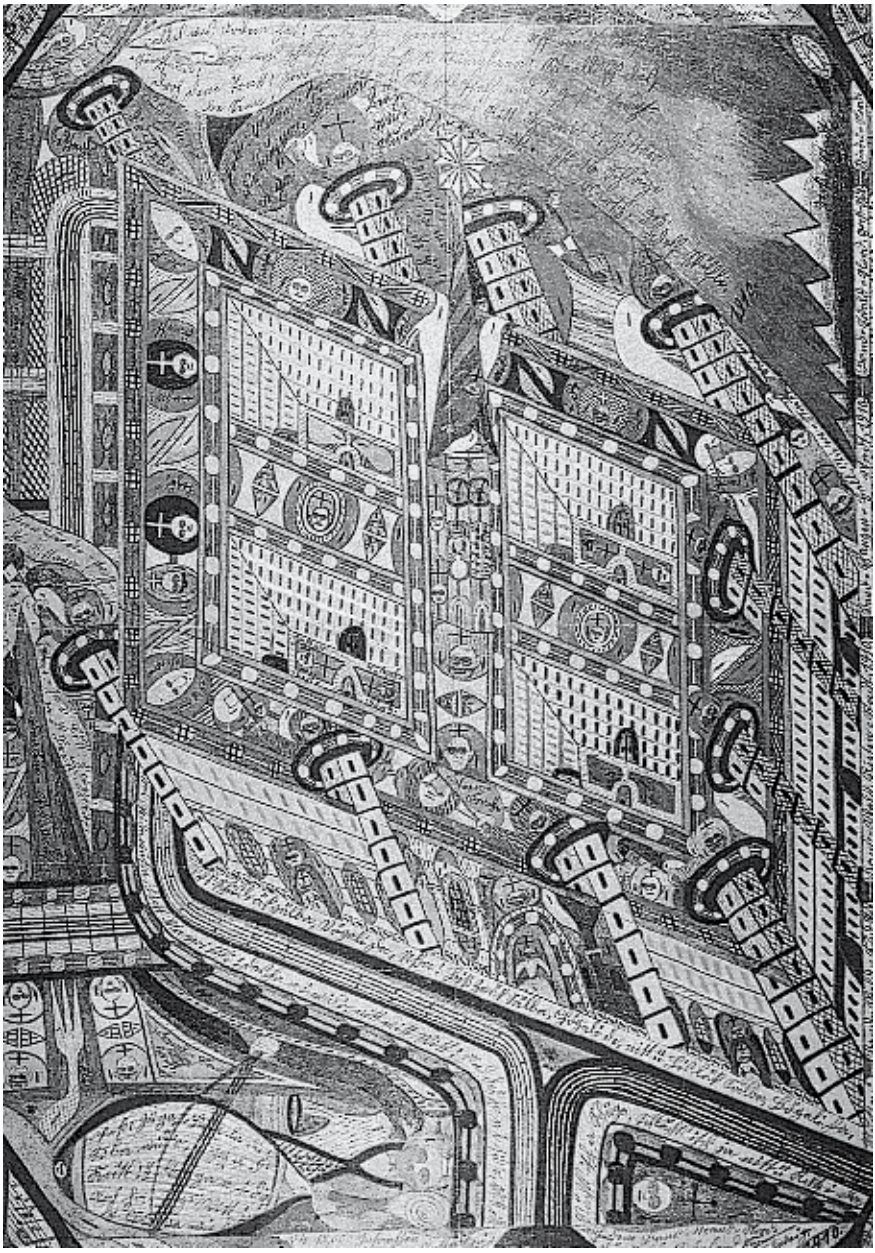
cassos schönstes Bild» (*Baur und Bindschädler,* S. 11), der Künstler ist ihm ein Vorbild: «Picasso soll einmal zu Malraux gesagt haben, man müsse die Leute aus dem Schlaf reissen, ihre Art, die Dinge zu identifizieren, umkrempeln. Man müsse unannehmbare Bilder schaffen, damit sie schäumten. Man müsse sie zwingen einzusehen, dass sie in einer verrückten Welt lebten. Einer Welt ohne Sicherheit, die nicht so sei, wie sie glaubten, (...). Bindschädler, sollte ich jemals zum Schreiben kommen, will ich es tun im Sinne Picassos.» (*Baur und Bindschädler,* S. 149).

Ziegelmüller: Vikna

Gerhard Meier hat sich nicht nur für die Kunstgeschichte und die Künstler der internationalen Moderne interessiert, sondern auch für die zeitgenössische Kunst seiner Umgebung. Sein eigener Sohn, Pedro Meier, ist Maler, und auch einige seiner Bekannten und Freunde sind bildende Künstler. Stellvertretend sei hier auf das Schaffen von Martin Ziegelmüller hingewiesen, das Gerhard Meier seit langer Zeit kennt und schätzt. Ziegelmüllers Aquarell *Vikna* von 1985 stellt eine norwegische Küstenlandschaft dar. Gerhard Meier hat sich 1987 im Gespräch mit Tina Grütter zu dem Werk geäussert:
«Ziegelmüllers Aquarelle stehen mir besonders nahe. Ich mag Aquarelle ohnehin, vor allem jene von Turner. Vielleicht ist es das Schwerelose, das Duftige, Hingehauchte, Rasche, Spontane, das mich trifft (...) Man spürt den schwarzen Granit, riecht das Wasser, das als Folge der vorgelagerten Inseln ruhig daliegt, als Spiegel des Himmels und der Erde. Was mir in der Literatur, im Leben schlechthin wichtig ist: die Musikalität – hier kommt sie ins Spiel, in hingehauchten Tönen sozusagen, in Blau-, Violett-, Schwarz- und Beigetönen. (...) Es freut mich, dass es bis auf den heutigen Tag Maler gibt, die sich der Landschaft aussetzen können; Maler die einem das Gefühl vermitteln, sie lebten mit ihrem Landstrich. (...) Martin Ziegelmüller wusste und weiss, dass man der Kontinuität nicht so ohne weiteres entkommen kann, dass Gags und Minimalismus nicht weiterführen, und dass die Landschaft oder die Umwelt eben mehr als nur Staffage ist. Und in dieser Landschaft steckt ja immer auch jener Stoff, nach dem wir heimlich unterwegs sind: Stille. Mit «Vikna» macht uns Martin Ziegelmüller diese Stille sichtbar, ja geradezu hörbar.»

Martin Ziegelmüller: Vikna. 1985.

Martin Ziegelmüller: Schatten. 1995.



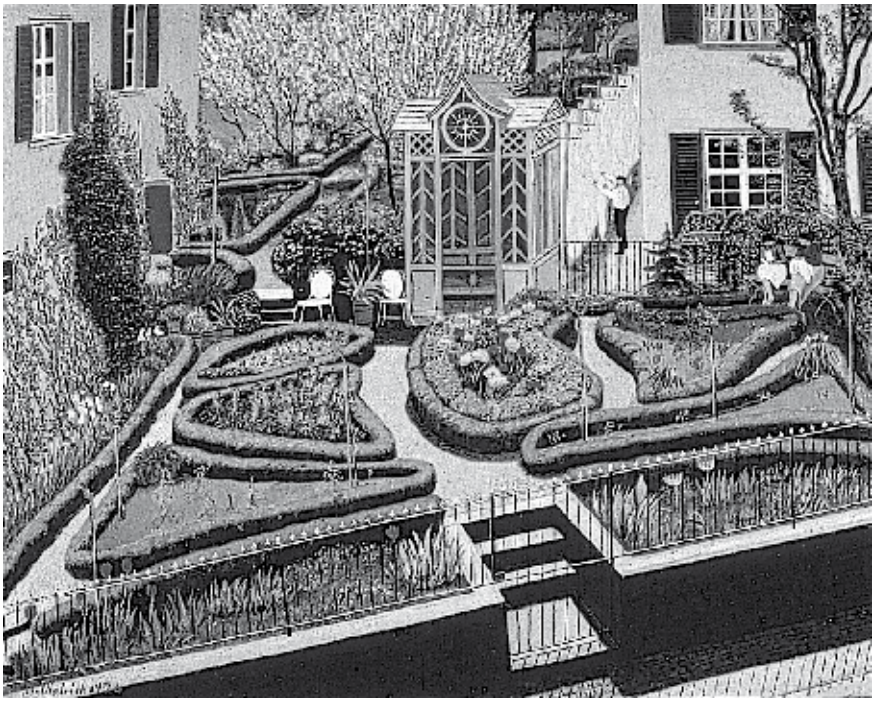
Adolf Wöfli: Irren-Anstalt Band-Hain. 1910.

Wölfli: Irren-Anstalt Band-Hain

In Gerhard Meiers «Kunstgeschichte» sind wir bislang der Hauptstrasse gefolgt, von der deutschen Romantik über den Jugendstil zur internationalen Moderne gekommen. Im letzten Teil gehen wir auf Nebenwegen, die Gerhard Meier ebenso lieb sind. Gemeint ist die Kunst der Geisteskranken, die sogenannte *art brut,* die Kunst der Naiven und Volkskünstler. Meiers Interesse für die *art brut* ist – wie das für Friedrich – mit seiner Biographie verbunden. Sein Vater sowie zwei seiner Schwestern haben als Pfleger und Pflegerinnen in der psychiatrischen Klinik *Burghölzli* gearbeitet. Gerhard Meier hat seit jeher mit den Fragilen und Randständigen sympathisiert, mit denen, die wie Robert Walser oder Max Gubler am Leben zerbrochen sind. Im *Land der Winde* heisst es von Baur: «Verfallen sei er von jeher der Hinfälligkeit gewesen, dem zerbrechlichen Menschen, dem Klang, der die Welt ausmache.» (*Land der Winde,* S. 70).

Wölfli ist 1864 im Emmental geboren und in bitterster Armut aufgewachsen, früh verlässt der Vater die kinderreiche Familie, und früh stirbt die Mutter. Schon in Kinderjahren wird Wölfli als Knecht auf Bauernhöfe verdingt. Mit 26 Jahren wird er erstmals wegen sexuellen Missbrauchs zweier Mädchen zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Als sich einige Jahre später dasselbe Vergehen wiederholt, wird er für immer in die psychiatrische Klinik Waldau eingewiesen. Hier beginnt er mit seinen Zeichnungen und Kompositionen, denen er sich in manischer Weise bis zu seinem Tod 1930 verschreibt. Eindrücklich ist darin Wölflis Bemühen, seine verworrene Welt in Systemen zu ordnen, um daran Ruhe und Halt zu finden.

Gerhard Meier bezieht das Schicksal von Robert Walser und Adolf Wölfli aufeinander. In der *Ballade vom Schneien,* welche mit dem Erlebnis des Walser-Textes *Winter* beginnt, wird ausgeführt: «Im Januar (...) zog er [Walser] von der Luisenstrasse 14/III in die Waldau um, wo bereits der Adolf Wölfli war. (...) Ungefähr ein Jahr lang waren sie gemeinsam Insassen dieser Liegenschaft, vermutlich ohne voneinander gewusst zu haben.» In gewisser Weise gleicht das überexakte, umständliche, aber gewissenhaft genaue Schreiben des Sprach-Arabesklers Robert Walser der manischen Durchführung von Wölflis vielteiligen Kompositionen.



Adolf Dietrich: Frühlingsgarten. 1926.

Dietrich: Frühlingsgarten

Das gewissenhafte Durchgestalten bis hin zum Kleinsten ist auch Adolf Dietrichs «Sache» – und es ist, als wollte der oftmals übersehene Taglöhner und Kleinbauer vom Untersee uns jene differenzierte Wahrnehmung vormachen, die er selber von seinen Nachbarn vermissen musste. Im benachbarten Frühlingsgarten hält er jedes Gräslein fest. Die Bilder des schönen Gartens, den er immer nur von aussen betrachten, aber nie betreten durfte, sind Bilder vom Paradiesgärtlein. Meistens hält Dietrich Gartenmauer und Zaun in aller Klarheit fest: Das Paradies ist in dieser Welt den Gutsituierten, in der andern Welt den Seligen vorbehalten. Das Paradies ist ein abgeschlossener Garten, ein hortus conclusus.

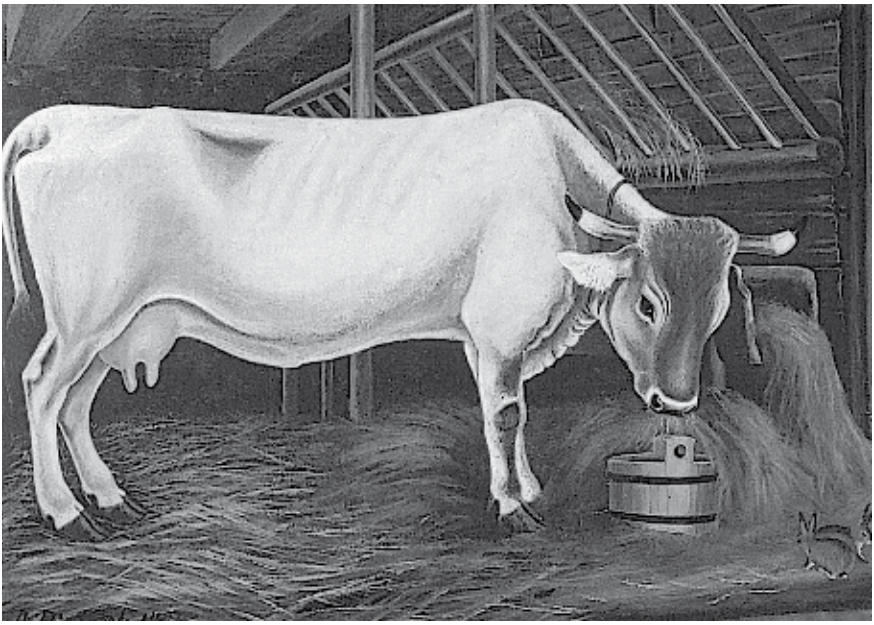
Adolf Dietrich: Garten mit Geranien am Fenster. 1933.

Dietrich: Garten mit Geranien am Fenster

Nur einmal, im Bild *Garten mit Geranien,* sind die Grenzen fast ganz aufgehoben. Das Paradies ist sowohl hier wie dort, alles verwebt sich zum tausendblütigen Teppich – als wärs ein Roman von Gerhard Meier.
Gerhard Meier, der Berlingen von einem Ferienbesuch kennt, hat Dietrich in seinen Büchern verschiedentlich erwähnt. Im Roman *Der schnurgerade Kanal,* der von einem Ferienaufenthalt von Dr. Helene W. in Berlingen berichtet, wird Dietrichs Nachbargarten beschrieben: «Das Gartenhaus in Laubsägestil vis-à-vis des Hauses des Adolf Dietrich hoffte, gemalt und gemalt und gemalt zu werden.» (*Der schnurgerade Kanal,* S. 239).
Dietrich hat den Nachbargarten tatsächlich in weit über dreissig Bildern festgehalten, zu allen Jahreszeiten. Was für Meier Niederbipp, ist für Dietrich Berlingen. Beide schöpfen gerade aus der örtlichen Beschränkung einen enormen Reichtum an Farben und Formen, Stimmungen und Gefühlen.

Dietrich: Die Kuh

Unter dem Titel *Auf einen Sonntagsmaler* bezieht sich Meier bereits 1976, in den Prosaskizzen *Papierrosen,* auf Dietrich und das Bild *Die Kuh* (1920, Kunstmuseum Basel): «Apropos Kühe: Ich habe kürzlich Adolf Dietrichs weisse Kuh gesehen, anlässlich der Ausstellung «Der Bauer in der Malerei» in Trubschachen, der Gegend der Kalvarienberge. Und ich muss sagen, dass diese Kuh mit dieser Welt und jener viel zu schaffen hat.» (*Papierrosen,* S. 98).
Wie bei Picassos *Frau mit Hahn* interessiert sich Gerhard Meier auch hier nicht für das Sujet an sich, sondern für den existentiellen Gehalt des Bildes. Die Kuh steht in ihrem Stall und frisst vom frischen Gras, Dietrich hat sein Tier in feinen, fast zärtlichen Pinselstrichen dargestellt: ein Bild von Wärme und Geborgenheit. Und doch schaut die Kuh trüb und dumpf, ergeben, als wüsste sie von ihrer kommenden Schlachtung.
Gerhard Meiers Hinwendung zur *art brut* und den naiven Malern – er selbst wurde von Werner Weber einmal als *peintre naif* bezeichnet – ist eine Frage des Vertrauens. Kandinskys Wort von der «inneren Notwendigkeit» des künstlerischen Schaffens, bewahrheitet sich oft gerade bei naiven und geisteskranken Künstlern. Der Mythos von künstlerischer Not-



Adolf Dietrich: Die Kuh. 1920.

wendigkeit und Lauterkeit war seit jeher Ausdruck der Sehnsucht nach einer wahrhaftigen Kunst in einem eher zweifelhaften Kunstbetrieb. Gerhard Meier hält auch in postmodernen Zeiten am ethischen Postulat des Künstler-Daseins fest.

Den Schluss unseres Bilder-Reigens macht die ungewöhnliche Sammlung Zimmerer in Warschau, welche polnische Volkskunst zeigt, rund 7000 Objekte in einem kleinen Haus an der Ulica Dabrowiecka.
Gerhard Meier hat die Sammlung wohl über eine Fotoreportage in einem Magazin kennengelernt, die in der *Toteninsel* erwähnt wird: «Ich sagte zu Baur, dass die Seele vielleicht jenem kleinen Haus an der Ulica Dabrowiecka zu Warschau gleiche, das eine Sammlung von ungefähr siebentausend Bildwerken umfasse, die von Ludwig Zimmerer, dem Hausherrn,

Haus Ludwig Zimmerer, Warschau: Haus.

Haus Ludwig Zimmerer, Warschau: Innenraum mit Decke.

Haus Ludwig Zimmerer, Warschau: Innenraum mit Seitenwand.

als *paradiesischer Käfig* deklariert werde. Der ständige Zustrom neuer Bildwerke erzwinge immer neue, technisch ausgeklügeltere platzsuchende Präsentation. (...) Durch eine Reportage seien übrigens Fotos aus dem *paradiesischen Käfig* in Umlauf gekommen. Eine davon zeige den Wandausschnitt über der Treppenwange, wo unter dem Radiator Lenin, Abendmahl und Heilige Familie koexistierten, holzgeschnitzt. Ein weiteres Foto lasse in die Wohnstube blicken, deren Wände und Decke lückenlos bebildert seien.»

Über die Eigenart und ein einzelnes Stück der Sammlung heisst es weiter: «Die Intensität der Bildwerke, denen man mit der Kennzeichnung «naiv» nicht gerecht werde, lasse einen tief und unmittelbar in fremdartige mitmenschliche Innenwelten blicken. Da gebe es zum Beispiel von Jozef Lurka, der in Holz die Frohbotschaft verkünde, dabei in schlichter Frömmigkeit theologische Kühnheiten hervorbringend, eine «Eva mit Forelle im Paradies», womit Lurka aber nicht auf das altchristliche Fischsymbol für Christus habe hinweisen wollen, sondern ihm sei es darum gegangen, das Paradiesische des Paradieses anschaulich zu machen: Wenn sich ein Löwe

streicheln lasse, das sei noch nichts, aber eine Forelle – wo je, seit dem Sündenfall, habe eine Forelle sich streicheln lassen?» Gerhard Meiers jüngster Roman *Land der Winde* endet mit der Erinnerung an dieses kleine Haus an der Ulica Dabrowiecka und seine siebentausend Bildwerke, die Bindschädler einstmals mit der Seele verglichen hatte.

Die Seele als Haus voller Bilder; gemalten, erinnerten. Die Führung durch Gerhard Meiers «Musée imaginaire» ist abgeschlossen, wenn auch lange nicht vollständig. Was nachzufügen bleibt, ist der Hinweis auf Gerhard Meiers Sprachbilder, auch auf jene, die sich nicht auf gemalte Bilder beziehen. Manche dieser Sprachbilder stehen mir so lebendig vor Augen, als hätte ich sie als gemalte Bilder in einem Museum gesehen. Einige davon hängen an meinen Seelenwänden.

Vortrag, gehalten am 4. Juni 1996 im Kunsthaus Langenthal. Die Form des Referats wurde beibehalten, einzig einige vortragsmässige Stellen, so Überleitungen, wurden der vorliegenden Form des geschriebenene Artikels angepasst. (Red.)

Die Seitenzahlen nach den Zitaten beziehen sich auf folgende Ausgaben von Gerhard Meiers Schaffen:
Gerhard Meier. *Werke.* Bern: Zytglogge, 1987.
Erster Band: Einige Häuser nebenan. Papierrosen. Der andere Tag.
Zweiter Band: Der Besuch. Der schnurgerade Kanal. Romane.
Dritter Band: Baur und Bindschädler (Toteninsel, Borodino, Die Ballade vom Schneien). Roman.
Gerhard Meier. *Land der Winde.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990.
Gerhard Meier/Werner Morlang. *Das dunkle Fest des Lebens.* Köln, Basel: Bruckner & Thünker, 1995.

Hinweis betr. Illustrationen: Copyright ProLitteris, 1997, 8033 Zürich. Bilder Seiten 48 und 49: Christoph Keller, 8038 Zürich.

Johann Heinrich Pestalozzi und Albert Bitzius VDM

Pestalozzis Langenthaler Rede und ihre Beziehung zu Jeremias Gotthelf

Thomas Multerer

Im März 1825 kehrte Pestalozzi von Yverdon, dem Schauplatz seiner grössten Erfolge, auf den Neuhof bei Brugg zurück. Er dachte aber nicht daran, trotz des Zusammenbruchs des Unternehmens von Yverdon, sich vor der Welt zu verschliessen. Bereits im Mai besuchte er die Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft im nahen Schinznach. Er gehörte der Gesellschaft seit mehr als einem halben Jahrhundert an und hatte aus den Reihen der Mitglieder Förderer und Freunde gewonnen. Kaum einer dieser frühen Freunde lebte noch. Trotzdem hatte die Gesellschaft Pestalozzi nicht vergessen. Als er sich in Schinznach bescheiden auf die hinterste Bank setzen wollte, wurde er sofort nach vorne gerufen, um neben dem Präsidenten Platz zu nehmen. Mit grosser Mehrheit wählte ihn die Versammlung sodann zu ihrem Vorsitzenden für das Jahr 1826. Mit dieser Wahl war die Verpflichtung verbunden, an der nächsten Jahresversammlung zu sprechen. Als Tagungsort für 1826 wurde Langenthal bestimmt. Tief gerührt nahm Pestalozzi Wahl und Verpflichtung an und versprach, im Oberaargau über Vaterland und Erziehung sprechen zu wollen.

So reiste denn Pestalozzi am 26. April 1826, einem unfreundlichen, rauhen Nachwintertag, nach Langenthal. Er soll von der Bevölkerung sehr herzlich empfangen worden sein; auch war er in Langenthal kein Unbekannter. Immerhin hatten im Jahre 1817 acht Langenthaler die grosse Cotta-Ausgabe seiner «sämtlichen Werke» subskribiert. Die ganze Stadt Bern brachte es dagegen nur auf ganze zehn Exemplare. Die Versammlung fand im grossen Saal des Hotels Bären statt. Die Tagung in Langenthal war einer von Pestalozzis glücklichsten Tagen. Er wurde auf Händen getragen, überall begegneten ihm Hochachtung und Anerkennung. Trotzdem war die Freude nicht ganz ungetrübt, wie es in Pestalozzis langem Leben kaum je ungetrübte Freude gegeben hat. Sein ehemaliger

Mitarbeiter aus Yverdon – Niederer – hatte sich veranlasst gefühlt, die Helvetische Gesellschaft vor Pestalozzi zu warnen, dessen Rührung sei nur gespielt, er sei darin «ein vollendeter Schaupieler», die Gesellschaft solle verhindern, dass Pestalozzi ihre Versammlung zum «Tummelplatz der Leidenschaften» mache. Pestalozzi meinte zu den Ehrungen, die ihm zuteil wurden, dass «man ihm wohl viel Schönes ins Angesicht» sage, man müsse aber auch hören, «was man hinter seinem Rücken von ihm sage». Dennoch überwiegen in Langenthal Glück und Genugtuung. «Er fühlt es und sagt es auch: Dies ist der Dank meines Landes! Und alle bitteren Jahrzehnte wiegen nun die eine Stunde nicht auf, da er sich im Kreise dieser Männer und Jungmänner als eine Lebensquelle fühlt, die immer noch über den Rand zu fliessen vermag. Er kommt beschüttet vom Glück und mit der seligen Wehmut heim, dass es sein letzter Tag in ihrem Kreis gewesen sei, weil er ein Nocheinmal nicht ertrüge.» So Wilhelm Schäfer in seinem Pestalozzi-Roman «Lebenstag eines Menschenfreundes».

Lang ist die Liste der Teilnehmer, viele in der Schweizergeschichte des letzten Jahrhunderts bedeutende Persönlichkeiten finden sich eingetragen. An Bedeutung und Berühmtheit überragt sie aber alle ein Mann, der sich selbstbewusst mit «Albert Bitzius VDM» (Verbi divini minister = Diener des göttlichen Worts) in die Präsenzliste eingetragen hat.

Man kann nun nicht sagen, der greise Pestalozzi und der junge Vikar Bitzius aus Herzogenbuchsee seien in Langenthal zusammengetroffen. Ein Zusammentreffen war es nicht, auch keine Begegnung. Pestalozzi hat Albert Bitzius – einen Jeremias Gotthelf wird es erst zehn Jahre später geben – bestimmt nicht einmal wahrgenommen, er konnte ihn gar nicht kennen; und dass beide Persönlichkeiten ein Wort gewechselt hätten, ist so gut wie ausgeschlossen. Gotthelf spricht später nie von seinem Besuch im «Bären», er erwähnt Pestalozzis Rede nirgends. Vielleicht hat ihn das Auftreten Pestalozzis auch nicht besonders beeindruckt. Dieser war zu gerührt, zu schwach, um die Rede selber zu halten. Sie wurde vom Sekretär der Gesellschaft verlesen. Dies hat den Vortrag bestimmt beeinträchtigt, wenn nicht in seiner Bedeutung, so doch in seiner Wirkung. Zudem enthält die Rede keine neuen Gedanken, nichts, was man aus Pestalozzis bisherigen Schriften nicht bereits kennen konnte.

Man darf also Gotthelfs Anwesenheit bei der Rede Pestalozzis in Langenthal nicht stilisieren und zur Bildung von Legenden missbrauchen – wie Walter Nigg es tut: «In der Stunde zu Langenthal ist Gotthelf aus ei-

nem blossen Leser von Pestalozzis Schriften zu seinem wahren Schüler geworden, zum kongenialsten Schüler, den Pestalozzi je in der Schweiz gefunden hat. (...) Gotthelf nahm aus Pestalozzis Hand die lodernde Fackel, er hielt sie hoch und zündete damit in seine Zeit hinein. Er ist Elisa, auf den Pestalozzi, einem Elias gleich, seinen Mantel geworfen hat, und er führte sein Werk in Helvetiens Gauen fort.» (Walter Nigg: Wallfahrt zur Dichtung).

Die Bedeutung der gleichzeitigen Anwesenheit beider liegt auf einer höheren, gleichsam symbolischen Ebene. Es ist eine fast mythische Gleichzeitigkeit: An diesem 26. April 1826 sind zwei wirklich kongeniale Menschen in Langenthal gewesen, und ihre gemeinsame Anwesenheit hat einen tieferen Sinn. Die Beziehung Pestalozzis zu Gotthelf in Langenthal ist nicht kausaler Art. Nicht weil Gotthelf Pestalozzis Rede gehört hat, ist er Nachfolger oder gar Jünger geworden; nicht weil Gotthelf Pestalozzi gelesen hat – übrigens wohl gar nicht besonders fleissig – übernimmt er dessen Gedankenwelt, sondern es treffen hier zwei Menschen zusammen, die gleichsam durch einen unterirdischen Strom des Denkens verbunden sind, deren Bild vom Menschen aus einer gemeinsamen tieferen Quelle kommt. Eine Gemeinsamkeit verbindet beide, deren sich Gotthelf gar nicht bewusst war, sie war ihm wohl einfach selbstverständlich. Pestalozzis Rede löst in Albert Bitzius nichts aus, da alles schon da ist, er findet sich und sein Denken in Pestalozzis Worten bestätigt, was ihn aber in keiner Weise erstaunt. Und in der Tat: Liest man die Langenthaler Rede in Kenntnis von Gotthelfs Welt- und Menschenbild in seinem Werk, erscheint sie wie ein Programm eben dieses Werks. Pestalozzi sagt in der Langenthaler Rede als Denker das, was Gotthelf später in seinem Werk als Dichter gestaltet.

«Von Vaterland und Erziehung» oder «Wie kann man den Gefahren des Fabrikelendes und des Proletarismus wirksam entgegentreten?»

Pestalozzi versprach in Schinznach, von Vaterland und Erziehung sprechen zu wollen, wenn «Gott ihm noch ein Jahr schenke». Damit charakterisiert er seinen Vortrag zu bescheiden, denn die Langenthaler Rede kann als sein geistiges Testament bezeichnet werden. Zwar hat er nur über das Vaterland gesprochen, zu einem Vortrag über Erziehung reichte

die Zeit nicht. Pestalozzi hat darum diesen zweiten Teil schriftlich als Skizze formuliert und ihn den Tagungsakten beigelegt. Ob Albert Bitzius diese Skizze gekannt hat, ist ungewiss und wenig wahrscheinlich.
Pestalozzi entwirft ein weitläufiges Bild seiner Zeit und seiner Gesellschaft, «er wies die entlegenen und die näheren Quellen der Verderbnis in unserem Vaterlande nach, aber auch die Heilquellen». Und wenn wir der Rede einen Titel in unseren Worten geben müssten, so würde er wohl etwa lauten: «Wie kann man den Gefahren des Fabrikelendes, des Fabrikgeistes und des Proletarismus wirksam entgegentreten?» Ein für das Jahr 1826 eigentlich erstaunlich vorausblickendes Thema. Wir versuchen in der Folge, einen zusammenhängenden Überblick über die Rede Pestalozzis zu geben, bevor wir uns der Frage zuwenden, inwiefern sein Denken auch das Denken Gotthelfs ist. Pestalozzis Stil ist manchmal äusserst komplex und umständlich, so dass es nicht erstaunt, wenn der Vortrag einem Zuhörer als «endlose Schraube» vorkam, was aber für einen Leser der Rede kein zutreffendes Urteil ist.
Pestalozzi entwirft eingangs ein idyllisches Bild der Urschweiz. Aus den Tugenden und dem Gemeinsinn der Urväter sei der erste Bund der Eidgenossen entstanden. Von der Natur sei dies Land zwar benachteiligt worden, durch seine vielen Berge, aber gerade die Kargheit habe diesen Gegenden Schutz, Spielraum und Selbständigkeit gewährt, den Gemeinsinn gefördert. Pestalozzi bezeichnet es als Glücksfall, dass sich später Gebirgsorte mit städtischen Orten haben verbinden können, ohne dass es zum Bruch des Bundes gekommen wäre. «In dieser ursprünglichen Vereinigung zwei so wesentlich heterogener Elemente in eine enge Staatsverbrüderung, kannten die einzelnen Teile des neuen Staatskörpers kein allgemeines, in bestimmte Formen geordnetes (...) inneres Staatsrecht, als dasjenige, das sich für einen jeden Teil aus der Natur und dem Wesen der Briefe (...) unserer einzelnen Städte und Länder selber ergab, aber in der Einfachheit, Unschuld und Edelmut der bestehenden Gewalten in jedem Kanton als das Fundament sowohl des allgemeinen Landessegens als auch der allgemeinen Landesrechte anerkannt und mit heiliger Ehrfurcht ins Auge gefasst und behandelt wurde.» Durch gegenseitige Achtung und «menschenfreundliche Mässigung» funktionierte der Bund lange Zeit, Stadt und Land profitierten voneinander, solange der Bund durch Treu und Glauben, also von innen her gestützt wurde. Pestalozzi nennt diesen Bund eine «Unschulds-einrichtung».

Das Hotel Bären in Langenthal, wie es zur Zeit von Pestalozzis Langenthaler Rede ausgesehen hat.

Pestalozzi sieht den Wert und die Bedeutung des alten Bundes verklärend in folgendem Prinzip verwirklicht: Es besteht ein Gleichgewicht zwischen ländlicher, sittigender, christlicher Tugend einerseits und Weltsinn, Weltgewandtheit und Weltoffenheit der Städte andererseits. Im Ausgleich dieser beiden Kräfte sieht Pestalozzi das tragende Fundament des eidgenössischen Staatsgebildes.
Dieses Goldene Zeitalter des Ausgleichs ging mit den Burgunderkriegen zu Ende, das Gold der Schlachtfelder von Murten und Grandson weckte die Habgier; und das Stanser Verkommnis – so Pestalozzi – habe die gegenseitige Achtung durch Selbstsucht und Machtstreben ersetzt. Unser Land verdanke die Rettung letztlich allein dem Umstand, dass der alte Schweizer Geist des Gleichgewichts im Volke noch stark genug gewesen sei.
Pestalozzi sieht die Dekadenz der Eidgenossenschaft fortschreiten: In den Städten beginnen einzelne Familien, die in ausländischen Diensten als Söldner Erfahrungen im Kriegshandwerk und in der Verwaltung gesammelt haben, den werktreibenden Bürgerstand aus den öffentlichen Ämtern zu verdrängen, ja ihm sogar die Fähigkeiten zum Amte abzu-

sprechen. «Die näheren und entferntern Verwandten der Militärpersonen, die einen hohen Rang im Auslande besassen, fanden sich schon seit sehr langem nicht mehr behaglich in den Werkstätten ihrer Väter und Grossväter, und fremdartige Lebensweisen und Berufsarten gefielen ihnen (...) besser als die Lebensweise ihrer Vorfahren. Schreiberstellen im Regierungs- und Privatdienst, Plätze in Tribunalien, Rechtsdienste, Ehrendienste, Verwaltungsstellen, kurz Berufsarten, die das beschwerliche und Unaesthetische auch einträglicher Handwerke nicht an sich trugen und sich etwas mehr den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen eines, von dem gemeinen Volk unterschiedenen, scheingebildeten Zeittons näherten, wurden den gemeinen bürgerlichen Berufen und auch den einträglichsten Handwerken vielseitig vorgezogen.» Diese neue Gesellschaftsschicht umgibt sich in den Städten mit einer Scheinkultur, mit einer vermeintlichen Bildung, die sie angeblich allein für öffentliche Ämter befähigt. Wer etwas scheint, nicht wer etwas ist, kommt in die höchsten Ämter.

Diesem verderblichen Prozess gebietet die Reformation einen vorläufigen Einhalt. Pestalozzi vergleicht den Kampf um die Glaubensfreiheit mit dem Kampf um die «bürgerliche Freiheit», welche seine unmittelbaren Vorväter haben erkämpfen müssen. Der Geist der Reformation ist für ihn dem altschweizerischen Geist verwandt. Die Reformation ist eine sehr glückliche Epoche und für unser Land segensreich gewesen: «Diese glückliche Epoche stärkte den Fleiss und die Gewerbsamkeit in Verbindung mit allen sittlichen Fundamenten des häuslichen und bürgerlichen Wohlstandes, in allen Städten, die die Reformation annahmen, mit einer bewundernswürdigen Kraft und Schnelligkeit. (...) Auch mehrte sich seit dieser Epoche der häusliche und bürgerliche Wohlstand der bedeutendsten Kantone unseres Vaterlandes in einem auffallend hohen Grad.» Die Reformation bringt jenes Gleichgewicht von christlichem Geist und Weltoffenheit der Eidgenossenschaft wieder zurück, welches ihr die Reisläuferei und ihre Folgen genommen haben.

Die reformierten Kantone verwirklichen die Synthese eines den Handel, die Politik und den Erwerb kontrollierenden Christentums. Pestalozzi unterscheidet in der Analyse des Entwicklungsstandes der Schweiz seit den Glaubenskämpfen klar protestantische und katholische Gebiete und stellt fest, dass die protestantischen Gebiete in der wirtschaftlichen Entwicklung den katholischen weit vorausgeeilt waren. Der Zusammenhang zwi-

schen protestantischer Religion und wirtschaftlicher Prosperität im Sinne einer Synthese wird bei Gotthelf eine wichtige Rolle spielen.
Erst jetzt kommt Vater Pestalozzi – wie ihn der Versammlungsbericht mehrfach nennt – zu seinem eigentlichen Thema: «Dieser Zustand (der glückliche Zustand der Synthese und der ‹menschenfreundlichen Mässigung›) dauerte so lange, bis im Anfang des vorigen Jahrhunderts (also um 1700) die Folgen einer unpassenden, wie aus den Wolken herabgefallenen Steigerung eines unnatürlichen, in unseren Lagen und Verhältnissen keinen sicheren Boden findenden Fabrikverdiensts und Geldreichtums die wesentlichen Fundamente des Ebenmasses unseres bisherigen Wohlstandes auf mehreren bedeutenden Punkten des Vaterlands aus den Angeln hob.» Das einträchtige Zusammenleben wurde durch die plötzlich reich gewordenen Fabrikanten schwer beeinträchtigt. Der handwerkliche Mittelstand war materiell nicht in der Lage mitzuhalten, er verarmte oder wurde gesellschaftlich bedeutungslos. Auch für die ländliche Bevölkerung brachte der Wandel keinen Segen: Die Landpreise verdoppelten sich und machten damit ein selbständiges Bauerntum fast unmöglich, die Dorfbewohner wurden eigentumslos oder mit gewaltigen Schulden belastet. Dies alles begann, die sittlichen und religiösen Grundlagen des Volkslebens zu zerstören, den Segen der Synthese aufzulösen. Das Proletariat entstand. Die ganze Situation wurde in ihrem Elend noch verschärft durch den Umstand, dass zu Beginn des 18. Jahrhunderts die industriellen Produkte aus der Eidgenossenschaft besonders gefragt waren. Unser Land folgte in der industriellen Revolution England an zweiter Stelle, hatte also den meisten anderen Ländern Europas gegenüber einen Vorsprung; deshalb die rasche Zunahme der geschäftlichen Erfolge. Es wurde in unserem Lande fast ausschliesslich für den Export produziert. Pestalozzi sieht darin ein vergängliches Scheinglück, das nur so lange währen konnte, bis die anderen Staaten auch industrialisiert waren. Aber Verdienst und Luxus waren da und – so Pestalozzi – haben das Volk verdorben, jenen alten Geist der Väter begraben. Der «Erwerbsgeist der Väter» verwandelte sich in einen «verwöhnten Verbrauchsgeist». Das Zunftwesen – Ausdrucksform jener Synthese von Christentum und Politik,das über sehr lange Zeit hinweg das Entstehen von Grossbetrieben verhindert hatte, «damit der Reiche den Armen nicht verderbe» – wie es in manchen Zunftgesetzen heisst – verlor seine Macht und seinen Einfluss.
Hier gilt es, einem Missverständnis vorzubeugen. Wenn Pestalozzi von ei-

nem Fabrikverdienst spricht, dürfen wir uns nicht Fabriken des industriellen Zeitalters mit rauchenden Schloten und Fliessbändern vorstellen. Am Anfang des 18. Jahrhunderts gab es das noch nicht.
Pestalozzi spräche heute nicht von Fabriken, sondern von Manufakturen, handwerklichen Betrieben in der Zeit des Frühkapitalismus, welche vor allem in Heimarbeit herstellen liessen. Und er hat hier vor allem die Textilindustrie der Ostschweiz und seines Heimatkantons Zürich im Auge. Zudem verfügte er über einschlägige Erfahrungen: Er war von 1796 –1798 als namengebender Associé an einer Seidenweberei in Zürich Fluntern beteiligt. Aber Pestalozzis Worte hatten auch im Oberaargau eine besondere Aktualität. Ende des 18. Jahrhunderts erreichte die Leinwandproduktion im Oberaargau ihren Höhepunkt. Spinnerei und Weberei, als Heimarbeit, waren in den Dörfern des oberen Langetentales angesiedelt, die Veredelung konzentrierte sich auf den Raum Langenthal – Lotzwil. Im Jahre 1826, als Pestalozzi in Langenthal spricht, hat das Oberaargauer Leinwandgewerbe den Zenith überschritten und leidet an der erdrückenden ausländischen, vor allem englischen Konkurrenz durch billiges Maschinengarn. Im Kanton Bern wurde an Handwebstühlen im Webkeller gewoben. Gotthelfs zweiter Roman, der «Schulmeister», wird ausführlich von diesem Untergang der Oberaargauer Leinwandproduktion berichten. Pestalozzi charakterisiert mit seiner Analyse der Zürcher Situation auch die Verhältnisse im bernischen Oberaargau.
Pestalozzi kann sich nun fast nicht genug tun, die Verderbnis des Fabrikverdienstes zu geisseln. Er spricht vom «Traumleben des 18. Jahrhunderts», vom «Gesindelleben der Menge», «Leichtsinn des Zeitgeistes», sieht die Existenz des Vaterlandes bedroht.
Im Augenblick der Not wird nun in Schinznach die Helvetische Gesellschaft gegründet, die in ihrem Bestreben, alles zu erforschen und zu umschreiben, was helvetischer Eigenart ist, ein Bollwerk bilden soll gegen diese wirtschaftlichen Entwicklungen. Auch Gotthelf hat später die Gründung der Helvetischen Gesellschaft ausserordentlich hoch eingeschätzt. Er sieht darin fast einen zweiten Rütli-Schwur.
Die Langenthaler Rede Pestalozzis muss Stunden gedauert haben, wurde sie tatsächlich in der heute vorliegenden Fassung verlesen. Dass es bloss eine «dritthalbstündige Rede» gewesen sein soll, wie der Tagungsbericht vermerkt, scheint kaum glaubhaft. Denn erst jetzt kommt Pestalozzi zur eigentlichen Hauptfrage, zum Thema. Wie kann die drohende Proletari-

Kirche Herzogenbuchsee. Als Albert Bitzius hier Vikar war, wohnte er im Haus rechts der Kirche.

sierung unserer Bevölkerung verhindert werden? Pestalozzi sieht die Heilquellen vor allem in «einer Umkehrung unseres gewohnten Routinedenkens». «Ich darf wohl sagen, wir bedürfen diesfalls in uns selbst eines erneuerten Geistes, eines erneuerten Herzens und sehr veränderter Massregeln.» Wir erreichen dies, kurz gesagt, durch zwei Heilmittel: Erstens durch Sparsamkeit und zweitens durch Erhaltung und Steigerung der Erwerbskraft des Volkes durch Erziehung. «Wir sind in ökonomischer Hinsicht in grossen Partien in einen Zustand versunken, in dem wir uns der Volksbildung halber nicht mehr den bisherigen Täuschungen überlassen dürfen.» Nur durch die «Erhöhung der intellektuellen und der Kunstkräfte» – der geistigen und manuellen Talente also – können die ökonomischen Verhältnisse in unserem Land wieder gesunden. Endlich ist Pestalozzi bei der Hauptsache angelangt: Welcher Art muss diese Erziehung sein, wenn sie solche Ziele erreichen will? Es darf niemals eine Bildung sein, «worin sie (die Kinder) durch jeden Brosamen oberflächlicher, wissenschaftlicher Kenntnisse mehr gehindert als befördert wer-

den». Nicht wissenschaftliche Bildung, vor allem aber – noch viel schlimmer – nicht pseudowissenschaftliche Scheinbildung ist Gegenstand der Erziehung. Die Schule muss tüchtig machen zur Arbeit, zum Handwerk und zur Fabrikarbeit. Sie muss lebenstüchtig machen; die Menschen – und gerade jene der mittellosen Klasse – zum Leben befähigen. Eine Scheinbildung ist verderblicher als gar keine Bildung.

Es geht Pestalozzi keineswegs um die Beseitigung der industriellen Entwicklung, er will das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. «Es ist in unserer Lage gar nicht um die Entfernung der Industrie aus unsern, sie jetzt gefährdeten Gegenden, sondern um die Erneuerung ihrer Segensfundamente zu tun.» Durch Erziehung wird jener Ausgleich zwischen christlichem Geist und weltlichem Geld wieder erreicht. Doch Handeln tut not, die Zahl der besitz- und mittellosen Menschen, die ihre Kraft nicht mehr in den Dienst ihrer Erwerbsfähigkeit stellen können, wächst täglich. Der einzelne Privatmann kann hier nichts mehr ausrichten. Es ist Pflicht des Vaterlandes und vaterländische Pflicht, der um sich greifenden Armennot mit aller Kraft zu begegnen. Armennot beseitigt man nicht mit mehr Mitteln, ihr ist nur beizukommen, wenn man «seine Armen als Arme erzieht». Das Vaterland ist aufgerufen, «sie von der Wiege auf zu ununterbrochenem Gebrauch ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre überlegte und erfinderische Tätigkeit zu beleben und ihnen besonders eine anhaltende Ausharrung, Anstrengung und Gewandheit in den täglichen Erfordernissen ihres Berufslebens gleichsam zur anderen Natur zu machen». Doch diese Erziehung kann die gesteckten Ziele nur dann erreichen, wenn sie alle Stände unseres Volkes erreicht und einbezieht. Wir bedürfen einer allseitigen und tiefgreifenden Volkskultur, einer Art Nationalerziehung.

Pestalozzi sieht wohl, dass auch die anderen Länder Europas mit den gleichen Problemen kämpfen. Allen voran England, das in der industriellen Entwicklung am weitesten vorausgeschritten ist. England hat die «unermesslichen Geldresultate» seiner Industrie teuer mit der ins «Unermessliche steigenden Vermehrung seiner eigentumslosen Menschen» bezahlt; so dass es nun «am Vorabend von öffentlichen Landesgefahren» steht. Pestalozzi sagt dies mehr als zwanzig Jahre vor dem Kommunistischen Manifest!

Wir fassen Pestalozzis Langenthaler Rede zusammen: Er sieht die Geschichte der Schweiz als eine grosse Geschichte der Dekadenz. Als eine

Geschichte des zunehmenden Verlustes der urschweizerischen Kräfte der «menschenfreundlichen Mässigung», als ein dauernder Kampf auch um eine Synthese von christlichem Geist und christlich-demütiger Lebenshaltung einerseits und Weltoffenheit, welche mit dem Weltgetriebe umzugehen versteht, andererseits. Diese Synthese ist der Garant für ein moralisch aber auch wirtschaftlich gesundes und in jeder Beziehung stabiles Staatsgebäude.
In der Zeit der Burgunderkriege beginnt dieses Gleichgewicht sich aufzulösen. Habgier macht sich breit, Weltoffenheit wird nicht mehr von einem christlichen Denken kontrolliert. Es entsteht eine Scheinkultur, welche politische Tätigkeit gleichsam von ihrer religiösen Basis und damit auch von der Scholle löst und damit zu Spiel und reinem Machtstreben verkommen lässt. Nur in der Reformation sieht Pestalozzi den Ausgleich wieder erreicht.
Die Dekadenz, der Verlust des Schweizer Geistes des Gleichgewichts bricht endgültig aus in der Zeit des ersten Schubes der industriellen Revolution. Der Fabrikverdienst, das leichte Geld einerseits, das Proletariat andererseits, haben jene Kräfte, die die «Unschuldsnation» Eidgenossenschaft zusammengehalten haben, zerstört.
Nur ein Mittel gibt es für Pestalozzi gegen diese Entartung, gegen diesen «Leichtsinn des Zeitgeistes». Und das ist Erziehung. Keine Wissenschaft, vor allem keine Scheinbildung, die zu nichts nütze ist, sondern eine Bildung, die auf christlichem Fundament steht und den Menschen befähigt, sich zurechtzufinden, den Aufgaben, die das Leben ihm stellt, gerecht zu werden.

Jeremias Gotthelf: «Geld und Geist» – Politik und christliche Tugend

Abgesehen von Sprache und Stil könnte diese Langenthaler Rede Pestalozzis ebensogut von Jeremias Gotthelf sein. Es gibt keinen Gedankengang in dieser Rede, der in Gotthelfs Werk nicht dichterisch gestaltet wieder erscheint.
Gotthelf spricht zwar nirgends von Dekadenz, er verwendet eine andere, poetischere Terminologie. Er spricht von Politik. Politik ist für ihn – ein wenig vereinfachend – ein Synomym für Dekadenz, ein Sammelbegriff für jene Lebenshaltung, die nicht durchdrungen ist von christlichem Denken.

Wir zitieren aus dem Roman «Zeitgeist und Berner Geist»: «Was ist Politik? Im weitesten Sinne und objektiv genommen, ist es das äussere Verhältnis der Länder, der Stände, der Menschen untereinander, subjektiv bedeutet es die Ansichten des einzelnen über diese Verhältnisse. In guten Zeiten, wenn es christlich geht, so gut es hier auf diesem Erdboden möglich ist, wo weder Selbst- noch Genusssucht vorherrschen, jeder dem anderen das Seine gönnt, und ein Genügen hat, an dem, was Gott ihm beschert, wo überhaupt das Verhältnis zu Gott das eigentliche Leben des Menschen ist, da gibt es wenig, oder keine Politik im gemeinen Leben und in der Praxis der Menschen. (...) Werden aber die Verhältnisse in Frage gestellt, ob sie recht oder unrecht seien, entstehen darüber verschiedene Ansichten, entstehen Parteien, an welchen wir jetzt so übel leben.»

Gotthelf geht dann der Frage nach, warum die Verhältnisse in Frage gestellt werden und stellt dann fest, dass der Teufel im Paradies der erste Politiker gewesen sei, weil er das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen zerstört hat, dadurch, dass er Eva unzufrieden gemacht habe, eben an jenem Verhältnis.

Politik ist Krankheit – «eine wüste Cholera, über welche niemand Macht hat, als Gott alleine». Politik ist also ein Zustand, der überwunden werden muss. Es gibt eine höhere Ordnung, eine göttliche Ordnung, welche das regelt, was für das Zusammenleben der Menschen von Bedeutung ist. Politik entsteht erst dort, wo die christliche Ordnung den Menschen nicht mehr genügt, wo diese mutwillig die christliche Ordnung zerstören. Dadurch wird Politik zu einer «Lebens- und Weltanschauung, die alle Verhältnisse einfasst, der ganzen Menschheit sich bemächtigen will». Politik ist eine Weltanschauung gegen Gott.

Wird diese Form der Weltanschauung umfassend, dann verlässt Gott diese Welt, und sie bleibt zurück ohne Massstab, den Politikern überlassen. Diesen Zustand sieht Gotthelf in der Zeit der radikalen Berner Regierung eigentlich verwirklicht. Eine Welt, in der nur noch die Gesetze des Menschen gelten, nicht mehr jene Gottes, ist für Gotthelf ein Alptraum. Er nimmt hier vieles vorweg, was in der Mitte unseres Jahrhunderts unter dem Begriff der «verwalteten Welt» von sich reden gemacht hat.

«Ich meine, weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchtstaben nach hand-

Das Pfarrhaus Herzogenbuchsee. Stich von Samuel Weibel (1771–1846).

habte, so vergass man über den Gesetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergass über dem Leib die Seele; so bildete sich das gefrässige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Gesetze hervor seinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt» (Armennot).

Gotthelfs ganzes Werk beschreibt im Grunde immer wieder die Welt, in der die Gesetze des Menschen die Gesetze Gottes bedrohen und verdrängen, sein Werk handelt immer wieder von der Welt, in der gekämpft wird um die Synthese, welche Pestalozzi als Grundlage einer gesunden Gesellschaft ansieht.

Immer wieder geht es Gotthelf um die grosse Frage, wie der Mensch in den Anforderungen, welche Beruf und Erwerbsleben an ihn stellen, noch christlich leben kann. Und wie für Pestalozzi, so ist auch für Gotthelf ein richtiges Leben nur in einer Synthese beider Kräfte möglich. Dies gilt für das Leben des einzelnen, wie für das Leben eines Staates und Volkes. In diesen Grundpositionen stimmen Gotthelf und Pestalozzi völlig überein.

Und wie Pestalozzi sieht auch Gotthelf die Synthese in den Phasen der Schweizer Geschichte unterschiedlich verwirklicht.

Auch für Gotthelf ist die Reformation eine Zeit und eine Haltung, welche die Synthese verwirklicht. Pestalozzis oben zitierter Gedanke, dass der Geist der Reformation den «häuslichen und bürgerlichen Wohlstand in hohem Grad» gefördert habe, nimmt Gotthelf immer wieder auf. Karl Fehr nennt Gotthelf in seiner Biographie sogar einen «reformator perpetuus».

Ein paar wenige Stichworte müssen genügen, diesen Zusammenhang zwischen Pestalozzi und Gotthelf zu erläutern.

Das Wort «Beruf» verwendet erst Luther in unserem, gleichsam ethischen Sinn. Der lateinisch-katholischen Welt ist dieser Begriff fremd. Beruf ist für Luther der höchste sittliche Inhalt des Lebens. Berufsarbeit ist Gottesdienst. Leben ist Aufgabe. Wer sich entwickeln will, kann sich nur in der Welt entwickeln, nicht ausserhalb ihrer. Vielleicht kann man dies – etwas dunklerweise – als eine reformatorische Grundposition bezeichnen, welche in der Folge zu jener Prosperität geführt hat, die Pestalozzi hervorhebt. Der Weg des Menschen zu seiner Bestimmung führt nicht weg von der Welt, sondern in sie hinein, durch die Welt hindurch.

Das ist nun aber eine der Grundpositionen Gotthelfs schlechthin: Der

Mensch bildet sich in der Welt, der Weltflüchtling erfüllt seine Aufgabe nicht, auch wenn er noch so gottesfürchtig lebt.
Hören wir den Anfang von «Geld und Geist»: «Das wahre Glück des Menschen ist eine zarte Blume; tausenderlei Ungeziefer umschwirret sie, ein unreiner Hauch tötet sie. Zum Gärtner ist ihr der Mensch gesetzt, sein Lohn ist Seligkeit, aber wenige verstehen ihre Kunst, wie viele setzen mit eigener Hand in der Blume innersten Kranz der Blume giftigsten Feind.
Wohl dem, welchem zu rechter Zeit ein Auge aufgeht; er wahret seines Herzens Frieden, er gewinnt seiner Seele Heil, beide hängen zusammen wie Leib und Seele, wie Diesseits und Jenseits.»
Und an «Uli des Knechts» Hochzeit sagt der Pfarrer: «Denn glaubt es mir doch recht, das recht weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Weg gefunden».
Ähnliches geht aus Gotthelfs Lehre von den beiden Büchern hervor aus dem Anne-Bäbi-Roman: Das Buch des Lebens und das heilige Buch zusammen ergeben erst die ganze Welt.
Glück ist nicht Fortuna, die willkürlich zuteilt. Glück ist Arbeit. Wer an seinem irdischen Glück arbeitet, bringt es zu etwas, und wer es zu etwas bringt, lebt gottgefällig. Geld zu verdienen, Wohlstand zu erlangen, ist für Gotthelf keineswegs verwerflich, keineswegs unchristlich – im Gegenteil: es ist der Beweis, dass man erfolgreich durch die Welt gegangen ist. Irdisches Glück und himmlische Seligkeit hängen deswegen zusammen. Diese Weisheit ist Gegenstand der Hochzeitspredigt in «Uli der Knecht».
Christen und seine Familie in «Geld und Geist» müssen zuerst die bittere Erfahrung machen, wie Geld ihre Familie in Zwist stürzt. Erst als auch sie durch diese Welt des Geldes geschritten sind, sie erfahren und beherrschen gelernt haben, ist es ihnen möglich, sich gegen den Dorngrüttbauern – den absoluten Geldmenschen – zu behaupten.
Oder Peter Käser, der Schulmeister, steht am Ende nicht nur als ein guter oder zumindest passabler Lehrer da, sondern auch als einer, der seine Familie ernähren kann. Der Mensch ist in die Welt gestellt, dass er sie liebe.
Es braucht für Gotthelf eben beides: Diesseits und Jenseits, Weltgetriebe und Transzendenz, Geld und Geist. Es braucht die Synthese im Sinne Pestalozzis. Das ganze dichterische Werk spricht davon, das ganze Werk handelt von Menschen, welche im Stande sind, die Synthese im Persönlichen oder in der Gemeinschaft zu verwirklichen oder daran zu scheitern, weil sie sie zu verhindern suchen.

Das einzige Jugendbildnis von Albert Bitzius, zur Zeit seines Besuchs bei der Helvetischen Gesellschaft in Langenthal. Allerdings ist das Porträt mit Jeremias Gotthelf unterzeichnet. Einen Gotthelf wird es erst zehn Jahre später geben. Die Authentizität des Bildes ist nicht ganz gesichert.

Jeremias im Bauernspiegel will, als ihm Anneli wegstirbt, selbst ein Gott sein und Gottes Allmacht nicht mehr anerkennen. Er begeht eine schwere Sünde, die ihn in seiner Entwicklung weit zurückwirft.
Der Vikar im Annebäbi ist ein Mensch, der ganz dem Geist verfällt und untauglich und unmenschlich handelt. Der Dorngrüttbauer ist ganz und gar ein Geldmensch und geht daran zu Grunde. Der Erfolg und Misserfolg der Käserei in der Vehfreude steht und fällt mit dieser Verbindung.
«Uli der Pächter» wird ein Geizhals, und es braucht Vreneli, seine Frau, die ihn wieder auf den rechten Pfad führt. Und Christen in «Geld und Geist» gefährdet durch seine Unerfahrenheit in Geldsachen Glück und Seligkeit seiner Familie.
Hier lässt sich kurz auch ein Blick werfen auf Gotthelfs politische Stellung und Haltung, die von aussen inkonsequent und sprunghaft erscheint, im Grunde aber eigentlich konsequent ist. Im konservativen Staat der Restauration, der Gotthelfs Jugend und Studienzeit bestimmt hat, ist die Synthese nicht verwirklicht. Erst im liberalen Staat, der 1830 die Herrschaft des Patriziats unblutig beseitigt, sieht Gotthelf den Ausgleich aller Kräfte auch im Sinne Pestalozzis verwirklicht. Der radikale Staat ist dann für Gotthelf Ausdruck eines allgemeinen Verlustes von Religiosität, von

christlicher Grundhaltung. Darum kehrt er in seinem letzten Roman im «Schuldenbauer» wieder zu einer konservativen Haltung zurück, welche für ihn die Synthese von Geld und Geist doch noch besser verwirklicht.
Der radikale Staat ist für Gotthelf ein Staat, der von Politik ohne christlichen Geist allein bestimmt ist. In ihm herrschen nur noch Menschengesetze, er ist im eigentlichen Sinne gottlos. Aus diesem Denken heraus sind Gotthelfs unversöhnliche Angriffe auf die Radikalen und ihre Ideen und Einrichtungen zu verstehen. Er sah die Radikalen als Menschen ohne christlichen Geist, als Geldmenschen, wie der Dorngrüttbauer einer ist. Dass er in diesen Angriffen oft zu weit ging und unbegründete Vorwürfe erhob, gehört zu Gotthelfs Tragik. Es wäre aber höchst interessant, diese Vorwürfe und Ausfälle nicht mehr auf dem Hintergrund der Schweiz von 1850 zu beurteilen, sondern aus der Sicht der heutigen Schweiz. Ich denke, dass man Gotthelf in vielem geradezu als Propheten bezeichnen müsste.
Pestalozzi sieht den Höhepunkt der Dekadenz-Entwicklung in der drohenden Proletarisierung des Volkes erreicht. Pestalozzi sagt dies als ein Greis – ein Jahr vor seinem Tode. Die Zeit der Entstehung von Gotthelfs Werk ist nun auch die Zeit der fortschreitenden Entwicklung der Industrialisierung.
Gotthelf ist nicht gegen die Industrialisierung, welche seine Lebenszeit bestimmt hat, er will ebenso wenig wie Pestalozzi das Rad der Zeit zurückdrehen. Er sieht im Gegenteil in der Industrialisierung nicht zuletzt auch – im eigentlichen Sinne des Wortes – das segensreiche Resultat des Fleisses, der in den Himmel führt. Aber wenn Industrie mit Politik sich verbindet, wenn die «industria» nicht mehr Gottes Gesetzen, sondern den Gesetzen der Menschen folgt, dann ist sie verderblich. Wenn Industrie nur den Geldmenschen hervorzubringen im Stande ist, dann muss sie bekämpft werden. Gotthelf glaubt im radikalen Staat eine Gesellschaft verwirklicht, die so denkt, handelt und politisiert.
In «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» kämpft Gotthelf gegen diese Form der Industrialisierung. Peter Käser wird Lehrer, nicht aus innerer Berufung, sondern weil er als Weber keine Chance hat.
Vreneli sagt zu Uli, der sich neuer kapitalistischer Wirtschaftsmethoden bedienen will und sich damit entfernt von einem christlichen Ethos: «Lass uns beten und arbeiten, das andere auf Gott stellen, der soll unser Rechenmeister sein.»

Gotthelf ist – das nebenbei – eigentlich der erste Dichter der deutschen Literatur, der die soziale Frage aufgreift und sie in seinem ganzen Werk immer wieder behandelt. Was im Naturalismus in Gerhart Hauptmanns Webern mit aller Wucht dann in die deutsche Literatur fährt, das Elend der schlesischen Weber, hat Gotthelf im Schulmeister bereits ein halbes Jahrhundert früher dargestellt. Er geht auch den grossen französischen Naturalisten voraus.

Der drohenden Proletarisierung des Volkes, das seine Ordnung nicht mehr in der göttlich-christlichen sucht, sondern sich seine Gesetze selber macht, dieser drohenden Proletarisierung kann auch bei Gotthelf – wie bei Pestalozzi – nur durch Bildung und Erziehung begegnet werden. Erziehung ist nicht wissenschaftliche Bildung, nicht pseudowissenschaftliche Scheinbildung. Die Schule muss tüchtig machen zur Arbeit, zum Handwerk und auch zur Fabrikarbeit. Sie muss lebenstüchtig machen; die Menschen – und gerade jene der mittellosen Klasse – zum Leben befähigen, so Pestalozzi. Und hierin steht Gotthelf wohl Pestalozzi am nächsten.

Gotthelfs ganzes Werk kann man auch unter dem Aspekt der Erziehung lesen. Immer wieder geht es um Erziehungsfragen, um Erziehung zu jener Synthese, welche für Pestalozzi wie für Gotthelf das richtige Leben möglich macht.

In diesem Zusammenhang ist Gotthelfs ungestümes, nie erlahmendes, aber nicht immer ganz glückliches Engagement für die Schule zu sehen. Aber auch seine Ausfälle gegen die Sekundarschulen, die zu seiner Zeit gegründet werden, haben hier ihren Ursprung. Gotthelf wirft ihnen vor, sie erzögen nicht, sie vermittelten nur Scheinbildung, die nicht zum Leben tauge.

Wenn irgendwo, dann in der Frage der Schule ist Gotthelf Pestalozzis Jünger. Gotthelf stellt – wie Pestalozzi – immer das Kind über die Schule. Schule ist nur ein Hilfsmittel in der Ganzheit der Erziehung. Es gibt für Gotthelf keine Bildung, die nicht auch Erziehung ist. Alle Schule ist Erziehung zu wahrer Christlichkeit. Eine Schule, die nur Wissen vermittelt, ist das Verderben der Gesellschaft. Schule erzieht letztlich zur Einsicht in die Gültigkeit der christlichen Weltordnung. Und für Gotthelf wie für Pestalozzi ist es diese Einsicht allein, die zum Leben befähigt. Diese Einsicht kann gültig aber nur in der Familie aufgebaut werden. Die Familie ist für beide – Gotthelf wie Pestalozzi – der primäre Ort der Erziehung. Die Familie ist die einzige Institution, die von Gott eingerichtet ist, alle anderen

Johann Heinrich Pestalozzi
um 1824 nach einer Lithographie
von J. Thomson.

Institutionen sind Menschenwerk und kommen für Gotthelf in verdächtige Nähe zur Politik. So widmet Gotthelf diesem Gedanken seine Schrift «Ein Wort zur Pestalozzi-Feier» zum 100. Geburtstag Pestalozzis im Jahre 1846. Er sagt darin: «Der Geist der Zeit ist ein abgöttischer Geist, der sich selbst zum Götzen macht, ein Geist der Selbstsucht, daher der Vereinzelung, des Isolierens, flüchtig und unbeständig in der Wahl seiner Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Von diesem Geist war die Schule ergriffen, sie isolierte oder emanzipierte sich, wie man zu sagen pflegt, ward zum Selbstzweck oder zum eigenen Götzen, wie man sagen könnte.»

Damit entfernt sich die Schule von Pestalozzis Ideen und Grundanliegen, wie er sie auch in der Langenthaler Rede zum letzten Mal öffentlich vorgetragen hat. Die Schule hat sich vor allem vom Hause, der Familie emanzipiert, sie ist wissenschaftlich geworden und dient damit nicht mehr der eigentlichen Bildung, sondern höchstens noch einer beliebigen Ausbildung zu einem Zweck, der gerade Mode ist oder besonders viele persönliche Vorteile verspricht.

Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland. Nicht von ungefähr ist dies ein Gotthelf-Wort.

Pestalozzi forderte in Langenthal eine Bildung, die das Leben meistern lässt. Eine Bildung, die in einer christlichen Haltung den Anforderungen

der Welt genügt, glücklich machen kann, ohne dass dies Glück vom Materiellen allein bestimmt ist, ohne dass diese Bildung von einem platten Nützlichkeitsdenken bestimmt ist. Und Gotthelf stellt in seinem ganzen Werk immer wieder den Prozess dar, wie Menschen diese Bildung erlangen und wie sie ihr Leben meistern oder – aus Mangel an dieser Bildung – zu Grunde gehen.

Pestalozzis Langenthaler Rede ist abgedruckt im Band 27 der Sämtlichen Werke. (Johann Heinrich Pestalozzi: «Sämtliche Werke» Band 27; Schriften aus den Jahren 1820–1826; Hrsg. von Emanuel Dejung und Käte Silber; Zürich 1976)
Die vorliegende Arbeit stützt sich vor allem auf den reichen Anmerkungsapparat dieser Ausgabe und auf den Vortrag von J.R. Meyer über Pestalozzis Langenthaler Rede, erschienen in der Sunndigspost – einer Beilage zum Langenthaler Tagblatt – wiederabgedruckt in den Langenthaler Heimatblättern 1964, S. 84–100.

Erlebnisse aus dem Oberaargau in Gotthelfs Werken

Hans Schüpbach

«Es muss in dem Bilde das Volk sich wieder erkennen»

Seit 1954, dem 100. Todesjahr, insbesondere aber im Rahmen der Jubiläumsfeiern zum 200. Geburtstag Jeremias Gotthelfs 1997, begab man sich vielerorts auf die Spuren des Dichters. Man versuchte etwa, die zum Teil hinter sprechenden Namen verborgenen Orte aus seinen Werken mit einer real existierenden Gemeinde verknüpfen zu können. Material wurde beigebracht, um die in den Büchern geschilderten Charaktere und Erlebnisse als Tatsachen belegen zu können. Ab und zu wurde durchaus «ein wenig nachgeholfen», was bisweilen zur skurrilen Situation führte, dass sich einzelne Orte geradezu darum rissen, Schauplatz einer Gotthelf-Episode gewesen zu sein.

Leserinnen und Leser fühlten sich ertappt!

Die nach dem Tode des Dichters einsetzenden Anekdoten förderten diese Konkurrenzsituation, die zu Lebzeiten Gotthelfs eigentlich niemand gesucht hatte. Im Gegenteil – damals hatte man sich vom «berüchtigten Volksschriftsteller» (Pressezitat aus dem radikalen «Patriot» anlässlich des Todes Gotthelfs) derart beobachtet und blossgestellt gefühlt, dass sich Albert Bitzius, wie Gotthelf mit bürgerlichem Name hiess im Vorwort zu seinem erst 1922 veröffentlichten Buch «Herr Esau» zu folgenden Bemerkungen veranlasst sah: «Der Verfasser schreibt selten etwas, dass nicht von einer, sondern oft von einem Halbdutzend Seiten her Klagen kommen, direkte und indirekte, er habe nicht bloss Personen, lebende, wirkliche gezeichnet, sondern ganze Verhältnis, bestimmte Vorfallenheit in seine Schriften aufgenommen, er habe die Betreffenden lächerlich ge-

macht, ihnen geschadet, man möchte doch wissen, was man ihm zuleide getan, womit man das verschuldet. Nun klagt über das gleiche Porträt, über die gleiche Sache einer im Seeland, zwei im Oberaargau und ein ganzes Rudel Emmentaler, und von allen denen kennt der Verfasser nicht einen einzigen, und von der Begebenheit, auf die gestichelt worden sein soll, hat er nie etwas gehört...» (1:7). Besonders in jenen Orten, in denen der Dichterpfarrer während längerer Zeit wirkte, glaubte man öfters, die echten Vorbilder für Gotthelfs Gestalten und Geschichten im Alltagsleben zu erkennen – ein Ziel, das sich auch der Dichter selber durchaus gesteckt hatte: «...Jede Nation hat ihre eigene Physiognomie, ihr eigenes Gesicht; dieses Gesicht ist aus tausend und abermal tausend einzelnen Zügen zusammengesetzt, und die meisten Glieder der Nation tragen den Schatten dieses Gesichtes im eigenen Gesicht... Dieses Volksgesicht ist das, was ein Volksschriftsteller sichtbarlich wiedergeben will, lebendig, wie er es in sich aufgenommen hat... Trägt nun aber der Volksschriftsteller treu und wahr aufs Papier über, was er in sich aufgenommen hat während seinem Leben, …, so müssen seine Gestalten auf dem Papier Gestalten im Volke entsprechen, sonst ist das Bild nicht treu, er muss das Ganze wieder in einzelne Züge auflösen, muss die einzelnen Züge zu besonderen Personen werden, in bestimmten Verhältnissen sie hervortreten lassen. … es muss in dem Bilde das Volk sich wieder erkennen, einzelne Personen in den einzelnen Zügen, sonst ist das Bild nicht treu, der Verfasser kein Volksschriftsteller.» (1:8f.).

Von 1824–1829 im Oberaargau

Obwohl Gotthelf als Vikar nur fünf Jahre in Herzogenbuchsee lebte (vom 23. Mai 1824 bis zum 3. Mai 1829), glaubt man in einigen seiner späteren Geschichten die Gegend wiederzuerkennen. Reale Orte werden erwähnt in «Kurt von Koppigen» oder in den Kalendergeschichten, eng mit dem Oberaargau verbunden sind aber etwa auch «Oberamtmann und Amtsrichter», «Der Besuch» oder «Die Käserei in der Vehfreude». Einige Oberaargauer meinen auch im «Schulmeister», im «Sylvestertraum» und gar in den «Ueli»-Romanen regionsspezifische Anklänge gefunden zu haben. Verschiedentlich ging man solchen Spuren auch schon im Oberaargauer Jahrbuch nach: Gotthelfs Bezüge zu Herzogenbuchsee sowie

Abb. links: Gehöft Flueacher in Niederönz – das Heim von Joseph Burkhalter. Vor diesem Haus sassen Gotthelf und der «Flueacher-Sepp» öfters zusammen.
Abb. rechts: Der Burgäschisee war für den Vikar nicht nur «Jagdrevier», sondern inspirierte ihn auch durch die landschaftliche Idylle. Fotos Hans Schüpbach.

zwei Jagdanekdoten vom Burgäschi- und vom Inkwilersee hat Werner Staub 1958 dargestellt, während J.-R. Meyer 1965 Passagen aus «Kurt von Koppigen» mit den Luternau und der Gegend zwischen Langenthal und St.-Urban auf ihre historische Echtheit hin überprüfte. Nach Rolf Nydegger (Ausstellungsbroschüre 1997:34) soll das Dürluft-Eisi im Weiler Schalun oberhalb Thörigen gewohnt haben, die dortige Käserei soll zudem Vorbild für die Käserei in der Vehfreude gewesen sein (andernorts auch jene von Wangen a.-A., die 1822 eingeweiht wurde). Eine Ausstellung mit einer vorzüglichen Tonbildschau im Kornhaus von Herzogenbuchsee hat zudem von Mai bis Juni 1997 Gotthelfs «Buchsi»-Zeit ausführlich präsentiert.

Um den Rahmen dieses kurzen Textes nicht zu sprengen, beschränken wir uns deshalb an dieser Stelle bloss auf einige persönliche Oberaargauer Erlebnisse Gotthelfs: Bereits 1824 konnte der junge Vikar in Inkwil ein Schulhaus einweihen, und von 1825 bis 1829 erfahren wir in seinen Visitationsberichten (11:49–58), wie er die Gemeinde Herzogenbuchsee einschätzte. Gotthelfs «Buchsi-Zeit» ist aber vor allem aus zwei Gründen wichtig: zum einen wegen der Freundschaft mit Joseph Burkhalter, zum andern wegen des Bollodinger Schulstreits (11:250f.) mit Oberamtmann Rudolf Emanuel von Effinger. Diese beiden Personen zeichnet der Dichter denn auch in «Der Oberamtmann und der Amtsrichter» (XXII: 47–125). Wegen eines Schulstreites mit Oberamtmann Effinger wurde Gotthelf schliesslich am 3. Mai 1829 abberufen. Er hatte sich für die Lohnerhöhung des Lehrers in Bollodingen und gegen die Trennung der Schule von Bollodingen, Ober- und Niederönz stark gemacht; Effinger widersetzte sich diesem Ansinnen, und so geriet der lokalpolitische Handel zur prestigeträchtigen Kraftprobe, die mit der Abberufung Gotthelfs endete. Man wollte ihn erst nach Amsoldingen bei Thun versetzen, revidierte nach kurzer Zeit aber dieses «Urteil» und «versüsste» ihm den Abgang mit der ehrenvollen Einsetzung an die Heiliggeistkirche in Bern. 1830 kam Bitzius nochmals mit Effinger in Kontakt, allerdings ohne dessen Wissen. Unter fünf Einsendungen für eine Propagandaschrift für die Ersparniskasse Wangen a.-A., deren Gründer und Präsident Effinger war, befand sich auch ein anonym verfasster Beitrag Gotthelfs (vgl. 18:109f, 300f.). Vieles was der Pfarrer hier antönte, finden wir später in der 1850 verfassten Erzählung «Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber» (XX:287–438) wieder.

Das Gemeindehaus von Herzogenbuchsee – zu Gotthelfs Zeiten das Pfarrhaus. Foto Hans Schüpbach.

Oft war der Vikar in seiner «Buchsi»-Zeit nach Niederönz gewandert, zum Gehöft «Flueacher», um seinen Freund Burkhalter, den «Flueacher-Sepp», zu besuchen. Burkhalter, der es vom einfachen Bauern über den Gemeinderat und Sittenrichter bis zum Amtsrichter und Grossrat brachte, blieb zeitlebens ein wichtiger Gesprächspartner und Kritiker für Gotthelf. Ein reger Briefwechsel der beiden, der mit einer eigenen Publikation bedacht worden ist («Mir wei eis uf Lützelflüeh»), gibt einen Eindruck vom freundschaftlichen Verhältnis dieser willensstarken Männer, das auch nach Gotthelfs Wegzug aus dem Oberaargau bestehen blieb. Burkhalter dürfte Gotthelf als Vorbild für mehrere Gestalten in seinen Werken ge-

dient haben: neben dem «Amtsrichter» etwa als Götti, am Ende des «Geltstag» («ein schlichter Bauersmann, aber er las viel und dachte tief»; VIII:307), als «Häftlimacher» in «Wie 5 Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen» oder als schlichter «Bauersmann in elbem, halbleinernem Rock, namens Sepp» («Leiden und Freuden eines Schulmeisters»; III:356).
Daneben sind aber auch die Kontakte mit den Führern der liberalen Landbewegung (neben den Gebrüdern Schnell in Burgdorf die Gebrüder Moser in Herzogenbuchsee; vgl. etwa 4:96f, 102f.) sowie die einzige Begegnung mit dem von Bitzius verehrten Pestalozzi als prägende Erlebnisse aus Gotthelfs Oberaargauer Zeit zu betonen. Letzterer hatte als fast Achtzigjähriger für die Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft, am 26. April 1826 in Langenthal, eine Rede verfasst, die gemäss Anwesenheitsliste auch Albert Bitzius mitverfolgte (vgl. Holl 1988:59). Dazu Artikel von Th. Multerer in diesem Band S. 51.

Auch von Liebeshändeln ist die Rede

Aber auch eine private, düstere Affäre fällt in Gotthelfs Buchsi-Zeit: jene mit der Pfarrerstochter Sophie Hemman, die angeblich starb, weil Bitzius ihre Liebe nicht erwidert haben soll. Bezeichnenderweise verstarb sie 1832, in jenem Jahr, in dem sich Gotthelf mit Henriette Zeender verlobte. Sophies Eltern machten Bitzius denn auch für den Tod ihrer Tochter verantwortlich. Und auch von Gotthelfs politischen Gegnern wurde diese Episode hochgespielt, um ihn in ein schiefes Licht zu bringen. Wenn man aber bedenkt, dass Gotthelf Frauen gegenüber eher schüchtern war, und dass er beispielsweise «die Unsitte des Kiltganges» mehrmals anprangerte, fällt es schwer, hier wirklich an seine Schuld zu glauben. Er rechtfertigte sich denn auch in einem Brief an seinen Freund Samuel Lutz, dass er der jungen Frau nie Hoffnungen gemacht habe und deshalb an ihrem Tod unschuldig sei (4:125–128.). Man darf ihm wohl glauben, dass er «von jeher nichts so sehr geflohen, als Liebeleien, und nichts so sehr verabscheue, als das mutwillige Entführen eines leichtgläubigen Mädchens» (4:126).
Dass der junge Vikar auch von Amtes wegen mit Liebeshändeln in Kontakt kam, beweist ein Zitat aus einem Brief an Carl Bitzius vom 1. De-

zember 1840 – die Liebelei zwischen Ueli dem Knecht und der Bauerntochter Elisi scheint demnach ihren Ursprung ebenfalls im Oberaargau gehabt zu haben: «In Herzogenbuchsee hat sich die Geschichte der Töchter mit den Knechten innerhalb zwei Jahren in zwei der reichsten Häuser wiederholt. Es liegt darin auch die Warnung vor der Ungeduld, die in der Armennot bezeichnet ist, die mit einem Sprung reich werden will, liegt die Warnung vor unpassender Verbindung.» (5:101).

«Die Sache gibt verdammt viel zu laufen»

Diese Worte schrieb Gotthelf 1834 im Zusammenhang mit der Errichtung einer Armenerziehungsanstalt an Joseph Burkhalter (vgl. 4:185). Dass der Pfarrer aus Lützelflüh tatsächlich viel zu Fuss unterwegs war, zeigt abschliessend eine kleine Episode aus einem anderen Brief an Burkhalter: «Lieber Freund... Ich schrieb Ihnen nicht früher, weil ich Sie zu sehen hoffte. Demgemäss richtete ich mich ein und wollte zu rechter Zeit des Nachmittags letzthin bei Ihnen eintreffen. Allein nun verirrte ich mich, lief im Juchtengraben und, glaub ich, gar im Mutzloch herum, statt über Wäckerschwend geradenwegs zu kommen, so dass ich erst in der Dämmerung in Hermiswyl eintraf, dort mich etwas erholen musste, so dass es zu spät wurde, noch weiter als geraden Wegs nach Berken zu gehen, wo ich übernachten wollte. Am Dienstag wollte ich kommen; da wurde endlich noch eine Jagd erzwungen, ebenso am Mittwochen. Am Donstag musste ich frühe zurück sein; so kam ich nicht dazu, … (4:147f.)

Diese Briefstelle gibt uns nicht nur Zeugnis von Gotthelfs Jagdlust, sondern auch Auskunft über den Weg, den er jeweils einschlug, um Burkhalter in Niederönz zu besuchen.

Sollten Sie Lust auf weitere Gotthelf-Wanderungen bekommen haben, sei auf die im Rahmen des 200-Jahr-Jubiläums im Thuner Ott-Verlag erschienene Publikation «Auf Gotthelfs Spuren durchs Emmental» verwiesen. Das Wanderbuch enthält auch einige Hinweise auf die «Buchsi»-Jahre des Pfarrers, die Sie vor Ort nachprüfen können. Oder, um es mit Gotthelfs Worten auszudrücken: «Also ab dem Ofentritt und auf Buchsee marschiert..., ...Wenn es schon ein paar Schuhnägel kostet, darauf kömmt es jetzt nicht an.» (4:103/104).

Bibliographie

Gotthelf wird zitiert nach der wissenschaftlichen Gesamtausgabe von:
HUNZIKER, BLÖSCH, GUGGISBERG, JUKER 1911–1977 im ehemaligen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich; Werke in XXIV Bänden und 18 Ergänzungsbänden.

Texthinweise: Die erste Zahl weist auf die Bandnummer der Gotthelf Gesamtausgabe, die weitern bezeichnen die Seitenzahl.

Beiträge aus dem Oberaargauer Jahrbuch (jeweilige Jahrgänge):
AMMANN J. 1980: Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf. S. 9f.
LUGINBÜHL E. 1977: Karl Ricklis Leichenbegängnis. Ein unbekannter Gotthelf-Brief. S. 38f.
MEYER J.-R. 1965: Die Luternau in Langenthal bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen. S. 13f.
STAUB W. 1958: Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee. S. 158f.

Weitere Quellen

Ausstellungsbroschüre 1997: Jeremias Gotthelf in Herzogenbuchsee. Herzogenbuchsee.
HOLL H.P. 1988: Jeremias Gotthelf. Leben – Werk – Zeit. Artemis Verlag Zürich, München.
SCHÜPBACH H., KÜNZI H. 1996 (2. Auflage 1997): Auf Gotthelfs Spuren durchs Emmental. Ott Verlag, Thun.

Die Situation des Rehwildes um 1830

in Gotthelfs «Der Oberamtmann und der Amtsrichter»

Peter Lüps

Einleitung

«... Landleute schleppten auf Karren und Schleifen erlegtes Wild. Friedlich lag neben dem zierlichen Reh der zottige Bär ...» Diese Zeilen aus Gotthelfs Erzählung «Der letzte Thorberger»[1] schildern als eine der wenigen Stellen im Werk des grossen Epikers ein erlegtes Reh. Auf ein anderes totes Reh wird in diesem Text später noch eingegangen. Sonst beschreibt Gotthelf in oft recht romantischer Weise lebende, zierliche Rehe, sei es zur lllustration des vermuteten Wildreichtums vergangener Zeiten, sei es zum Vergleich mit menschlichen Verhaltensweisen. So lässt er seinen «Kurt von Koppigen» in grossem Wildreichtum weidwerken: «Das Wildschwein fand sich häufiger als jetzt der Hase; in Rudeln strich das Reh durch den Wald, weidete auf den Fluren; stolze Hirsche brachen durch die Büsche, schwammen durch die Flüsse, verschwanden, wenn Hunde an sie setzten, in des Juras dunklen Klüften.»[2] In «Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz» stellt Gotthelf das Reh in einen ganz anderen Zusammenhang: «Nicht grössere Freude kann der Jäger haben, wenn nach langem, vergeblichem Suchen und Harren plötzlich ein Rudel Rehe vor ihm stehet, als Jakob empfand, da eine ganze Reihe schnäbelnder und schnäderender Mädchen sichtbar ward ...»[3]
Mit dieser romantischen und symbolischen Betrachtung steht das Reh in klarem Gegensatz zum Feldhasen, den Gotthelf vielfach sehr realistisch schildert: als mit Hunden auf der Jagd verfolgtes[4], vom Jäger beschossenes[5], und wenn nötig mit scharfem Handkantenschlag endgültig vom Leben in den Tod befördertes Wildtier.[6]
Kann aus dieser unterschiedlichen Beschreibung von Reh und Feldhase in Gotthelfs Werk geschlossen werden, dass Jäger Albert Bitzius Rehe lediglich beobachtet, Hasen aber selbst erlegt hat? Die Erzählung «Der Ober-

amtmann und der Amtsrichter» bietet sich zur Beantwortung dieser Frage an. Sie vermittelt aber zusätzlich ein sehr aufschlussreiches Bild der Wildbestände und Jagdverhältnisse im Kanton Bern, namentlich im Oberaargau, in den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Die zeitliche Stellung der Erzählung «Der Oberamtmann und der Amtsrichter»

Gotthelf hat die Erzählung als Auftragsarbeit 1851 geschrieben[7], mindestens 15 Jahre nachdem er die Jagd aufgegeben hatte.[8] Die Handlung enthält so viele Details, dass der Bezug zur Wirklichkeit, zu den damals herrschenden Verhältnissen kaum bestritten werden kann. Wenn er schreibt, dass die Situation «damals» besser gewesen sei[9], muss es sich, bei seiner politischen Einstellung, um die Zeit nach 1804, nach dem Ende der Helvetik, und vor 1847 (Sonderbundskrieg, 1848 Gründung des Bundesstaates) gehandelt haben. Einige Aussagen in der Erzählung lassen den Zeitraum indessen noch stärker eingrenzen:

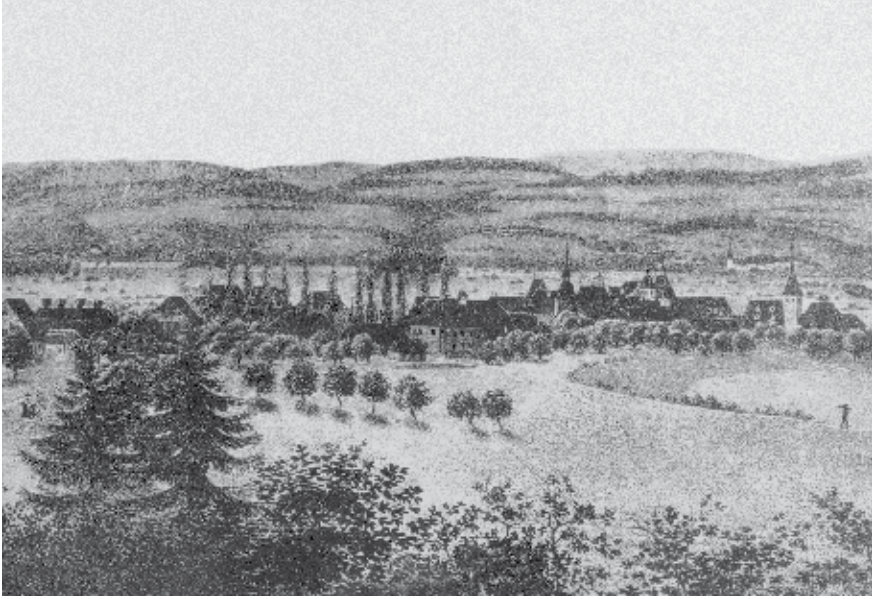
1) Die eine der beiden Titelfiguren wird als «Oberamtmann» bezeichnet. Bis 1798 hiess dieser Amtsinhaber Landvogt, ab 1831 Statthalter.[10] Vorsitzender des Gerichts, wie die Erzählung dies schildert, war der Oberamtmann ebenfalls nur bis 1831.[11]

2) Das Reh ist in der Erzählung nicht jagdbar. Dies trifft im Kanton Bern auf die Zeit vor 1798 und den Abschnitt 1804-1832 zu.[12,-13]

3) Gotthelf schreibt, dass für die Erlangung eines Patentes «ein gewisses Vermögen» bescheinigt werden müsse. Diese Regelung bezieht sich nur auf die Verordnung von 1817, welche bis 1832 Gültigkeit hatte.[14]

Damit lässt sich «Der Oberamtmann und der Amtsrichter» in den Zeitraum von 1817 bis 1832, politisch also in die Zeit der Restauration (1813–1831) legen. Sie fällt, sicher nicht zufällig, mit dem Lebensabschnitt des Vikars Albert Bitzius zusammen, in welchem er von Herzogenbuchsee, von Bern, wahrscheinlich auch von Lützelflüh aus selbst gejagt hat, wie aus den erhaltenen Patenten von 1826 und 1830 und aus brieflichen Zeugnissen geschlossen werden kann.[15]

Als Vorbilder für die beiden Titelfiguren werden der Oberamtmann des Amtes Wangen, Rudolf Emanuel von Effinger, und der langjährige Freund Gotthelfs, der Landwirt und Amtsrichter Josef Burkhalter vermutet.[16] Zum



Wangen. Ansicht um 1840 von Joh. Weber (Ortsmuseum Wangen).

örtlichen Ablauf des Geschehens äussert sich Gotthelf nicht. Effinger hatte in Wangen gewirkt, Burkhalter in Niederönz gewohnt. Beide kommen als Ort der Handlung nicht in Frage: Wangens Schloss liegt nicht auf einem Hügel, des Amtsrichters «Säublume» entspricht nicht dem Kleinbauernbetrieb Josef Burkhalters. Trotz dieser Einschränkungen darf auf Grund des Landschaftsbeschriebs und wegen Gotthelfs Bezug zu seiner glücklichen Zeit in Herzogenbuchsee angenommen werden, dass er sich beim Verfassen der Novelle in Lützelflüh an seine ehemaligen Jagdgefilde im Oberaargau, vermutlich im Amt Wangen erinnert hat.

Der Oberamtmann, der Amtsrichter und das Reh

Aus dieser Erzählung kann eigentlich jeder Leser etwas herauspicken: der Psychologe und der Historiker, der Soziologie, der Germanist und der Landwirt.[17] Gotthelf öffnet auch dem Jäger und dem Wildbiologen ein Fenster. Diese amüsante Geschichte liesse sich, was das Rehwild anbe-

trifft, unter sieben Stichworten in eine wildkundliche Datenbank einlesen. Neben Ort (Oberaargau) und Zeit (19. Jahrhundert) sind dies:

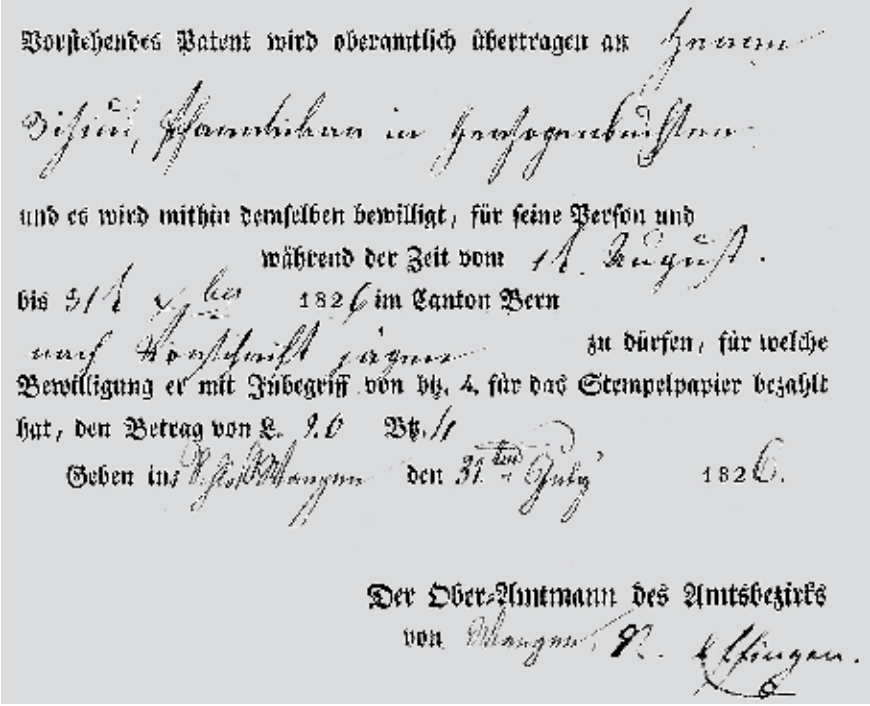
1. Vorkommen und Bestand

«Das sind vielleicht Rehe ... Es heisst, es seien deren schon mehrere gesehen worden.»

Beim Mittagessen im Schloss berichtet der eine der geladenen Amtsrichter, dass zwar nicht er selbst, wohl aber andere Leute Rehe gesehen hätten. Die Worte, die Gotthelf hier einem Amtsrichter in den Mund legt, tönen wie ein Gerücht. Das heutzutage jedem Kind, wohl auch den meisten Stadtkindern, bekannte Wildtier soll «gesehen worden sein». Gotthelfs Schilderung, die sowohl auf eigener Beobachtung und jagdlicher Erfahrung beruhen, wie auch aus anderen Quellen stammen kann, findet indessen eine Bestätigung in den Berichten aus der Feder sowohl von Jägern[18] wie auch von Naturforschern.[19,-20] Auch der Wille des Gesetzgebers, welcher das Reh 1804 und 1817 als nicht jagdbar erklärt, gibt einen Hinweis auf die Seltenheit dieser kleinen Hirsche-Art im Kanton Bern. Das Reh muss als im Schweizer Mittelland kleinräumig ausgerottet, als grossräumig selten eingestuft werden. Diese Situation traf aber nicht nur auf das frühe 19. Jahrhundert zu. Bereits mehr als 200 Jahre früher hat die bernische Obrigkeit das Reh in der Umgebung der Stadt durch die Schaffung von Banngebieten zu schützen versucht. Dies gilt auch für den Oberaargau und das Emmental: 1751 wurden im Thorbergwald wieder Rehe gesichtet, worauf zu deren Schonung weitere Bezirke in Bann gelegt wurden.[21] Diese Situation ist heute kaum nachvollziehbar. Im Herbst 1996, nach dem Ende der Niederjagd, wurde der Rehbestand im Kanton Bern auf 19 650 Tiere geschätzt, 7063 waren bereits erlegt worden. Für das Amt Wangen lauten die Zahlen: 248 erlegte Rehe bei einem anschliessend geschätzten Herbstbestand von 650 Tieren.[22]

2. Wiedereinbürgerungsaktionen

«Der Oberamtmann versuchte Rehe zu pflanzen; da aber niemand als er Rehe für ein mit Vorteil einzuführendes Produkt hielt, so schienen sie nicht besonders gedeihen zu wollen.»


Vorstehendes Patent wird oberamtlich übertragen an [illegible]

[illegible]

und es wird mithin demselben bewilligt, für seine Person und

während der Zeit vom [illegible]

bis [illegible] 1826 im Canton Bern

[illegible] zu dürfen, für welche

Bewilligung er mit Inbegriff von Bz. 4. für das Stempelpapier bezahlt

hat, den Betrag von L. 1.0 Bz. 11

Geben in [illegible] den 31. [illegible] 1826.

Der Ober-Amtmann des Amtsbezirks

von [illegible] R. [illegible].

Jagdpatent von Albert Bitzius (1826).

Gotthelf sagt leider nicht, woher sein Oberamtmann diese «zu seiner Freude ... mutwillig hierher verpflanzten» Rehe bezogen hat. Und uns ist es bisher nicht gelungen, herauszufinden, ob Rudolf Emanuel von Effinger sich mit dem Aussetzen von Rehen beschäftigt hat. Als Oberamtmann des Amtes Wangen von 1821 bis 1831 hatte er zumindest amtshalber mit der Jagd zu tun – und hat des Vikars Bitzius Jagdpatent unterschrieben! Dass solche Wiederbesiedlungsaktionen im Kanton Bern vorgenommen worden sind, ist indessen belegt: Rehe wurden sowohl aus anderen Teilen der Schweiz, wie auch aus dem Ausland bezogen und ausgesetzt.[23] Welcher Bergwanderer denkt heute noch daran, unter welch abenteuerlichen Umständen das Steinwild ab 1911 wieder in der Schweiz eingebürgert worden ist – nicht zuletzt zu jagdlichen Zwecken?[24]

3. Jagd

«Herr Amtsrichter, dies sind meine Rehe, und mit diesen nehmt Euch in acht, wenn ich Euch guten Rates bin».
Der Oberamtmann hat diesen Satz klugerweise zwar nicht ausgesprochen, gedacht hat er aber in dieser Richtung. Er war der Ansicht, «... der Bauer gehöre an den Pflug, nicht auf die Jagd».[25] Hier trog ihn sein Gefühl. Wer ein Patent gelöst hatte, und dies war, mit gewissen finanziellen Verpflichtungen verbunden, fast jedem Bürger möglich, durfte überall im Kanton Bern jagen, ungeachtet seines Standes. Die Rehjagd allerdings war in der Neuen Jagd-Verordnung von 1817 klar geregelt: «Unter dem Bann und Verbot sollen zu allen Zeiten und für jedermann sich befinden: die Hirsche, Rehe, Steinböcke und Gemsen.»[26] Liest man den Gotthelfschen Text allerdings aufmerksam, gewinnt man zwischen den Zeilen den Eindruck, der Oberamtmann hätte «seine» Rehe bejagen dürfen. Tatsächlich sieht der erwähnte Art.-18 Ausnahmen vor: «… es sey dann, dass Unser Kleine Rath oder die von ihm bestellte Behörde für diese Jagd besondere Bewilligung auf beschränkte Zeiträume und auf eine bestimmte Zahl von Thieren ertheile ...» Bei dem vom Oberamtmann mehrmals geäusserten und auch an den Tag gelegten «Demokratieverständnis» in jagdlichen Belangen ist nicht daran zu zweifeln, dass er sich um die Erlaubnis zur Ausübung der Rehjagd bemüht hätte, vor allem deshalb, weil er solche ja selber «gepflanzt» hatte.
Als Reh-Jäger lässt ihn Gotthelf nicht aktiv in Erscheinung treten. Es ist ja auch fraglich, ob Albert Bitzius gewusst hätte, wie eine Rehjagd im Kanton Bern verläuft, war sie doch während eines grossen Teils seiner eigenen jagdlichen Tätigkeit verboten.[27]

4. Flurschaden

«Es nähme ihn wunder, ... ob er nicht dafür sorgen dürfe, dass des Oberamtmanns Reh ihm seinen Lewat nicht fresse».[28]
Diese Zeilen geben einen Hinweis auf die Schadensituation aus der Sicht des Landwirts und Amtsrichters. Gotthelfs Darstellung des Wildschadens ist deshalb bemerkenswert, weil sie eine Geisteshaltung offenbart. Der an sich tolerante Amtsrichter Grün auf der «Säublume» ist nicht bereit, den

Der junge Albert Bitzius.
Martin Disteli (1802–1844)
zugeschrieben.
Kunstmuseum Olten.

Schaden hinzunehmen, den die Rehe an seinem Lewat (Raps) verursachen. Den durch Feldhasen angerichteten Schaden dagegen nimmt er in Kauf. Warum schildert Gotthelf diese unterschiedliche Akzeptanz? Wohl deshalb, weil der Amtsrichter a) den Hasen selbst im Herbst bejagen durfte, das Reh aber nicht, b) weil das Reh «von oben herab», für ihn in undemokratischer Art und Weise eingepflanzt worden und c) vielleicht auch, weil diese Rehe eben «so gleichsam Fremdlinge» waren, eine neue, unbekannte Grösse darstellten. Die Situation war also anders als bei den Hasen, von denen er wusste, dass sie «... ein diebisch Volk sind, zudem waren sie seit seinen Kindsbeinen hier, also gleichsam Bürger».[29] An das «Produkt» Reh, wie Gotthelf es bezeichnet, musste sich der Landwirt zuerst gewöhnen. Neuerungen in Feld und Flur brauchen Zeit, um akzeptiert zu werden. Niemand wollte Rehe, da sie von keinem Nutzen seien. Hinzu kommt die Lage des Raps'. Für das Reh war der Konsum dieser Kulturpflanze damals bekömmlich. Den Doppelnull- oder Nullnullraps und die damit verbundenen Probleme gab es noch nicht.[30] Diese Ölpflanze war in der bernischen Agrarlandschaft zwar nicht völlig neu, der Rapsanbau erlebte aber im Kanton Bern in den dreissiger Jahren einen starken Aufschwung.[31] Solche «Kinder» werden besonders gehätschelt.

Aus jagdlicher Sicht bezweifelt «Schweizer-Jäger»-Autor Rohrdorf den durch Rehe an landwirtschaftlichen Kulturen verursachten Schaden. «... allein das Reh thut eben so wenig, ja noch weniger Schaden als der Hase.»[32] Auch Gotthelfs Oberamtmann glaubt nicht an den durch seine Rehe angeblich verursachten Schaden: «... sintemalen nie erhört worden, dass Rehe Lewat gefressen!»[33] Der Naturforscher Schinz dagegen sieht die Situation anders: «Schaden thut das Reh hauptsächlich durch Abfressen von Knospen und Schälen der Bäume in den Waldungen, besonders in kalten Wintern; oder auch in Haferäckern durch Abweiden.»[34] Von Raps sagt Schinz nichts, doch war die Situation bei der Niederschrift seines 1824 gedruckten Buches noch anders als in den dreissiger Jahren (s. oben). Doch ergibt sich da plötzlich eine Verbindung: 1. zur Novelle («Wenn die was fressen wollten, so konnten sie in den Schlossberg gehen und an des Oberamtmanns Kabis kratzen oder an dessen Bäumen sich erlaben») und 2. eine solche zur heutigen Zeit: der von Landwirten und Waldbesitzern dem Reh angelastete Schaden wird durch den Jäger häufig in Frage gestellt.

5. Selbsthilfemassnahmen

«... auf seinem Lewatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt, und weswegen er es erschossen habe, der Herr Oberamtmann solle darüber verfügen».

Der Amtsrichter hatte den Oberamtmann auf die Schadensituation aufmerksam gemacht und durchblicken lassen, dass er nicht bereit sei, den Ertragsausfall zu dulden, er nötigenfalls selbst einschreiten würde, sollte keine Verbesserung der Situation eintreten. Der Oberamtmann wiederum gab ihm den Rat, seine Hände aus dem Spiel zu lassen. Trotz dieser Warnung handelt der Bauer. Dem Polizeidiener lässt er ausrichten, auf seinem Acker liege ein Reh, das ihm Schaden zugefügt, «... weswegen er es erschossen habe ...» Das nicht jagdbare Reh wurde, auf Grund der Schilderung der Witterungsbedingungen, offensichtlich nach der Jagdzeit, die am 31. Dezember geendet hatte, getötet. Es wurde auch weder «erlegt» noch «geschossen», wie dies ein Jäger erzählen würde, sondern «erschossen». Es wurde exekutiert. Das Reh ist in diesem Sinne – zumindest für den Landwirt, Jäger und Amtsrichter – nicht ein Wildtier, sondern ein

Neue Jagd-Verordnung.

Vergl. Ges. u. Dekr. Th. I. S. 352.

Wir Schultheiß Klein und Große Räthe der Stadt und Republik Bern, thun kund hiermit: Demnach Wir nothwendig gefunden, das Jagdgesetz vom 16., 23. und 25. May 1804 einer Revision zu unterwerfen und nebst einigen Abänderungen, zu vervollständigen; als haben Wir, in Aufhebung desselben, auf den Vortrag Unsers Finanz-Raths beschlossen und verordnet, was hiernach folget, wie Wir denn

verordnen:

1) Die Beschützung und Nutzung der Jagd-Gerechtigkeit zu Handen des Staats, ist Unserm Kleinen Rathe übertragen, welcher über die Vollziehung und Handhabung gegenwärtiger Verordnung zu wachen hat.

.
.
.

18) Unter dem Bann und Verbot sollen zu allen Zeiten und für jedermann sich befinden: die Hirsche, Rehe, Steinböcke und Gemsen; als welche zu jagen und zu erlegen bey einer Buße von hundert Franken für das Stück jedermann verboten seyn soll; es sey dann, daß Unser Kleine Rath oder die von ihm bestellte Behörde für diese Jagd besondere Bewilligung auf beschränkte Zeiträume und auf eine bestimmte Zahl von Thieren ertheile; für welche Bewilligungen dann jedesmal die Gebühr, die wenigstens sechzehn Franken betragen soll, zu bestimmen seyn wird.

Ausschnitt aus der bernischen Jagd-Verordnung von 1817 (Staatsarchiv Bern).

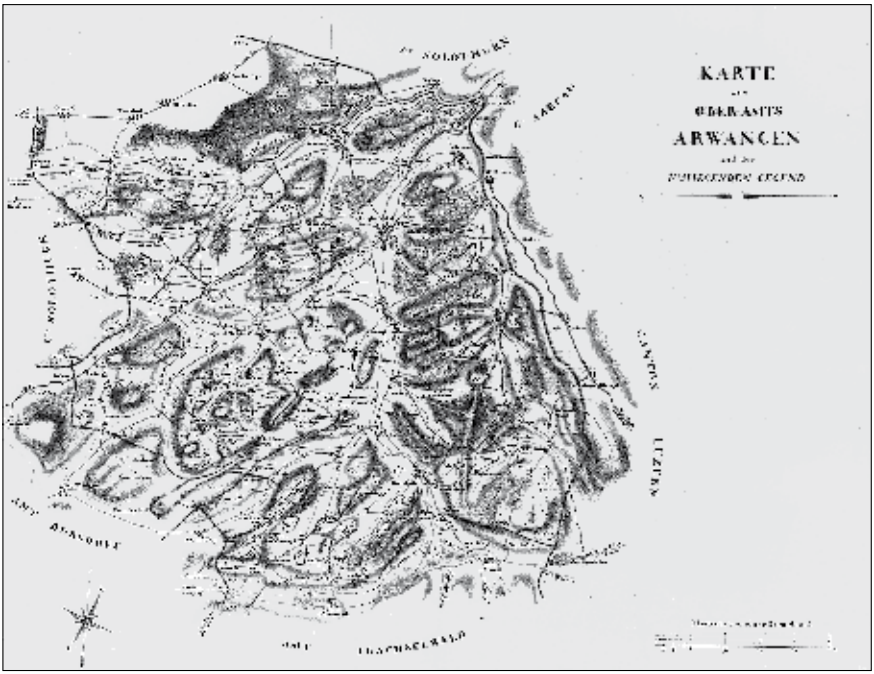
Dieb. Der Amtsrichter verfuhr also mit dem Reh so, wie es der Oberamtmann mit den rund um sein Schloss jagenden Hunden des Amtsrichters dem Jäger zu tun befohlen hatte: er solle hinuntergehen und die Hunde erschiessen. Dies sind Gotthelfsche Sprachnuancen. Deutlich lassen sie die jagdliche Erfahrung des Pfarrers und seine Kenntnis der für den Landwirt vorhandenen Probleme erkennen.

Im Moment, da das Reh am Boden liegt, vom Polizeier und dem Schreiber des Oberamtmanns noch begutachtet wird, endet die Jagd in der Erzählung. Der Amtsrichter hat von seinem Recht der Selbsthilfe Ge-

brauch gemacht, auch wenn der Oberamtmann dies anfänglich nicht wahrhaben wollte, aber «... die Gesetze kannte der Amtsrichter besser».[35] Er kannte auch den Selbsthilfeartikel: «Einem jeden Grund-Eigenthümer soll erlaubt seyn, inner den Gränzen seiner eingefriedeten Güter alles Gewild zu erlegen, durch welches ihm Schaden zugefügt wird.»[36] Von diesem Zeitpunkt an wird nur noch verhandelt, bis die Erzählung versöhnlich schliesst: Beide Kontrahenten, die sich früher wohl geachtet, aber aus verschiedenen Gründen nicht zusammen gejagt hatten, treten sich nach dieser Hasen- und Reh-Affäre geläutert gegenüber. Gotthelf blickt in die Zukunft und lässt sie im nächsten Herbst gemeinsam auf die Jagd gehen.

Schlussbetrachtung

«‹Der Oberamtmann und der Amtsrichter› wird gerne als eine ‹amüsante› Erzählung charakterisiert, in die Reihe derjenigen gestellt, die ‹überschäumende Komik bis hin zu Nonsens und Blödelei› enthalten».[37] Wohl aus diesem Grund ist sie mehrmals dramatisiert worden.[38] Sie zeichnet zwei Lebensbilder, zwei Epochen, zwei Haltungen.
In dieses heitere Gemälde menschlicher Gefühle und Regungen hat Gotthelf mit feinem Pinsel eine Schilderung des bernischen Jagdwesens hineingetupft. Er schildert die Wildbestände, die Wildbewirtschaftung (Wiedereinbürgerungen), die Jagd (auf Hase und Ringeltaube), die durch das Wild verursachten Probleme in der Landwirtschaft (Raps und Reh/Feldhase), das Ergreifen von Selbsthilfemassnahmen (Abschuss). Gotthelf erweist sich bei der Darstellung des bernischen Jagdwesens als kompetent. Er kennt das Gesetz und lässt nicht weniger als 6 Artikel in literarisch verarbeiteter Form in den Text einfliessen. Bezeichnenderweise nimmt er Bezug auf die Verordnung von 1817, die zur Zeit seiner jagdlichen Tätigkeit in Kraft gewesen war, nicht auf das zur Zeit der Entstehung der Erzählung gültige Gesetz von 1832. Bei der Schilderung der bernischen Wildbestände in den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts darf man ihm Glauben schenken (im Gegensatz zur Beschreibung derjenigen im Mittelalter, wo er ein vielleicht etwas allzu romantisches Bild gemalt hat).[39] Auch seine unauffällig eingestreuten Angaben zum Vorkommen, zur Biologie und zum Verhalten einzelner Arten sind grösstenteils überprüfbar.[40]



Ämter Wangen und Aarwangen. F. v. Jenner 1820. Staatsarchiv Bern.

Gotthelf lässt den Leser wissen, eine bernische Jagd zu beschreiben sei «ein sehr einfach Ding».[41] Dies brauche «wenig Papier und gar keinen Aufwand an Darstellungskunst ...» Und er erbringt den Beweis dazu, zur uneingeschränkten Freude seines Lesers. Dass er dabei keinen Ausblick auf die Entwicklung des bernischen Rehbestandes in den nächsten 100 Jahren geben kann, wird ihm kein Jäger und kein Wildbiologe verargen. Eine solche langfristige Entwicklung kann auch heute niemand voraussagen. Gotthelf konnte nicht wissen, dass die Rehbestände bis ins 20. Jahrhundert hinein niedrig bleiben würden, dass sie erst ab den zwanziger Jahren eine starke Zunahme zu verzeichnen hätten, dass das Reh bald, noch vor der Jahrhundertmitte, zum waldbaulichen Problem würde.[42] In jagdlichen Fragen – im Gegensatz zu schulischen oder kirchlichen – mischte sich Gotthelf nicht ein. Er masste sich nicht an, Rehwild-Bewirtschaftung betreiben zu wollen. Ein «Jagd-Stück»[43] Rehwild-Geschichte des Kantons Bern dagegen hat er minutiös hingemalt.

Anmerkungen

Hinweise auf Stellen in Gotthelfs Werk beziehen sich auf die 24bändige, im Eugen Rentsch Verlag erschienene Gesamtausgabe. Mit römischen Zahlen ist die Bandnummer vermerkt. Bei Hinweisen auf die Novelle «Der Oberamtmann und der Amtsrichter» (Band XXII) steht das Kürzel OuA. Zahlen hinter dem Doppelpunkt bezeichnen bei allen Hinweisen die Seitenzahl in den im Literaturverzeichnis aufgeführten Quellen.

1 GOTTHELF, «Der letzte Thorberger» XVI: 250.
2 GOTTHELF, «Kurt von Koppigen» XVII: 231.
3 GOTTHELF, «Jakob des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz» IX: 123.
4 GOTTHELF, «Harzer Hans, auch ein Erbvetter» XIX: 252.
5 OuA: 89.
6 GOTTHELF, «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» III: 126.
7 HUNZIKER (1927): 314.
8 Zwei auf den Vikar Albert Bitzius ausgestellte Patente sind erhalten (1826, 1830). Aus Briefen kann geschlossen werden, dass er auch später noch gejagt hat, aber kaum länger als bis 1835 (LÜPS, 1997).
9 OuA: 51.
10 STÄMPFLI & BLASER (1996): 326. Im Volksmund wurde der Oberamtmann aber häufig noch als Landvogt bezeichnet (GÜNTHER, 1958: 126).
11 STÄMPFLI & BLASER (1996): 327.
12 Gesetz über die Jagd, Bern, 1804, Art. 21.
13 Neue Jagd-Verordnung, Bern, 1817, Art. 18. Im Gesetz über die Jagd von 1832 ist das Reh wieder jagdbar.
14 Neue Jagd-Verordnung, Bern, 1817, Art. 6.
15 LÜPS (1997): 17.
16 HOLL (1988): 63.
17 GÜNTHER (1958): 127–141 (Der Oberamtmann und der Amtsrichter).
18 ROHRDORF (1835): 163.
19 FATIO (1869): 395.
20 SCHINZ (1837): 26.
21 RENNEFAHRT (1967): 431.
22 Amt für Wald und Natur des Kantons Bern: Jagdstatistik für das Jahr 1996.
23 v. RODT (1900): 54.
24 Der im 19. Jahrhundert in der Schweiz ausgerottete Steinbock wurde ab 1911 wieder angesiedelt (vgl. GIACOMETTI, 1991).
25 OuA: 67.
26 vgl. Anm. 13.
27 vgl. Anm. 13.
28 Zur Verwendung des Singular für mehrere Rehe vgl. HUNZIKER (1927): 320.

29 OuA: 109.
30 Ende der 1980er Jahre wurden bei Rehen abnormes Verhalten und eine erhöhte Fallwildzahl festgestellt. Beides wurde mit der Aufnahme von 00-Raps, einer neuen Sorte, in Zusammenhang gebracht (vgl. dazu HÄBERLI, 1995).
31 BRUGGER (1956): 41.
32 ROHRDORF (1835): 164.
33 OuA: 111.
34 SCHINZ (1824): 338.
35 OuA: 51.
36 Neue Jagd-Verordnung Art. 11.
37 HOLL (1988): 63, 98.
38 JUKER & MARTORELLI (1983): 195.
39 LÜPS (1997): 24.
40 LÜPS (1997): 27/28.
41 OuA: 69.
42 Rehwildschaden Erhebung des Wald/Wild-Ausschusses des Kantons Bern. Bern, 1978.
43 Jagdstück: Jagdstilleben mit der Darstellung von Jagdbeute, allenfalls Jagdwaffen und -hunden.

Quellen

BRUGGER, H. (1956): Die schweizerische Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Verlag Huber, Frauenfeld.

FATIO, V. (1869): Faune des vertébrés de la Suisse. Vol 1: Histoire naturelle des mammifères. H. Georg, Libraire-Editeur, Genève et Bâle.

GIACOMETTI, M. (1991): Beitrag zur Ansiedlungsdynamik und aktuellen Verbreitung des Alpensteinbocks (Capra i. ibex L.) im Alpenraum. Zeitschrift für Jagdwissenschaft 37: 157–173.

GÜNTHER, W. (1958): Neue Gotthelf-Studien. Francke Verlag, Bern.

HÄBERLI, R. (1995): 00-Raps bedingte, klinisch-pathologische Veränderungen bei freilebendem Rehwild in der Schweiz. Med.-vet. Diss. Bern.

HOLL, H.-P. (1988): Jeremias Gotthelf, Leben, Werk, Zeit. Artemis-Verlag, Zürich.

HUNZIKER, (1927): Der Oberamtmann und der Amtsrichter. Zur Entstehung und Bedeutung der Erzählung. In: Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke in 24 Bänden, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, Band XXII: 312–321.

JUKER, B. & MARTORELLI, G. (1983): Jeremias Gotthelf 1797–1854 (Albert Bitzius). Bibliographie 1830–1975. Burgerbibliothek Bern.

KURT, F. (1963): Zu einigen Rehtrophäen aus dem Oberaargau. Jahrbuch des Oberaargaus 6: 187–198.

LÜPS, P. (1997): Gotthelf und die Jagd. Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum, Bern, Heft 2.

RENNEFAHRT, H. (1967): Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. Die Rechtsquellen des Kantons Bern. IX. 1. Verlag Sauerländer, Aarau.
v. RODT, E. (1900): Alt-Bernisches Jagdwesen. Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1901: 18–59.
ROHRDORF, H.C. (1835): Der Schweizer-Jäger. Buchdruckerei Schmid, Glarus.
SCHINZ, H.R. (1824): Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere. Zweite Abtheilung. Brodtmanns lithographische Kunstanstalt, Zürich.
SCHINZ, H.R. (1837): Verzeichnis der in der Schweiz vorkommenden Wirbelthiere. Erster Theil. Petitpierre, Neuchâtel.
STÄMPFLI, P. & BLASER, C. (1996): Die bernischen Bezirksarchive und ihre Erschliessung. Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 58: 315–336.

Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen an Schieferkohlen von Schweinbrunnen, Gemeinde Huttwil

Samuel Wegmüller

1. Einleitung

Im Jahrbuch des Oberaargaus 1985 (Seite 13–30) berichtete ich über meine vegetationsgeschichtlichen Untersuchungen an drei Schieferkohleprofilen aus dem Gebiet von Gondiswil/Ufhusen. Anhand der Analysen des in den erbohrten Sedimenten enthaltenen Pollens gelang es hier, die vegetationsgeschichtliche Entwicklung der letzten Warmzeit (Riss/Würm-Interglazial) sowie jene der frühen Phasen der nachfolgenden Kaltzeit (Würm-Eiszeit) nachzuweisen. Aufgrund der aufgezeigten Abfolge von Vegetationszuständen war es ferner möglich, Aussagen zur paläoklimatischen Entwicklung dieses langen Zeitabschnittes zu machen.

Derart aussergewöhnlich lange vegetationsgeschichtliche Sequenzen sind auch heute noch schwierig nachzuweisen. Ein Grund dafür mag darin liegen, dass grosse Gebiete des nörlichen Alpenvorlandes während der letzten Kaltzeit (Glazial) durch die weit ins Mittelland vorstossenden Gletscher überfahren wurden, wobei die früher abgelagerten warmzeitlichen Sedimente abgeschürft wurden. Dies trifft nun allerdings für das zwischen Langeten und Wigger gelegene Gebiet nicht zu. Im Nordwesten stiess der würmeiszeitliche Rhonegletscher bis in die Gegend von Oberbipp, Bannwil und Thunstetten vor, während im Nordosten der Suhrental-Lappen des Aare/Reuss-Gletschers bis in die Gegend von Staffelbach und ins Becken des Wauwilermooses reichte (Imhof, 1965). Das dazwischen liegende Gebiet blieb hingegen eisfrei, und es ist wahrscheinlich, dass hier Ablagerungen der letzten Warmzeit und des Frühwürm eher erhalten geblieben sind als im glazialen Bereich.

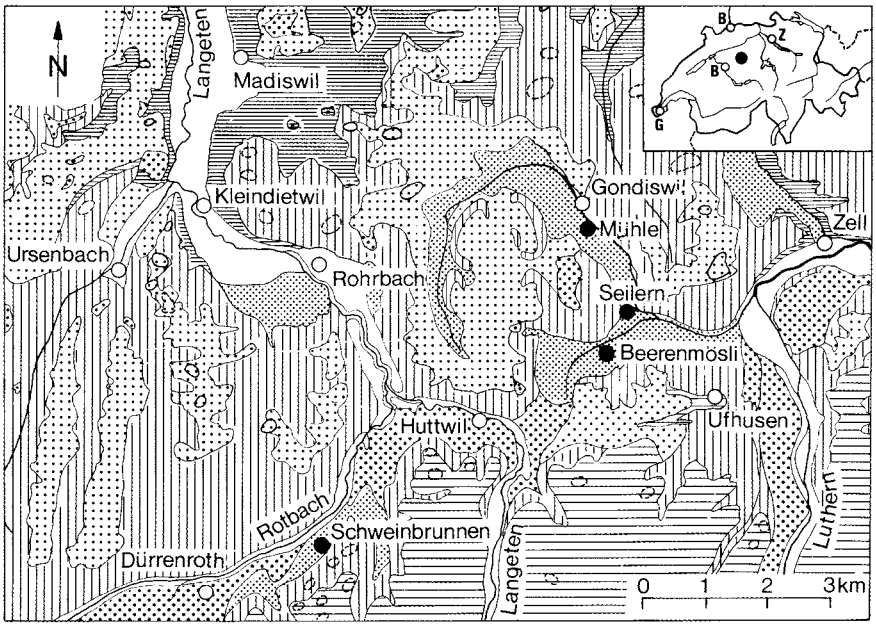
In der Randtalung des Napfgebietes, die sich von Ramsei über Sumiswald, Weier, Huttwil und Willisau bis nach Wolhusen erstreckt, finden sich zwischen Huttwil und Zell (Abb. 1) die grössten Schieferkohlevorkommen, die

bisher im Gebiet der Schweiz festgestellt worden sind. Diese wurden in den Jahren 1917 bis 1920 und dann wiederum von 1940 bis 1946 wegen der kriegsbedingten Brennstoffknappheit intensiv abgebaut. Über die Schürfungen während des Ersten Weltkrieges berichtete Gerber (1923), über jene des Zweiten Weltkrieges Fehlmann (1947).
Nun wurden bereits während der ersten Abbauperiode (1917 bis 1920) zum Zwecke der Abklärung weiterer abbauwürdiger Flöze auch im Gebiet von Huttwil – Dürrenroth – Häuserenmoos Probesondierungen durchgeführt (Gerber, 1923). Dabei zeitigten allerdings nur die im Gebiet von Schweinbrunnen ausgeführten Bohrungen grössere Schieferkohlevorkommen.
Es lag nun nahe, auch diese Schieferkohlen einer pollenanalytischen Untersuchung zu unterziehen. Dabei war von folgender Fragestellung auszugehen: Welche Vegetation herrschte zur Zeit der Schieferkohlenablagerung in dem zwischen Dürrenroth und Huttwil gelegenen Gebiet vor? In welchem Zeitraum erfolgte die Ablagerung, und unter welchen klimatischen Bedingungen fand sie statt?
Herr K. Steffen, Landwirt in Schweinbrunnen, gab uns die Erlaubnis, auf seinem Grundstück eine Rotationskernbohrung durchzuführen, was hier bestens verdankt sei. Der Schweizerische Nationalfonds übernahm die Kosten der Bohrung wie auch die der Teilassistenz für die Laborarbeiten am Systematisch-Geobotanischen Institut der Universität in Bern (NF-Projekt Nr. 3.311-82). Frau Dr. K. Studer, Bern, führte die Aufbereitung der Sedimentproben sehr sorgfältig durch, was hier ebenfalls bestens verdankt sei.

2. Das Untersuchungsgebiet

2.1 Geologie und Glazialmorphologie

Die zwischen Dürrenroth und Huttwil gelegenen Häusergruppen von Schweinbrunnen finden sich auf der sanft geneigten Terrasse am rechten Talhang des Rotbaches, der sich unterhalb Huttwil mit der Langeten vereinigt (Abb. 1). Nach der geologischen Karte von Gerber und Wanner (1984) liegt Huttwil (642 m) auf einem grossen Schotterkörper, der sich vom Rotbach bei Fiechten bis zu der nordöstlich von Huttwil gelegenen Schwelle (Pt. 668.2) erstreckt. Nach Südwesten hin schliessen sich grossflächig siltig sandige Ablagerungen an, die im Gebiet von Schweinbrun-



Nacheiszeitliche Schwemmebenen

Ablagerungen des Riss/Würm- Interglazials und des Frühwürm

Schotter der Riss-Vergletscherung

Moräne der Riss-Vergletscherung

Drumlin

«Tortonien» Obere Süsswassermolasse

«Hélvétien» Obere Meeresmolasse

Burdigalien Obere Meeresmolasse

Rundhöcker

Pollenanalytisch untersuchte Profile

Abb. 1 Geologische Übersicht des nördlichen Napfvorlandes, nach GERBER & WANNER (1984), leicht verändert. Schwarze Kreisflächen: Lage der pollenanalytisch untersuchten Profile.

nen in 5–7 m Tiefe Kohlenflöze aufweisen. Das weiter westlich gelegene Dorf Dürrenroth (698 m) liegt auf einer erhöhten Terrasse eines grossen Schotterkörpers. Nach der geomorphologischen Karte von Hantke (1968: S. 9, Abb. I) handelt es sich bei den Schottern von Dürrenroth um Hochterrassenschotter der vorletzten Eiszeit (Riss). Die tiefer gelegenen Ablagerungen von Schweinbrunnen und Huttwil hingegen entsprechen nach Hantke den Niederterrassenschottern und sollen dem Frühwürm zuzuordnen sein. Anderer Auffassung sind Gerber und Wanner (1984), welche sie der vorletzten Eiszeit zuordnen.
Abschliessend sei auf eine Erscheinung hingewiesen, die dem Landschaftsbild dieser Gegend einen besondern Akzent verleiht. Südöstlich von Schweinbrunnen finden sich reihenartig angeordnete Molasse-Rundhöcker (Abb. 1). In der Gegend von Dürrenroth und Schweinbrunnen liegt die eine Reihe in rund 730 m, die zweite in 786 m Höhe ü.M.; ihre Höhenlage nimmt gegen Osten hin leicht ab. Sie sind gegen Süden durch kleine Sättel vom ansteigenden Napf-Bergland getrennt. Hantke (1968) vertritt die Ansicht, dass diese Sattelreihen Überreste alter randglazialer Schmelzwasserrinnen darstellen, die später nach Norden durchgebrochen seien. Eine genauere zeitliche Einstufung dieser Schmelzwasserrinnen ist bisher nicht gelungen.

2.2 Vegetation

Das gesamte Gebiet wird heute landwirtschaftlich intensiv genutzt (Ackerbau und Viehzucht). Die Wälder sind auf unproduktive Flächen zurückgedrängt worden. Sie finden sich an steilen Hängen, auf den Kuppen der erwähnten Rundhöcker und dann auch auf extrem stark versauerten staunassen Böden von Terrassen. Auf letzteren stockt grossflächig der Peitschenmoos-Fichten-Tannenwald, das Bazzanio-Abietetum. Nach Meyer (1949) tritt diese Waldgesellschaft vor allem auf Böden risseiszeitlicher Ablagerungen auf. Es handelt sich um sehr produktive Weisstannenwälder, in denen die Buche höchstens im Unterwuchs aufzukommen vermag. Diese Wälder sind durch Artenarmut und ebenso durch grossflächig ausgebildete Torfmoos-Decken gekennzeichnet. Im Untersuchungsgebiet ist diese Waldgesellschaft in dem zwischen Schweinbrunnen und Huttwil gelegenen Huttwilwald ausgebildet, dann aber auch in dem südwestlich von Dürrenroth gelegenen Rotwald. Beide liegen auf den ausgedehnten Terrassen des Rotbachtales.

Im weitern stocken auf trockenen südexponierten Hängen Restbestände des Waldsimsen-Buchenwaldes (Luzulo-Fagetum), an nordexponierten Hängen Bestände des Waldhirsen-Buchenwaldes (Milio-Fagetum). In Lagen oberhalb 800 m Höhe sind im Bergland des Napf-Massivs artenreiche Buchen-Tannenwälder (Abieti-Fagetum) verbreitet.

3. Untersuchungsmethoden

3.1 Rotationskernbohrung

Zur Abklärung der Lage der Bohrstelle konnten wir auf der Schweizerischen Geologischen Dokumentationsstelle in Bern Einsicht nehmen in die Bohrpläne der im September 1917 und im Mai 1918 durch G. Weinmann im Gebiet von Schweinbrunnen vorgenommenen Sondierungen (Gerber, 1923). In neun Bohrungen wurden damals in einer Tiefe von 5–7 m Flöze von bis zu 2 m Mächtigkeit festgestellt, die zwischen Sand und Lehm eingebettet waren. Das produktive Areal hat einen Durchmesser von rund 200 m.

Die für pollenanalytische Untersuchungen geplante Rotationskernbohrung wurde am 28. Februar 1985 durch die Firma Stump, Bern, ausgeführt. Die Bohrstelle liegt in 663 m Höhe auf der Westseite des Huttwilwaldes. Die Koordinaten lauten: 628 600/216 175 (Schweizerische Landeskarte 1:25 000, Blatt 1148 Sumiswald). Die Bohrung (∅ 10 cm) wurde bis auf die Tiefe von 11,60 m abgeteuft. Die erwähnten Schieferkohlenflöze wurden erfasst, hingegen wurde der Molassefels nicht erreicht. Die Überlagerung der Flöze durch Silt, Ton, Sand und vereinzelt auch durch Kies betrug an der Bohrstelle 5,40 m.

3.2 Aufbereitung der Sedimentproben und mikroskopische Analyse

Den Bohrkernen wurden in Abständen von 5–10 cm kleine Sedimentproben entnommen. Die Aufbereitung der Proben erfolgte am Systematisch-Geobotanischen Institut der Universität Bern. In einem langwierigen Verfahren wurde durch Säure- und Laugeneinwirkung der fossile Pollen vom Sedimentmaterial getrennt. Nach Färbung des Pollens und Anfertigung von Präparaten wurden die Proben auf ihren Pollengehalt hin unter dem Mikroskop untersucht.

Die mikroskopische Analyse des fossilen Pollens erwies sich insofern als

schwierig, als dessen Erhaltungszustand zum Teil schlecht war. Die Sedimentproben aus den Profilabschnitten 10,10–11,60 m und 0–2,60 m erwiesen sich als nahezu pollenleer.
Bei der Analyse wurde angestrebt, pro Probe mindestens 500 Baumpollen auszuzählen. Bei pollenarmen Präparaten wurde diese Summe trotz Auszählung von bis zu 5 Präparaten nicht erreicht.
Die Bezugssumme zur Berechnung der prozentualen Anteile der einzelnen Taxa pro untersuchtem Horizont umfasst die Summe der Baum- und Strauchpollen (BP) ohne die Erlen *(Alnus),* und des Nichtbaumpollens (NBP) ohne den Pollen der Riedgräser (Cyperaceen) und der Wasserpflanzen. Die Sporen der Moos- und Farnpflanzen sind ebenfalls nicht in der Bezugssumme enthalten.

3.3 Diagrammgestaltung (Abb. 2)
Die Ergebnisse der pollenanalytischen Untersuchung werden hier in einem vereinfachten Diagramm wiedergegeben. Links finden sich neben den Tiefenangaben Hinweise zur chronostratigraphischen Einstufung, in einer separaten Kolonne die Darstellung der Sedimentabfolge (Lithostratigraphie). Das Diagramm ist sodann in numerierte Zonen unterteilt. Die dafür gewählten Zahlen erlauben den Vergleich mit den entsprechenden Diagrammabschnitten der Profile von Gondiswil/Ufhusen (Wegmüller, 1992).
Von Bedeutung ist das Hauptdiagramm, das neben der Kolonne der Zone steht. Von links nach rechts sind die Föhren-Werte in einer schwarzen Silhouettenkurve aufgetragen, von rechts nach links die Nichtbaumpollen (NBP) mit Gräsern (Gramineae) und zahlreichen weitern Krautarten, die unter dem Begriff Varia zusammengefasst werden. Die weisse Fläche zwischen der schwarzen Föhren-Silhouette und den durch Schraffuren dargestellten Nichtbaumpollen (NBP) umfasst die prozentualen Anteile aller Bäume. Der Verlauf der Grenzlinie zwischen Baumpollen und Nichtbaumpollen ist für die Deutung der Ergebnisse wichtig. Hohe Nichtbaumpollenwerte in Verbindung mit charakteristischen Artenspektren

Abb. 2 Pollendiagramm des Profils Schweinbrunnen. Vegetationsgeschichtliche Entwicklung und Schieferkohlenablagerung während der letzten Warmzeit (Riss/Würm-Interglazial).

SCHWEINBRUNNEN Koord: 628.600/216.175, 663m ü.M.

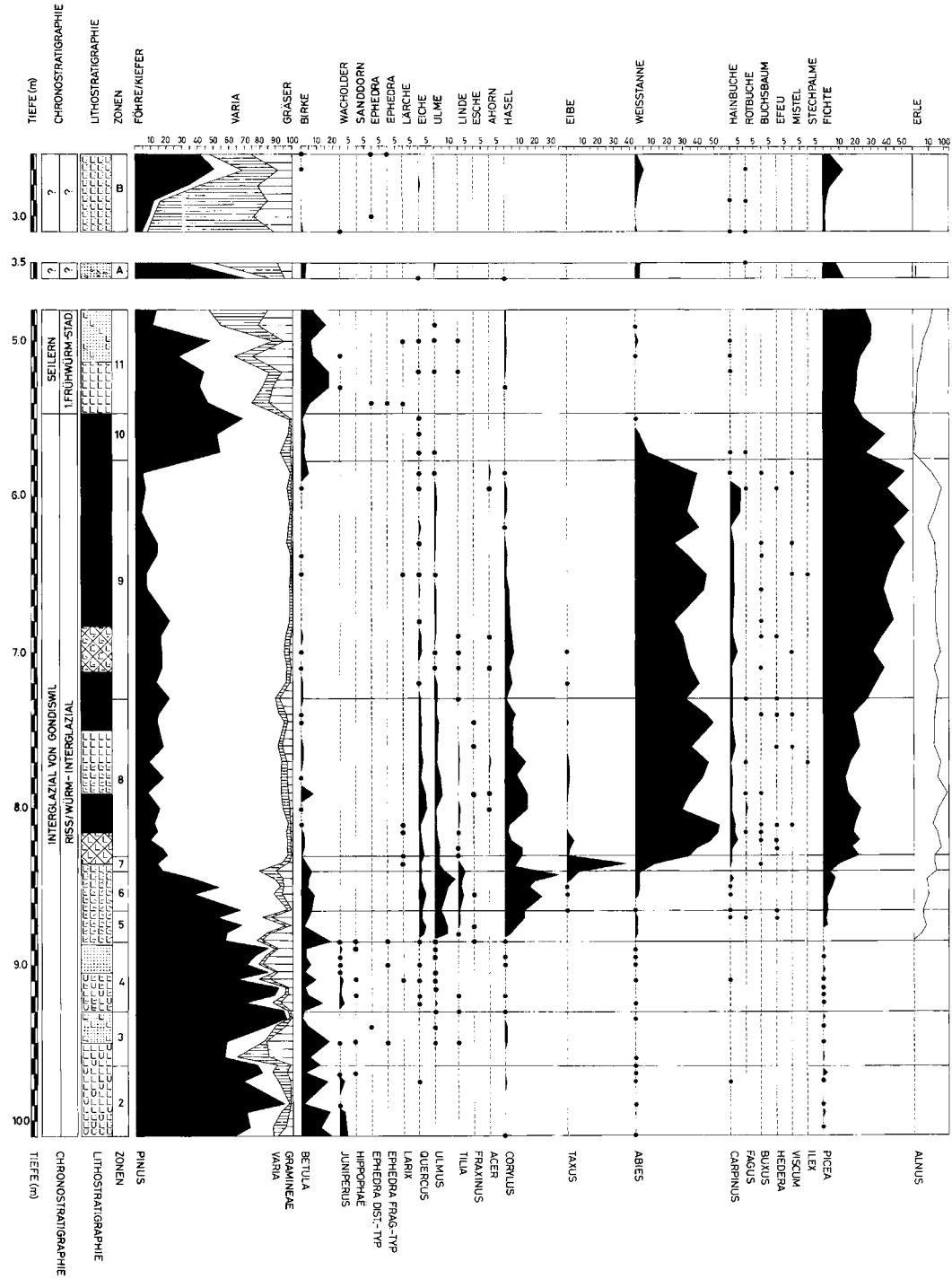


Abb. 2

weisen in der Regel auf Kaltphasen hin, hohe Baumpollenwerte hingegen auf geschlossene Bewaldung.
Anschliessend finden sich die Silhouettenkurven der einzelnen Baumarten, die nach den prozentualen Anteilen aufgetragen worden sind. Werte zwischen 0,1% und 0,5% wurden durch kleine schwarze Kreisflächen dargestellt. Aus der Darstellung geht hervor, in welcher Reihenfolge die einzelnen Baum- und Straucharten im Verlaufe der Jahrtausende aufgetreten sind, ihre optimale Entwicklung erreicht haben und dann wieder zurückgegangen sind.
Auf die Darstellung der einzelnen Komponenten der Nichtbaumpollen wie auch der Farne wird hier verzichtet.

4. Ergebnisse

4.1 Grundzüge der vegetationsgeschichtlichen Entwicklung in der zwischen Huttwil und Dürrenroth gelegenen Gegend

Das Pollendiagramm von Schweinbrunnen widerspiegelt die vegetationsgeschichtliche Entwicklung einer Warmzeit. Allerdings fehlen an der Basis die typischen Wiederbewaldungsstadien, die nach der vorangehenden Kaltzeit einsetzten.
Zone 2: Föhrenwälder *(Pinus)* mit Wacholder *(Juniperus)* im Unterwuchs herrschen auf den Plateauflächen vor. Die vernässten Auen des Rotbaches werden von Baumbirken *(Betula)* eingenommen. Die Wälder sind aber noch ziemlich offen; dies hat zur Folge, dass aus der weitern Umgebung fortgesetzt sandige Silte ins Becken von Schweinbrunnen eingeschwemmt werden.
Zone 3: Auf diese Föhrenwald-Phase folgt ein rückläufiger Abschnitt, der klimatisch bedingt sein dürfte. Die Föhrenwälder werden stark aufgelichtet, während sich die Birkenbestände behaupten. Die Erosion nimmt zu, und an Stelle von Ton und Silt gelangen Fein- und Grobsand zur Ablagerung.
Zone 4: Anschliessend stabilisieren sich die Verhältnisse wieder. Die Föhren breiten sich erneut aus, und es kommt vorübergehend zu dichtem Waldschluss. Die Erosion geht zurück, und im Becken werden wieder vorwiegend Ton und Silte abgelagert. Im jüngern Abschnitt dieser Phase lichtet sich dann der Föhrenwald nochmals, und es kommt erneut zur Aus-

breitung von Wacholder-Büschen. Auf den offenen Plätzen treten zahlreiche Krautpflanzen auf. Andrerseits finden sich mehr oder weniger kontinuierlich Spuren wärmeliebender Bäume wie Eiche, Ulme, Linde und Hasel. Gegen Schluss dieses Abschnittes nimmt die Erosionstätigkeit erneut stark zu, was durch die massive Einschwemmung von Grob- und Feinsand ins Becken von Schweinbrunnen belegt wird.

Zone 5: Unter klimatisch bedeutend günstigeren Verhältnissen breiten sich nun Eiche *(Quercus),* Ulme *(Ulmus),* Linde *(Tilia)* und Hasel *(Corylus)* aus, während die Föhre zurückgeht. Eine starke Zunahme verzeichnen auch die Erlen *(Alnus)*, die sich sowohl an den Ufern des Rotbaches als auch am Rand der weiten Mulde angesiedelt haben. Da die Vegetationsdecke sich mehr und mehr schliesst, geht die Bodenerosion merklich zurück. Zur Ablagerung gelangt nunmehr ein schwarzgrauer Silt mit vielen pflanzlichen Resten.

Zone 6: In diesem Abschnitt erreicht der Haselstrauch seine grösste Ausbreitung. Zugleich treten Fichte *(Picea)* und Weisstanne *(Abies)* sowie Erlen *(Alnus)* stärker hervor.

Zone 7: In dieser verhältnismässig kurzen Phase kommt es zur sprunghaften Ausbreitung von Eibenwäldern *(Taxus)*, während die wärmeliebenden Laubbäume und Sträucher zurückgehen und auch die Föhren ihre dominierende Stellung einbüssen.

Zone 8: Mit der beeindruckenden Ausbreitung der Weisstanne geht die Eiben-Phase rasch zu Ende. Von diesem Zeitpunkt an beherrschen Weisstannenwälder die Hänge und Terrassen des Tales, wobei sich auch die Fichte bereits deutlich durchzusetzen beginnt. Mit der Ausbreitung der Weisstanne setzt auch die Einwanderung der Hainbuche *(Carpinus)* im Gebiet ein, wobei deren Ausbreitung begrenzt bleibt. Das vermehrte Auftreten von Buchs *(Buxus)*, Efeu *(Hedera)* und Mistel *(Viscum)* spricht für thermisch günstige Verhältnisse.

Bemerkenswert ist nun, dass in diesem Abschnitt die Ablagerung von Torf (1. Schieferkohlenflöz) einsetzt. Offensichtlich haben sich rund um das Becken grössere Verlandungsgürtel aus Riedgräsern (Cyperaceen) gebildet, deren abgestorbene Reste zur Torfbildung führen. Für Vernässung und Ausdehnung der Feuchtgebiete spricht auch die kräftige Ausbreitung der Erlen. Im Verlaufe dieser Phase kommt es aber zufolge grösserer Einschwemmung zum Unterbruch der Torfablagerung. Diese Störphase innerhalb eines Zeitabschnittes geschlossener Nadelwälder und konsoli-

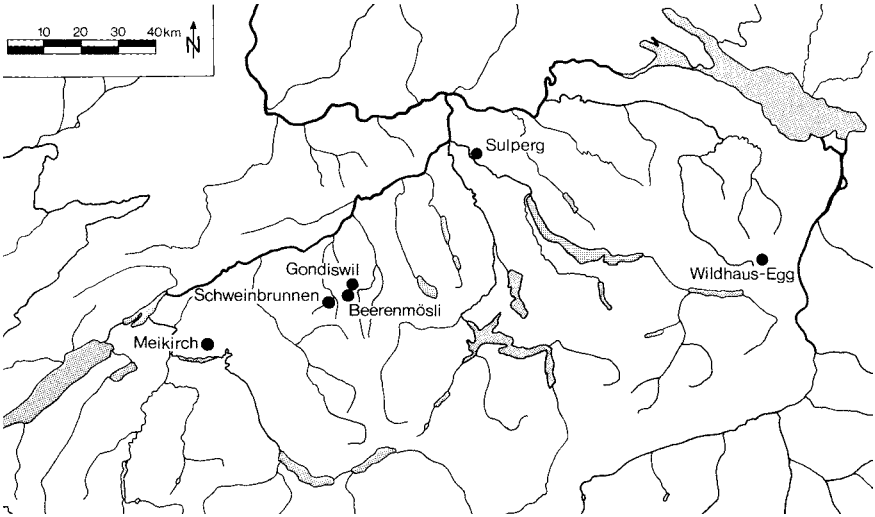


Abb. 3 Übersicht über Profile der Schweiz, in denen die letztinterglaziale vegetationsgeschichtliche Entwicklung nachgewiesen worden ist.

dierter Waldböden überrascht. Sie muss auf erhöhte Niederschläge zurückzuführen sein, welche erhebliche Erosionen ausgelöst haben. Daran anschliessend setzt in einer ruhigen Phase die Bildung des zweiten Flözes ein. Gleichzeitig breitet sich die Fichte aus.

Zone 9: Im Zuge der Abkühlung tritt die Fichte nun vermehrt hervor. In den Weisstannen-Fichten-Wäldern kommt es zum dichten Schluss. Dies wird durch die minimalen Nichtbaumpollen-Werte angezeigt. Nach einer kurzen Störphase in 6,83–7,12 m Tiefe erfolgt die Ablagerung des dritten und grössten Flözes.

Zone 10: Am Ende der Warmzeit gewinnt die Föhre die Vorherrschaft über die Fichte, während die Weisstanne stark zurückgeht und die wärmeliebenden Laubbäume des EMW weitgehend verschwinden.

Zone 11: Die Frühphase der anschliessenden Kaltzeit (Glazial) ist gekennzeichnet durch den drastischen Rückgang der Föhre, das verstärkte Auftreten der Baumbirken, die Ausbreitung von Krautpflanzen (hohe Nicht-Baumpollenwerte!) und das Auftreten von Wacholder, Sanddorn *(Hippophaë)* und *Ephedra* sowie von Wermut *(Artemisia)*, von Gänsefussgewächsen *(Chenopodiaceae)* und weitern Arten, die dem kaltzeitlichen

Spektrum zuzurechnen sind, die aber hier im stark vereinfachten Diagramm nicht dargestellt werden. Die Torfablagerung (3. Flöz) setzt aus, und es gelangen erneut sandige Silte, später Fein- und Grobsand und schliesslich Kies zur Ablagerung. Das Pollendiagramm Schweinbrunnen zeigt damit den Übergang von einer Warmzeit (Interglazial) zur anschliessenden Kaltzeit (Glazial) klar auf.
Die beiden fragmentarischen Sequenzen (A und B) oberhalb der warmzeitlichen Schichten dürften kurze Ausschnitte aus Föhren/Fichten-Interstadialen anzeigen, die sich nach dem ersten frühglazialen Kälteschub eingestellt haben.
Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die vegetationsgeschichtliche Entwicklung, wie sie aus den Pollenspektren des Profils Schweinbrunnen hervorgeht, einer nahezu vollständig aufgezeichneten Warmzeit, einem Interglazial entspricht. Auf eine Aufwärmperiode (Zonen 2–4) folgt eine Periode des klimatischen Optimums (Zonen 5–8), gefolgt von einer Periode der Abkühlung (Zonen 9 und 10), die zu einer Kaltzeit überleitet (Zone 11).

4.2 Bio- und Chronostratigraphie

Es stellt sich nun die Frage, in welchen zeitlichen Rahmen dieses Interglazial zu stellen sei.
Das Quartär, der jüngste Abschnitt der Erdgeschichte, ist durch einen markanten Wechsel von Kalt- und Warmzeiten gekennzeichnet, der zu einer drastischen Verarmung der Flora geführt hat (Lang 1994). Im Bereich der Alpen und des Alpenvorlandes wurden ursprünglich von Penck und Brückner (1909) vier Kaltzeiten, nämlich Günz, Mindel, Riss und Würm unterschieden. Nach dem heutigen Kenntnisstand sind in diesem Raum zumindest noch zwei ältere kaltzeitliche Ereignisse nachzuweisen, nämlich Donau und Biber. Ausserdem wird zwischen Günz- und Mindel-Kaltzeit ebenfalls noch die Haslach-Kaltzeit eingeschoben (Schreiner 1992). Biber, Donau und Günz gehören nach Schreiner zum Altpleistozän, Haslach, Mindel und Riss mit den dazwischenliegenden Interglazialen zum Mittelpleistozän, während das Riss/Würm-Interglazial und die Würm-Kaltzeit ins Jungpleistozän zu stellen sind. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass die zeitliche Dauer der einzelnen Warmzeiten sehr viel kürzer war als die der Kaltzeiten (Lang 1994).
Bis heute verfügen wir in der Schweiz über keine Pollensequenzen, die

über das Altpleistozän Aufschluss geben. Hingegen gibt es Pollenprofile des Mittel- und Jungpleistozäns (Welten 1982, 1988, Wegmüller 1992, 1995).

Das Profil von Schweinbrunnen ist sicher nicht ins Altpleistozän einzustufen, weil der Pollen tertiärer Elemente wie *Carya* (Hickory), *Pterocarya* (Flügelnuss), *Celtis* (Zürgelbaum) und weiterer Baumarten, die im Verlaufe des Pleistozäns erloschen sind, fehlt. In Frage kommt nur eine Einstufung ins Mittel- oder ins Jungpleistozän. Es ist also zu entscheiden, ob die Pollensequenz von Schweinbrunnen in den Komplex der vorletzten Warmzeit (Mindel/Riss) oder in die letzte Warmzeit (Riss/Würm-Interglazial) einzustufen sei.

Das Pollenprofil von Schweinbrunnen zeigt nun verschiedene sehr charakteristische Grundzüge der vegetationsgeschichtlichen Entwicklung, welche eine biostratigraphische Zuordnung erlauben. Ein charakteristisches Merkmal dieses Interglazials ist die Eiben-Phase (Zone 7), die nach der Hasel-Phase (Zone 6) einsetzt und sich im Pollendiagramm klar abhebt. Ebenfalls typisch ist die markant abgehobene Weisstannenphase (Zone 8) nach der Eiben-Phase und die zur gleichen Zeit einsetzende begrenzte Ausbreitung der Hainbuche. Typisch ist ebenfalls, dass die Rotbuche *(Fagus)* in diesem Interglazial nur in geringen Spuren auftritt. Charakteristisch ist sodann die verhältnismässig späte Ausbreitung der Fichte (Zone 9), trotz der frühen Einwanderung. Einschränkend ist allerdings zu vermerken, dass die Eichenmischwald- und Hasel-Phase (Zonen 5 und 6) der tiefern Werte wegen weniger klar in Erscheinung treten. Der Grund liegt darin, dass sich die Föhrenwälder in der Gegend von Schweinbrunnen über lange Zeit zu halten vermochten und ihre beträchtlichen Anteile die prozentualen Anteile der Laubbäume (Eiche, Ulme, Linde und Esche) sowie der Hasel drücken.

Aufgrund der vorliegenden Ergebnisse ist das in Schweinbrunnen nachgewiesene Interglazial in die letzte Warmzeit, also ins Riss/Würm-Interglazial zu stellen.

Gegen eine Zuordnung in den Komplex der vorletzten Warmzeit (Mindel/Riss, Holstein-Komplex) sprechen die im Profil von Schweinbrunnen nachgewiesene klar abgehobene Eiben-Phase an einer im Profil markanten Stelle, die späte Fichtenausbreitung sowie das spurenhafte Auftreten der Rotbuche und des Buchsbaumes. Im weitern fehlt der Nachweis der Flügelnuss *(Pterocarya).*

Zonen	Lokale Chronostratigraphie: Glaziale und Stadiale	Lokale Chronostratigraphie: Interglazial und Interstadiale	Alpine Chronostratigraphie		Profile: Schweinbrunnen	Profile: Gondiswil-Seilern	Profile: Beerenmösli	Ungefähre Zeitstellung
27		Zälg	Mittelwürm	Letzte Eiszeit				
26	Horben II							
25		Widen						
24	Horben I							
23 22		Dürnten	Frühwürm					
21	Bifig							
20		Ufhusen						75-000 v.h.
19	Mühle							
18 – 14		Huttwil						
13 – 11	Seilern							
10		Interglazial von Gondiswil	Riss/Würm-Interglazial	Letzte Warmzeit				115-000 v.h.
–								
-2								130-000 v.h.
-1	Ibach		Riss-Eiszeit	Vorletzte Eiszeit				

Tabelle I Übersicht über die zeitliche Einstufung (Chronostratigraphie) pollenanalytisch untersuchter Schieferkohlenprofile des nördlichen Napfvorlandes.

Die zeitliche Zuordnung der Sequenzen der Zonen A und B muss vorläufig offen bleiben. Es ist ausserordentlich schwierig, kurze Pollensequenzen, die wenig charakteristische Merkmale zeigen, genauer zuzuordnen. Am naheliegendsten ist deren Einstufung in eines der nordisch getönten, von Föhren und Fichten dominierten Frühwürm-Interstadiale.
Die im Profil Schweinbrunnen nachgewiesenen Pollenzonen lassen sich gut mit jenen der Profile Gondiswil-Seilern, Gondiswil-Mühle und Beerenmösli korrelieren. Diese drei Profile weisen je das gesamte Pollenspektrum der letzten Warmzeit auf. Wir haben diese als *Interglazial von Gondiswil* bezeichnet (Wegmüller 1985, 1992). Diese Bezeichnung verwenden wir ebenfalls für das in Schweinbrunnen nachgewiesene Interglazial.

Im Gegensatz zum Profil Schweinbrunnen umfassen nun aber die drei erwähnten Profile aus dem Gebiet von Gondiswil/Ufhusen noch das gesamte Frühwürm sowie Abschnitte des Mittelwürm (Tabelle I). Die nachgewiesenen Interstadiale und Stadiale wurden mit Lokalnamen des nördlichen Napfvorlandes gekennzeichnet. Eine Ausnahme bildet der Name des dritten Frühwürm-Interstadials (Dürnten), der von Welten (1981) eingeführt worden ist und der sich auf die betreffende Ortschaft im Zürcher Oberland bezieht. Bei diesen Interstadialen handelt es sich um Intervalle, die zwar klimatisch wesentlich ungünstiger waren als das vorangehende Interglazial, während denen sich jedoch zumindest im Frühwürm noch Nadelwälder auszubreiten vermochten.
Nach radiometrischen Untersuchungen an langen Profilen von Tiefseebohrungen dauerte das letzte Interglazial ungefähr 15 000 Jahre, nämlich von rund 130 000–115 000 vor heute. Sieben Uranium/Thorium-Altersbestimmungen an Proben des letztinterglazialen Flözes des Profils Beerenmösli (Gemeinde Ufhusen), ausgeführt von Herrn Prof. Dr. M. Geygh in Hannover, ergaben einen Mittelwert, der in diesem zeitlichen Rahmen liegt (Wegmüller, 1992). Damit wird die auf vegetationsgeschichtlichen Befunden beruhende zeitliche Einstufung dieses Flözes durch die radiometrischen Altersbestimmungen gestützt. Die Schieferkohlenflöze von Schweinbrunnen sind ebenfalls in diesen zeitlichen Rahmen einzustufen (Tabelle I). Anzumerken bleibt, dass im Verlaufe der letzten Jahrzehnte für den Bereich der letzten Warmzeit wesentlich ältere Daten ermittelt worden sind, als man ursprünglich angenommen hatte.

Abb. 4 Die Landschaft der Bohrung. Blick von Norden (Haberrüti) gegen Schweinbrunnen. Foto Daniel Schärer, Sommer 1997.

4.3 Flözbildung und paläoklimatische Entwicklung

Die Schieferkohlenflöze von Schweinbrunnen sind aus Torfen hervorgegangen, die in einer grossen vernässten Mulde der Terrasse abgelagert worden sind. Die Ablagerung erfolgte in verhältnismässig ruhigen Phasen. Unterbrüche traten in Störphasen verstärkter Erosion und Akkumulation ein.

Die Ablagerung des untersten und kleinsten Flözes fällt in die Zeit der Weisstannenausbreitung und dürfte sich unter warm-humiden Bedingungen vollzogen haben. Im Verlaufe der Weisstannenphase wird die Torfbildung zufolge starker Ton- und Silteinschwemmung abrupt unterbrochen. Es handelt sich dabei um eine für das nördliche Napfvorland typische Erosionsphase der letzten Warmzeit. Die Ablagerung des zweiten Flözes erfolgt noch während der Weisstannen-Phase. Nach einem erneuten Unterbruch setzt schliesslich die Bildung des grössten Flözes ein. Diese fällt in die Abkühlungsphase und endet abrupt mit dem Beginn des kaltzeitlichen Einbruches.

Damit ergibt sich im Gebiet von Schweinbrunnen eine zum Schieferkohlengebiet von Gondiswil/Ufhusen vergleichbare Entwicklung. In dem zwischen Huttwil und Zell gelegenen Abschnitt der Randtalung setzte die Ablagerung des untern Hauptflözes knapp vor der Eichenmischwaldphase der letzten Warmzeit ein, also zu einer Zeit, da im Becken von Schweinbrunnen vorerst noch Silte mit vielen pflanzlichen Resten abgelagert worden sind. Die Ablagerung des untersten Flözes setzte hier etwas später ein. Beiden Lokalitäten ist gemeinsam, dass die Flözbildung zu Beginn der anschliessenden Kaltzeit zum Erliegen kam. Das heisst, dass sich im Verlaufe der letzten Warmzeit im nördlichen Napfvorland gebietsübergreifend und weitgehend zeitgleich klimatische und hydrologische Verhältnisse eingestellt haben, welche die Ablagerung organischen Materials in Verlandungszonen begünstigt haben.

4.4 Die Bedeutung der Schieferkohlen von Schweinbrunnen

In Schweinbrunnen sind bisher keine Schieferkohlen abgebaut worden, weil wohl im Vergleich zum Schieferkohlengebiet von Gondiswil–Ufhusen und Zell die bedeutend kleinern Flöze einen Abbau nicht lohnten. Es bleibt zu hoffen, dass auch in Zukunft nicht auf diese Flöze zurückgegriffen wird; denn die in diesen Ablagerungen gespeicherte Information über die Vegetation des jüngern Eiszeitalters ist beträchtlich.

Das Profil Schweinbrunnen fügt sich in die Reihe der im nördlichen Napfvorland pollenanalytisch bearbeiteten Profile ein. Damit wird der geographische Rahmen erweitert. Im Gebiet der Schweiz gibt es zurzeit nur wenige untersuchte Profile, welche die vegetationsgeschichtliche Entwicklung der letzten Warmzeit vollständig aufzeigen. Es sind dies die Profile Meikirch, Sulperg bei Wettingen und Wildhaus-Egg, alle drei von Welten (1982, 1988) bearbeitet (Abb. 3). Im Gebiet von Gondiswil/Ufhusen sind es die drei Profile Gondiswil-Mühle, Gondiswil-Seilern und Beerenmösli.

In guter Übereinstimmung mit den bereits bearbeiteten Profilen gibt das Profil Schweinbrunnen ebenfalls Aufschluss über den eindrücklichen Wandel der Vegetationsdecke und über die klimatischen Verhältnisse während der letzten Warmzeit. Es vermittelt aber auch einen Bezugspunkt zur zeitlichen Einstufung jungpleistozäner Ablagerungen. Die Terrasse von Schweinbrunnen ist im Verlaufe des Riss/Würm-Interglazials und der Würmeiszeit abgelagert worden.
Damit wird erneut belegt, welche Bedeutung dem nördlichen Napfvorland für die Stratigraphie des Jüngeren Quartärs zukommt.

5. Schriftenverzeichnis

FEHLMANN, H. (1947): Der Schweizerische Bergbau während des Zweiten Weltkrieges. – Schweiz. Geotechn. Kommission, Zürich. Manuskript, 251 S.
GERBER, E. (1923): Die diluvialen Schieferkohlen (Torflager) von Gondiswil–Zell. – In: BAUMBERGER, E., GERBER, E., JEANNET, A. & WEBER, J.: Die diluvialen Schieferkohlen der Schweiz. – Beitr. Geol. Schweiz, geotechn. Ser. 8, 30–66.
GERBER, M.E. & WANNER, J. (1984): Geologischer Atlas der Schweiz, 1:25 000, Blatt: 1128, Langenthal. – Schweiz. Geol. Komm.
HANTKE, R. (1968): Erdgeschichtliche Gliederung des mittleren und jüngeren Eiszeitalters im zentralen Mittelland. – In: Drack, R.: Archäologie der Schweiz, Band I: Die Ältere und Mittlere Steinzeit, 7–26. – Schweiz. Ges. für Ur- und Frühgeschichte, Basel.
IMHOF, E. (1965): Atlas der Schweiz. Erste Lieferung, Tafel 6. – Eidg. Landestopographie, Wabern-Bern.
LANG, G. (1994): Quartäre Vegetationsgeschichte Europas. – Fischer, Jena, Stuttgart, New York, 462 S.
MEYER, P. (1949): Das «Mastigobryeto-Piceetum abietetosum» im schweizerischen

Mittelland und seine forstlich-waldbauliche Bedeutung. – Vegetatio 1, 203–216.
PENCK, A. & BRÜCKNER, E. (1909): Die Alpen im Eiszeitalter. – Tauchnitz, Leipzig, Bd. 1–3, 1199 S.
SCHREINER, A. (1992): Einführung in die Quartärgeologie. – Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 257 S.
WEGMÜLLER, S. (1985): Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen im Schieferkohlegebiet von Gondiswil/Ufhusen. – Jahrbuch des Oberaargaus 1985, 13–30.
– (1992): Vegetationsgeschichtliche und stratigraphische Untersuchungen an Schieferkohlen des nördlichen Alpenvorlandes. – Denkschr. Schweiz. Akad. Naturwissenschaft. 102, 1–82.
– (1995): Palynostratigraphische Untersuchungen an letztinterglazialen Schieferkohlen von Schweinbrunnen im nördlichen Napfvorland (Schweizerisches Mittelland). – Eiszeitalter und Gegenwart 45, 75–85.
WEGMÜLLER, S., AMBERGER, G. & VERNET, J.-P. (1995): La formation de Montfleury près de Genève: Etude palynologique et sédimentologique d'une séquence du Pléistocène moyen. – Eclogae geol. Helv. 88/3, 595–614.
WELTEN, M. (1981): Verdrängung und Vernichtung der anspruchsvollen Gehölze am Beginn der letzten Eiszeit und die Korrelation der Frühwürm-Interstadiale in Mittel- und Nordeuropa. – Eiszeitalter und Gegenwart 31, 187–202.
– (1982): Pollenanalytische Untersuchungen im Jüngeren Quartär des nördlichen Alpenvorlandes der Schweiz. – Beitr. Geol. Karte der Schweiz, N. F. 156, 1–174.
– (1988): Neue pollenanalytische Ergebnisse über das Jüngere Quartär des nördlichen Alpenvorlandes der Schweiz (Mittel- und Jungpleistozän): – Beitr. Geol. Karte der Schweiz, N. F. 162, 1–38.

Die Alp Vordere Schmiedenmatt

ein vielfältiger Lebensraum

Samuel Geissbühler

Eines der schönsten Naherholungsgebiete des Oberaargaus liegt ob Farnern auf der ersten Jurakette: Die Schmiedenmatt, eine landschaftliche Idylle dank jahrhundertelanger Pflege. Eine Kulturlandschaft von erstaunlicher Vielfalt.
Wer war nicht schon überwältigt von der landschaftlichen Schönheit, vom Kleinod, das sich ihm eröffnete, wenn er nach dem Aufstieg über Farnern zur Bettlerküche beim «Durchbruch» auf die Schmiedenmatt kam? Vor sich das Rüttelhorn mit den steilen Felswänden für wagemutige Kletterer, darunter die saftige Juraweide mit dem gemütlichen Glockenklang der zufriedenen Rinder, eingebettet zwischen Hinteregg und Chamben, in der Ferne der Blick auf die nächste Jurakette, einladend am Fuss des Rüttelhorns oder zuhinterst auf der Weide die Bergrestaurants der Vorderen und der Hinteren Schmiedenmatt.

Vielfalt für den Menschen

Die wunderschönen, blumenreichen Sömmerungsweiden mit den seltenen Pflanzen und die gepflegten Wälder sind nicht allein ein Naturprodukt. Sie sind in erster Linie ein Kulturgut, Resultat einer fachgerechten Nutzung und Pflege. Dank regelmässiger Unkrautbekämpfung und Durchforstung ist es möglich, die schöne, parkähnliche Landschaft und die Artenvielfalt zu erhalten.
Im Wissen um diese Zusammenhänge wird die Erhaltung der Artenvielfalt dank dem Verzicht auf Dünger und Pflanzenbehandlungsmittel mit Beiträgen unterstützt. Für die Sömmerung der Rinder erhalten die Bewirtschafter ebenfalls Unterstützung von Bund und Kanton. Die extensive Bewirtschaftung bringt einerseits eine Vielzahl von Pflanzenarten, an-

derseits eine noch artenreichere Tierwelt. Auf der Schmiedenmatt gibt es viele heute seltene Pflanzenarten, angefangen bei den verschiedenen Heckenrosen, Weiss- und Schwarzdorn, bis zu den Schlüsselblumen, dem Wund-, Horn- und Hopfenklee, dem gelben Enzian, dem Hauhechel, dem Thymian, dem Wiesenknopf usw. Noch zahlreicher sind die Tierarten. Viele Schmetterlinge, Falter und Käfer sind spezifisch auf nur eine oder wenige Pflanzen ausgerichtet, legen ihre Eier beispielsweise nur auf eine bestimmte Grasart. Verschwindet die Pflanze durch Nutzungsänderung, haben sie ihre Lebensgrundlage verloren. Pro Pflanze kann mit zehn Tierarten gerechnet werden. Das ökologische Gleichgewicht ist äusserst sensibel. Die landschaftliche und biologische Vielfalt ist das Geheimnis, welches den erholungsuchenden Menschen Freude und Entspannung bringt.

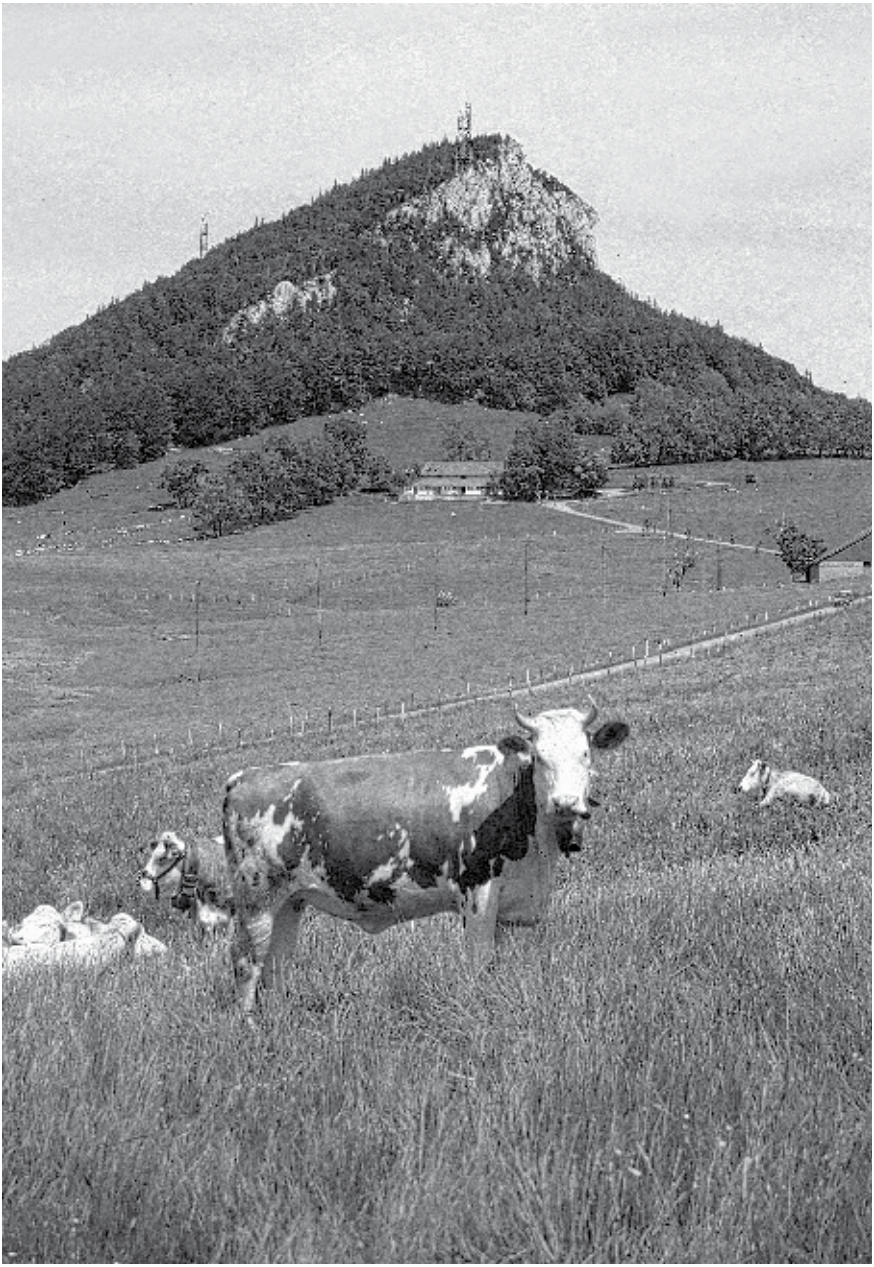
Die Naturvielfalt zieht auch eine Vielfalt von Nutzniessern nach sich: Der Wanderer schätzt und entdeckt die kleinen und lebendigen Besonderheiten. Der Tourist freut sich über die schöne Landschaft, Hobbysportler geniessen die Ruhe und Abgeschiedenheit, Kletterer die nahgelegene Trainingsmöglichkeit und das Militär den ungestörten Übungsplatz. All diesen Bedürfnissen kann der Lebensraum Schmiedenmatt genügen!

Würde die Pflege durch Menschenhand eingestellt, würde die Alp verunkrauten, verbuschen und später verwalden. Die entstehende Naturlandschaft wäre wesentlich eintöniger und hätte wohl nur noch geringen Erholungswert für die Bevölkerung.

Schicksalhafte Geschichte

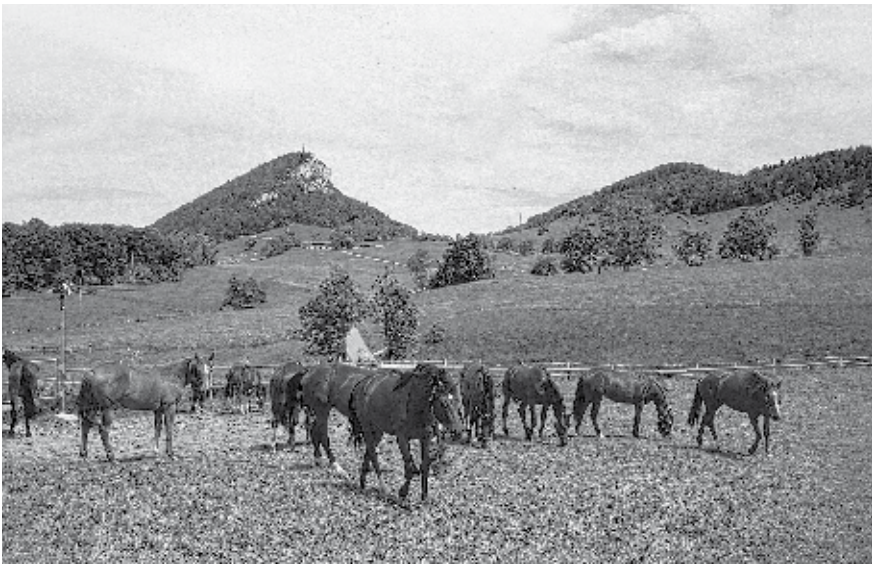
Die Schmiedenmatt wird nach der Chronik von Leuenberger bereits 1542 urkundlich erwähnt. Damals wohnten die drei Familien Hans, Konrad und Bendicht Allemann von Farnern in den drei bewohnten Häusern auf der Schmiedenmatt. 1672 wird erstmals ein Senn, Hans Dämi, erwähnt, was vermuten lässt, dass zu jener Zeit bereits geweidet wurde. Am 13. September 1785 brannte eines der drei Häuser nieder. Dem brandgeschädigten Johann Zurflüh steuerten Wiedlisbach 15 Kronen und Rumisberg Holz und 18 Kronen in bar bei.

Die Grundbucheintragungen zeigen die Eigentumsverhältnisse bis ins Jahr 1807, als Oberst Ludwig von Besenval aus Solothurn Besitzer der Höfe auf



Die Alp Vordere Schmiedenmatt am Fuss des Rüttelhorns.

der Schmiedenmatt wurde. 1854 erbten die beiden Söhne Amadeus und Leopold von Besenval in Paris die Liegenschaften. Bereits sechs Wochen nach Erbantritt verkauften sie die Schmiedenmatt an ein Familienkonsortium aus Aedermannsdorf für Fr. 70 000.–, und 1862 kaufte Jakob Baumgartner von Zuzwil die Liegenschaft für Fr. 75 000.–.
Die Familie Baumgartner betrieb vorwiegend Selbstversorgung und fristete ein fast kümmerliches, aber behagliches Dasein: Dort oben gab es keine Konkurrenz unter Nachbarn. Dem zeitgerechten Anpflanzen wurde nicht so grosse Bedeutung beigemessen, und so kam das Getreide oft gar nicht zur Reife. Auch im Stall wurde nicht immer seriös ausgemistet, so wurden Jahre später, nach dem Verkauf des Hofes, noch verendete Schafe in den Ställen gefunden.
Wegen den tiefen Preisen für Holz und landwirtschaftliche Produkte sowie den schlechten Wegverhältnissen, besonders nach Farnern, lohnte sich ein Verkauf der Erzeugnisse kaum. Der Wald ergab wenig Ertrag, er bestand lediglich aus viel Aufwuchs und Weichholz. Nach der Inbetriebnahme des Eisenwerkes Klus wurden die Waldungen am Nordhang der ersten Jurakette bis Welschenrohr ausgeholzt.
1891 stand die Vordere Schmiedenmatt bereits wieder zum Verkauf. Im Bucheggberg wurde eine Aktiengesellschaft für Viehzucht gegründet, welche die Alp erwerben wollte. Innovative Männer wie Jakob Bütikofer, Dettenbühl, Oberstleutnant Mägli, Wiedlisbach und Johann Bösiger, Wanzwil, vernahmen am März-Märit in Solothurn vom geplanten Verkauf. Sie liessen die Mitglieder der Viehzuchtgenossenschaften Bipperamt, Bützberg und Wanzwil sofort Anteilscheine zeichnen und schnappten den Solothurnern innerhalb von zwei Wochen die Alp vor der Nase weg. Der Optimismus und die Risikobereitschaft der Initianten sind beeindruckend, kauften sie doch zum Preis von Fr. 71-500.– einen Flecken Juraweide ohne rechte Zufahrt, verdornt, teilweise vernässt und trotzdem ohne rechtes Wasser, mit alten Häusern und ohne Holzvorrat. Der Preis würde heute ca. 1,5 Mio Fr. entsprechen! Wo finden wir in unserer Zeit einen entsprechenden Initiativgeist für eine gemeinsame Sache?
Am 19. April 1891 fand die konstituierende Hauptversammlung statt; die Geburtsstunde der heutigen Alpgenossenschaft Vordere Schmiedenmatt.
Am 28. Mai 1891 wurden erstmals 142 Rinder auf die Alp geführt. Sofort galt es, Zäune zu erstellen, zu pflügen, Gras neu anzusäen und die Gebäude für die neue Nutzung umzubauen.



Fohlensömmerung auf der Hinteren Schmiedenmatt.

Das Rüttelhorn mit den markanten drei Masten der Freileitung Bickigen-Basel.

In den folgenden Jahren fielen mit Drainage, Wasserversorgung und Wegbau weitere grössere Werke an.
Der Wegbau durch den Wald und der Übergang bei der Bettlerküche mit dem heutigen Durchbruch begann 1915. Die Bauzeit dauerte nicht wie geplant ein Jahr, sondern sechs Jahre, und die Kosten betrugen Fr. 90 887.65 statt der veranschlagten Fr. 55 000.–.
Die Strasse verursachte 60 Jahre später wieder grössere Kosten: Ein Felssturz riss im Januar 1975 ein Stück der Schmiedenmattstrasse östlich der Bettlerküche weg. Um die Strasse nach innen zu verlegen, musste Fels abgetragen werden.
Der Naherholungsverkehr nahm ständig zu, und der Unterhalt der Strasse wurde untragbar. So entschloss man sich 1977/78 zur Sanierung mit Belagseinbau. Seither hat die wunderschöne Juralandschaft für die Oberaargauer noch an Attraktivität gewonnen. Wenn der Nebel das Mittelland bedeckt, suchen ganze Heerscharen von Ausflüglern den Sonnenschein auf der ersten Jurakette.
Der zunehmende Autoverkehr geht mitunter bereits an die Grenze des Erträglichen, weshalb sich die Genossenschafter der Vorderen Schmiedenmatt gegen eine Neuteerung der Strasse von der Hinteren Schmiedenmatt nach Herbetswil stemmen. Sie befürchten, dass der Übergang dann als Passstrasse genutzt wird und der zusätzliche Verkehr den Erholungswert der Landschaft mindert.

Wasser ist lebenswichtig

Ein Thema, das sich konsequent durch die Geschichte der Alpgenossenschaft zieht, ist die Wasserversorgung. In trockenen Sommern reicht das Wasser nicht zum Tränken aller Rinder. Bereits 1936 einigte man sich mit der Genossenschaft Hintere Schmiedenmatt über den Bezug von Wasser am Hofberglibrunnen und verlegte eine über 1 km lange Leitung im Boden.
Wasser dient nicht nur zum Tränken, es sind auch genügend grosse Reserven zu halten, um im Brandfall löschen zu können. Dies war 1950 noch nicht der Fall, als das Berghaus nach einem Blitzschlag am 28. Juli bis auf die Grundmauern niederbrannte. Danach wurde das heutige Berghaus gebaut.

Während des Zweiten Weltkriegs musste Weideland für das Anbauwerk zur Verfügung gestellt werden.

Die Endlösung aller Wasserprobleme, aber auch das Ende der Sömmerungsbetriebe auf der Schmiedenmatt hätte ein Projekt von Technokraten Mitte der siebziger Jahre gebracht: Sie planten, mit überschüssigem Atomstrom Wasser in einen Speichersee auf der Schmiedenmatt zu pumpen, um in Mangelzeiten mit einem Speicherkraftwerk wieder Strom erzeugen zu können. Glücklicherweise sperrten sich nicht nur die Genossenschafter, sondern auch die Anstössergemeinden gegen diese Zerstörung der Schmiedenmatt.
Die Wasserversorgung ist auch heute noch ein Thema: Im Frühjahr 1997 wurde mit den Besitzern der Hinteren Schmiedenmatt und R. Fischer, Hofbergli, ein Wasserverbund gegründet, mit dem Ziel der sicheren und sauberen Wasserversorgung aller drei Sömmerungsbetriebe. Auf dem Vorderen Hofbergli soll gemeinsam ein Reservoir mit Entkeimungsanlage für alle drei Betriebe gebaut werden.

Arbeit statt Dividende

Viele Arbeiten auf der Alp werden im Gemeinwerk verrichtet: Jeder Anteilscheinbesitzer ist verpflichtet, innerhalb von zwei Jahren einen Tag pro Anteilschein auf der Alp mitzuarbeiten. Neben dem Recht, Rinder zu söm-

mern, ist dies die einzige «Dividende», welche der Anteilschein bringt. Trotzdem ist die Nachfrage nach Anteilscheinen immer deutlich grösser als das Angebot gewesen. Dies ist wohl nur mit Idealismus und Begeisterung für eine gute Sache zu erklären.
Neben dem Bau und Unterhalt von Wegen, Gebäuden und Wasserversorgung ist die Weide- und Waldpflege die Hauptarbeit der Genossenschafter. Grosse Arbeit verursachten Mäuse und seit einigen Jahren auch die Wildschweine mit ihrem ständigen Umgraben der Grasnarben.
Mit den Genossenschaftern übernehmen auch die Hirtenfamilien einen Teil der Wald- und Weidepflege. Die Arbeitsbelastung, die sie zu vekraften haben, war im Vergleich zu andern Berufen zu allen Zeiten enorm. Die Mehrfachbelastung mit den Sömmerungsrindern, der Alppflege, dem eigenen Landwirtschaftsbetrieb und der Gastwirtschaft erfordert den vollen Einsatz und vielseitige Kenntnisse. Die Anerkennung und der Lohn entsprachen wohl nie den effektiven Anforderungen, und viele Hirtenfamilien waren überfordert und blieben nur wenige Jahre. Eine Ausnahme waren Greti und Hans von Ins, welche von 1925 bis 1966 während 41 Jahren die Alp betreuten. In ihre Zeit fiel auch das Anbauwerk während dem Zweiten Weltkrieg, als neben der Abgabe von Pflichtholz auch Land für den Industrieanbau abgegeben werden musste. 1942 beispielsweise war Hans von Ins zudem verpflichtet, neben der üblichen Holzerei für die Alpgenossenschaft 5000 Wellen zu fabrizieren, welche gut verkauft werden konnten.

Leistungsfähige Kühe dank Jungviehsömmerung

In der Schweiz werden jährlich gegen 300-000 Kälber und Rinder gealpt. In acht Sömmerungsbetrieben am «Berg» sind es rund 1000 Stück Rindvieh.
Auf der Vorderen Schmiedenmatt stieg die Zahl der Rinder im Lauf der Jahre:

1891	142 Stück
1910	164 Stück
1950	206 Stück
1970	241 Stück
1997	250 Stück

Die Akelei, nur eine der unzähligen wunderschönen Bergblumen.

Die Alpzeit dauert jeweils ca. vom 20. Mai bis Ende September. Im August, wenn der Futterwuchs deutlich schlechter wird, werden die 30 grössten Rinder vorzeitig abgeführt.
Die Schmiedenmatt wird bereits seit 1974 sehr fortschrittlich mit Laufstallhaltung geführt. Das System hat sich für Mensch und Tier bewährt. Die Rinder suchen den Stall dann selber auf, wenn sie das Bedürfnis haben (vor allem bei Hitze und als Schutz vor Fliegen). Es ist sehr arbeitssparend, weil nie Tiere eingetrieben und angebunden werden müssen, sondern lediglich neu eingestreut werden muss.
Die Vorteile der Jungviehalpung sind durch viele Versuche belegt. Obwohl die Tiere auf der Alp im Wachstum etwas zurückbleiben, holen sie diesen Rückstand anschliessend mit dem sogenannten kompensatorischen Wachstum rasch wieder auf. Durch das Konditionstraining an den Berghängen werden sie widerstands- und leistungsfähiger. Der Höheneffekt bringt mehr rote Blutkörperchen, und man vermutet, dass die karge Fütterung beim Tier die Bildung von zusätzlichem Wachstumshormon bewirkt. Diese Effekte führen später zu Mehrleistungen und gesünderen, langlebigeren Kühen. Kühe, die als Rinder gealpt wurden, geben pro Laktation 200 bis 300 kg mehr Milch, bringen in ihrem Leben 1,4 Kälber mehr zur Welt und haben eine um ein Jahr längere Nutzungsdauer.
Nachdem die Statuten der Alpgenossenschaft lange Zeit nur die Sömmerung von Rindern der Simmenthaler-Rasse zuliessen, wurde diese Bestimmung von der Hauptversammlung der Genossenschafter 1976 gelockert. Seither können auch braune und Schwarzfleckvieh-Rinder gesömmert werden. In den vergangenen Jahren wird das Bild der Rinder ständig farbiger, indem nun nicht mehr alle Genossenschafter Milchproduzenten sind, sondern auch Mutterkuhhalter ihre Nachwuchsrinder sömmern. So treffen wir auch Rinder der cognacfarbenen Limousin- oder tiefschwarzen Aberdeen-Angus-Fleischrassen, und es zieht sich sogar in den Farben der Rinder eine attraktive Vielfalt durch.

Literatur

60 Jahre Vordere Schmiedenmatt. Jubiläumsschrift 1953.
Ernst Leiser, Dorfchronik von Farnern, 1991.
Rudolf Kopp, 100 Jahre Alpgenossenschaft Vordere Schmiedenmatt, 1991.
Blumenreiche Heumatten. Bau- und Landwirtschaftsdepartement des Kantons Solothurn

Der Kräuteranbau im Oberaargau

Thomas Aeschlimann

1. Geschichtliche Entwicklung

Die Wurzeln des Kräuteranbaus im Oberaargau finden sich Anfang der 80er Jahre. Nach den Absatzschwierigkeiten bei der Milch und der damit verbundenen Einführung der Milchkontingentierung begannen einzelne Landwirte nach Produktionsnischen zu suchen. Bei den Konsumenten kam gleichzeitig ein neuer Trend auf, das «Zurück zur Natur». Unter der Führung der landwirtschaftlichen Beratungszentrale in Lindau (LBL) wurde in dieser Zeit das dreijährige Projekt «Kräuter aus dem Schweizer Berggebiet» lanciert. Diesem Projekt standen die Firmen Ricola und Weleda als Abnehmerinnen der Kräuter Pate.
Zuerst im Puschlav, ein Jahr später im Oberaargau und bald darauf auch im Wallis begann der Anbau von Kräutern mit vor allem entzündungshemmender Wirkung. Die innovativen Kräuterproduzenten im Oberaargau schlossen sich 1983 zur Anbauvereinigung Waldhofkräuter zusammen. Erster und bisher einziger Präsident ist Jakob Studer aus Attiswil, einer der ersten und weit über den Oberaargau hinaus bekannten Kräuterpioniere. Geprägt und gefördert wurde die Anfangsphase des Kräuteranbaus aber auch vom grossen Engagement von Rudolf Haudenschild aus Wiedlisbach, damals Mitarbeiter des LBBZ Waldhof. Die Anzahl Kräuterpflanzer und mit ihr die Anbaufläche und die produzierte Kräutermenge nahmen bis 1988 stark zu. In diesem Jahr mussten die Kräuterpflanzer bitter erfahren, dass auch beim Kräuteranbau die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Absatz der Abnehmerfirmen hielt mit der Flächenausdehnung und dem Fortschritt in der Produktionstechnik nicht Schritt. In der Euphorie wurden die Liefermengen nicht eingehalten. So kam es zum Crash mit Preis- und Absatzeinbrüchen. Eine Vielzahl der Produzenten gab in diesem Jahr den Kräuteranbau auf. Diejenigen, die dieses Krisenjahr durchgestanden haben, bilden heute den eisernen Stamm der rund 45 Produzenten zählenden Anbauvereinigung.

Nach 1988 hat sich der Kräuteranbau wieder erholt und in den letzten Jahren konnte der Absatz kontinuierlich gesteigert werden. Auf einer Fläche von etwas über 8 Hektaren wurden 1996 mehr als 37 Tonnen trockene Kräuter produziert. Die ersten Gehversuche wurden mit den Wurzelkräutern Bibernelle und Eibisch gemacht. Heute werden neben diesen beiden Pflanzen zusätzlich folgende Kräuter angebaut: Schafgarbe, Frauenmantel, Pfeffer- und Orangenminze, Zitronenmelisse, Malve, Spitzwegerich, Potentilla und Akelei. Vor allem in zwei Gebieten im Oberaargau werden diese Kräuter angebaut, nämlich am Jurasüdfuss um Attiswil und auf der Achse Huttwil–Dürrenroth–Sumiswald.
Die Kräuter werden hauptsächlich an die Firma Ricola in Laufen, mit deutlich geringerem Bedarf aber auch an die Firmen Padma in Zollikon und Weleda in Arlesheim verkauft. Ricola verarbeitet die Kräuter zu den bekannten Produkten Kräuterzucker, Bonbons, Perlen und Tee. Bei Padma dienen die Kräuter als Rohstoff für die Herstellung von tibetischen Heilmitteln, zum Beispiel gegen Durchblutungsstörungen, und bei Weleda sind sie die Grundlage für Cremen, Salben und Kosmetika.

2. Anbaurichtlinien

Die über die erwähnten Firmen vermarkteten Kräuter werden unter dem Markenzeichen «Kräuter aus dem Schweizer Berggebiet – Naturgemässer Anbau» vermarktet. Das heisst, sie müssen aus dem Berggebiet nach Produktionskataster stammen und nach der Anbauanleitung «Naturgemässer Anbau von Heilkräutern» der Forschungsanstalt für biologischen Landbau (FIBL) produziert werden. Beide Kriterien sind Bestandteil der Schutzmarke.
Ziel des naturgemässen Anbaus ist es, Rückstände und mikrobiologische Verunreinigungen möglichst tief zu halten. Die Kräuterproduzenten müssen ihre Betriebe nicht ausschliesslich nach den Richtlinien des biologischen Landbaus bewirtschaften. Für die Kräuterparzellen gelten aber folgende Auflagen:

– Es sind nur organische Düngemittel gestattet, d. h. keine leichtlöslichen Mineral-und/oder Kunstdünger. Es ist verboten, Klärschlamm einzusetzen oder Kräuter zu pflanzen, wo früher Klärschlamm oder daraus hergestellte Produkte eingesetzt wurden. Die Kräuterkulturen sind ausser-

Kräuteranbau heisst Handarbeit. Ernte von Akelei in einer Neuanlage in Dürrenroth. Foto: R. Widmer.

halb des Bereiches von Kulturen anzulegen, die mit Herbiziden, Insektiziden oder Fungiziden behandelt werden. Die Anwendung chemisch-synthetischer Schädlingsbekämpfungsmittel, Herbiziden und Fungiziden oder dergleichen ist strikte verboten. Es sind nur Mittel zulässig, die in der Anbauanleitung «Naturgemässer Anbau von Heilkräutern» erwähnt bzw. in der Liste der zugelassenen Hilfsstoffe für den biologischen Landbau aufgeführt sind.

– Der Boden darf während den zwei vorhergegangenen Vegetationsperioden nicht mit Herbiziden behandelt worden sein.
– Werden in einem Betrieb bei den Tieren Antibiotika und Hormone etc. anders als zu medizinischen Zwecken angewendet, darf der so produzierte Dünger nicht im Kräuteranbau eingesetzt werden.

3. Qualitätsansprüche

Am Anfang der Qualitätsansprüche steht die Sorten- und Artenechtheit der Pflanzen. Um qualitativ hochstehende Kräuter zu produzieren, müssen beim Anbau die Klima- und Bodenbedürfnisse der Pflanzen berücksichtigt und die Kultivierung und Pflege entsprechend gestaltet werden. Für jedes Kraut gibt es einen Qualiätsstandard, das heisst, der zu liefernde Pflanzenteil ist genau definiert. Als Standard ist zum Beispiel bei Pfefferminze das ganze, unmittelbar vor der Blüte stehende Kraut mit 70% Blattanteil des Trockengewichts festgelegt. Qualitativ gute Kräuter haben ihren typischen pflanzenspezifischen Geruch und sind frei von Fremdgerüchen. Die Farbe muss auch nach der Trocknung naturidentisch sein und darf nicht braune bis schwarze Verfärbungen aufweisen. Eine sorgfältige Pflege und Ernte sind Voraussetzung für optimale Gehalte an gewünschten Inhaltsstoffen und verhindern, dass Fremdkörper wie Erde und Steine in die Kräuter gelangen. Die Trockenware muss generell brechdürr, das heisst gut getrocknet und lagerfähig sein. Zudem muss sie frei sein von Unkraut, Krankheiten wie Rost oder Schimmel und Lebewesen. Die angebauten Kräuter sind Lebensmittel, teilweise sogar Medikamente. Sie verlangen deshalb eine entsprechend sorgfältige Behandlung.

4. Die wichtigsten Kräuter

Nachfolgend sind die von der Menge her für den Oberaargau wichtigsten Kräuter in einer kurzen Biographie beschrieben:

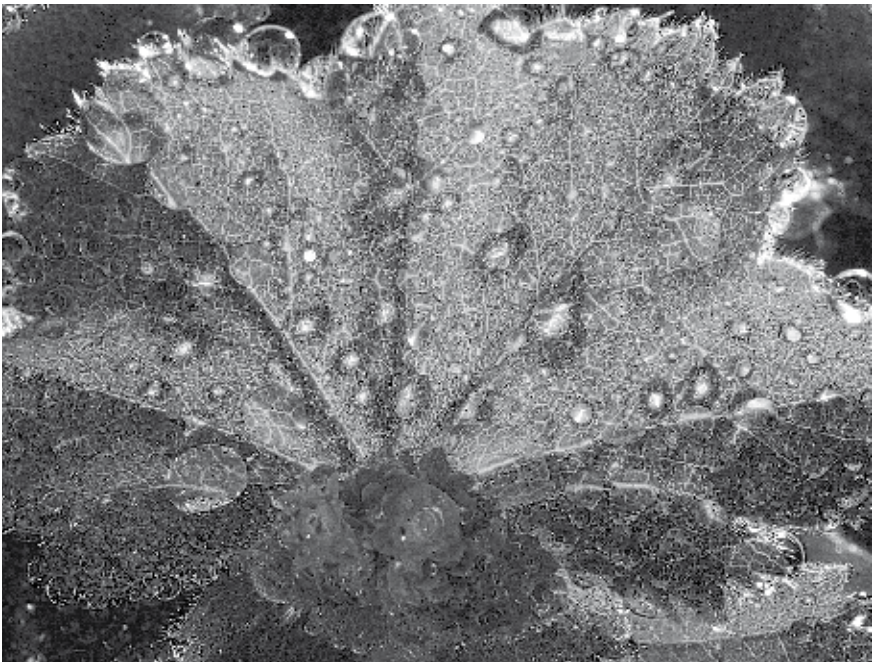
Spitzwegerich (Plantago lanceolata L.)
Der Spitzwegerich gehört zur Familie der Wegerichgewächse und ist eine ausdauernde, 20–50 cm hohe Pflanze mit einer reichfarnigen Wurzel. Die Blätter sind an der Basis in einer Rosette angeordnet, bis 40 cm lang, schmal lanzettlich und mit 3–7 unterseits deutlich vorspringenden Längsnerven versehen. Die Blüten sitzen auf dünnen, aufrechten Stielen in einer zylindrischen Ähre und sind unscheinbar bräunlich. Die Samen sind schwarzbraun, etwa 1–2 mm lang (Tausendkorngewicht: ca. 1,2 g). Die Blütezeit ist Mai bis September, der Geschmack schleimig, etwas bitter und salzig. Kultiviert wird er meistens 1jährig, wobei auch eine Kultur-

A. Lüthi beim Jäten von Zitronenmelisse mit der Radpendelhacke zusammen mit dem Förderer und Berater, R. Haudenschild. Foto: LBL Lindau.

dauer von 2–3 Jahren möglich ist. Geeignet ist er auf frischen, eher leicht sauren, humosen Böden. Verwendung finden vor allem die Blätter mit ihren Schleim- und Gerbstoffen und dem Glycosid Ancubin. Diese Inhaltsstoffe können zur Reizlinderung bei Katarrhen der oberen Luftwege und bei Entzündungen der Mund- und Rachenschleimhaut verwendet werden.

Zitronenmelisse (Melissa officinalis L.)
Die Zitronenmelisse gehört zur Familie der Lippenblütler. Die intensiv nach Zitrone riechende mehrjährige Staude stammt aus dem östlichen Mittelmeergebiet, ist aber in Mitteleuropa heimisch geworden. Die Pflanze wird bis 70 cm hoch, mit deutlich gestielten, breit eiförmigen, am 4kantigen Stengel gekreuzt gegenständig angeordneten Blättern. Der Blattrand ist kerbig gesägt. Die blassen, etwa 1 cm grossen Blüten sitzen zu mehreren in den Blattachseln. Die Kulturdauer beträgt – je nach Gesundheitszustand und Sauberkeit des Feldes – 3–4 Jahre. Zitronenmelisse bevorzugt lehmige Sand- oder sandige Lehmböden mit guter Humusversorgung und Struktur in geschützten Lagen. Die Zitronenmelisse ist recht frostempfindlich. Zur Verwendung kommt vor allem das ätherische Öl von Blatt und Stiel mit den Hauptkomponenten Citronella und Citral. Anwendungsgebiete von Zitronenmelisse und deren Präparaten sind u. a. nervös bedingte Einschlafstörungen, nervöse Magen-Darmbeschwerden oder Erkältungskrankheiten.

Pfefferminze (Mentha piperita L.)
Wie Zitronenmelisse gehört Pfefferminze der Familie der Lippenblütler an. Im Oberaargau wird hauptsächlich die bulgarische Sorte Nr. 541 mit guter Rostresistenz angebaut. Die Pfefferminze ist ein Bastard – entstanden aus Bachminze und Grüner Minze – und kann nur vegetativ vermehrt werden. Sie ist flachwurzelnd und treibt aus einer Grundachse zahlreiche Ausläufer (Stolonen). Die Pfefferminze ist eine ausdauernde, krautige Staude mit einem vierkantigen Stengel, der 40 bis 80 cm hoch wird und unten kahl und unverzweigt ist. Die Blätter der bulgarischen Sorte sind 6–9 cm lang, lanzettlich mit grob gesägtem Rand und reingrün gefärbt. Die Blüten sitzen in dichten ährenartigen Blütenständen, sind 8 mm lang mit rosaroter Krone. Sie blüht erst ab Juli bis September. Die Kulturdauer beträgt 1–3 Jahre. Die Standortanforderungen von Pfefferminze sind fri-



Frauenmantel: Feuchtigkeit ist auch im Kräuteranbau einer der wichtigsten Wachstumsfaktoren. Foto: W. Imber.

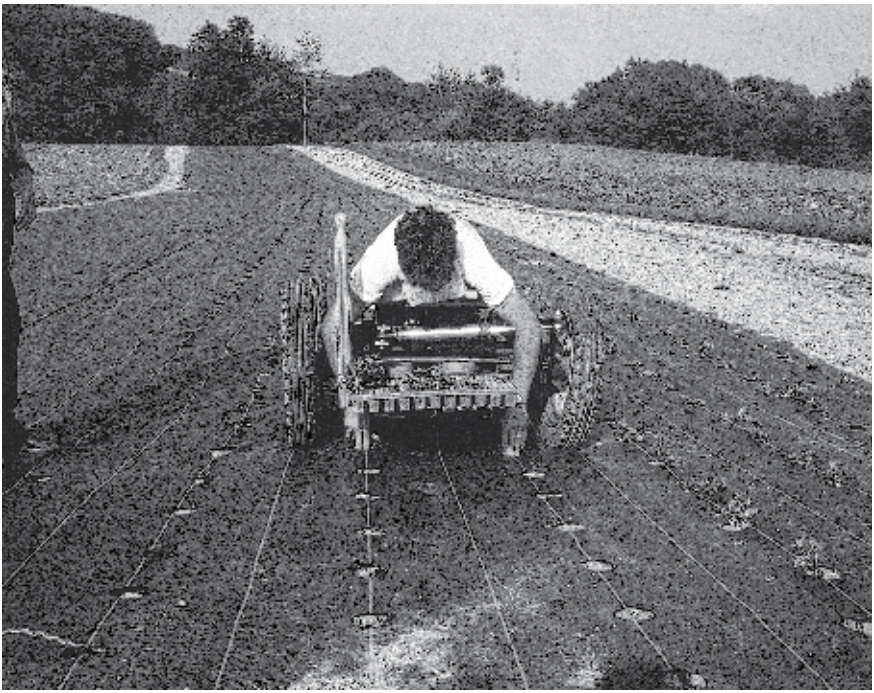
sche, humusreiche, sandige Lehmböden in warmen, windgeschützten bis halbschattigen Lagen. Gebraucht wird hauptsächlich das in den Blättern enthaltene ätherische Öl mit dem intensiv riechenden Hauptbestandteil Menthol. Das ätherische Öl hat bei Magen-Darm-Galle-Beschwerden eine krampflösende, beruhigende Wirkung. Dank dem kühlenden Geschmack von Menthol ist Pfefferminztee auch für den Dauergebrauch sehr beliebt. Die Region Oberaargau verhalf Ricola mit der Orangenminze (Mentha citrata) zu einem Renner im Absatz, den Orangenminzenbonbons und -perlen. Als erste Region in der Schweiz hat sie nämlich Orangenminze angebaut und Ricola damit zur Suche nach einem neuen Produkt veranlasst. Diese nach Orangen riechende Minze unterscheidet sich im Vergleich mit der Pfefferminze durch eher rundliche Blätter, schlechteres Blatt-Stengel-Verhältnis und geringere Wuchskraft.

Schafgarbe (Achillea collina Becker)
Achillea collina Becker ist eine azulenhaltige Unterart von Achillea millefolium L. und gehört zur Familie der Korbblütler. Die in der kollin-subalpinen Stufe verbreitete Staude wird 80 cm hoch. Sie hat länglich-schmale, mehrfach gefiederte Blätter. Die kleinen Blütenköpfe aus ca. 5 weissen oder rosa Zungenblüten sind in Doppelrispen angeordnet. Sie hat einen aromatischen, aber nicht intensiven Geruch. Je nach Gesundheitszustand und Sauberkeit des Feldes beträgt die Kulturdauer 2 bis 4 Jahre. Sie eignet sich für leichte und trockene Böden im Hügel- und Berggebiet. Ihre gesuchten Inhaltsstoffe sind Bitterstoffe und ätherisches Öl mit Azulen. Anwendung findet sie gegen leichte, krampfartige Magen-Darm-Galle-Störungen oder zur Appetitanregung.

5. Mengen

Die Mengen der einzelnen von der Anbauvereinigung Waldhofkräuter angebauten Kräuter sind recht unterschiedlich. Nachstehend sind die an die Firmen Ricola, Padma und Weleda gelieferten Kräuter in kg Trockenware tabellarisch zusammengestellt:

Kräuterart	**1994**	**1996**
Achillea collina Becker (Schafgarbe)	816	4067
Alchemilla xantochlora (Frauenmantel)	1197	1569
Althea officinalis L. (Eibisch)	1630	2037
Aquilegiae vulgaris (Akelei)		469
Malva silvestris L. (Malve)	2097	2316
Melissa officinalis L. (Melisse)	7150	9165
Mentha citrata L. (Orangenminze)	2370	564
Mentha piperita L. (Pfefferminze)	8771	7607
Pimpinella peregrina (Bibernelle)	308	825
Plantago lanceolata L. (Spitzwegerich)	2598	8024
Potentilla aurea (Goldfingerkraut)	192	457
Verbena officinalis L. (Eisenkraut)	211	273



L. Studer pflanzt mit selbstgebautem Gerät Orangenminze auf Vlies. Foto: J. Studer.

6. Anbautechnik

Bodenvorbereitung

Eine gute Bodenvorbereitung ist für den Erfolg des Kräuteranbaus entscheidend, insbesondere für die Unkrautregulierung und die Nährstoffmobilisierung. Das Saat- resp. Pflanzbeet muss gut abgesetzt und feinkrümelig sein. Deshalb ist bei mittleren bis schweren Böden eine Herbstfurche nötig. Auch bei Wiesenumbruch für den Kräuteranbau im Frühjahr sollte bereits im Herbst, bei leichten Böden spätestens im Winter gepflügt werden. Generell wird versucht, für den Kräuteranbau die auf den Betrieben vorhandenen Maschinen für den traditionellen Ackerbau wie Pflug und Egge zu nutzen. Um ein feines Saatbeet zu erhalten, wird häufig die Fräse verwendet.

J. Studer diskutiert mit P. Imhof, Vertreter der Ricola AG, den Pfefferminzanbau. Foto: T. Aeschlimann.

Zur Vorbeugung gegen Unkräuter empfiehlt sich ein frühzeitiges Abschleppen der Furche. Dazu kann eine Ackerschleppe des Handels oder eine Eigenkonstruktion verwendet werden. Im Frühling sollten noch ein bis zwei Arbeitsgänge mit der Egge bzw. dem Striegel im Abstand von 10–14 Tagen (je nach Region) vor der Saat folgen. Damit kann das erste aufkeimende Unkraut bereits gestört und teilweise vernichtet werden.

Aussaat/Pflanzung

Je nach Kräuterart erfolgt der Anbau durch Aussaat oder Pflanzung von Setzlingen. Spitzwegerich, Schafgarbe, Malve und Bibernelle werden im Frühling meist direkt in ein gut vorbereitetes Saatbeet gesät. Bei Frauenmantel, Melisse, Bibernelle, Pfeffer- und Orangenminze werden gewöhnlich Setzlinge gepflanzt. Bei Eibisch ist beides gebräuchlich, sowohl das Säen wie das Pflanzen von Setzlingen. Im Vergleich zur Saat hat der Anbau mit Setzlingen den Vorteil, dass der Arbeitsaufwand für das Jäten

kleiner und der Ertrag meist grösser ist. Oft wird aber die Arbeitseinsparung beim Jäten durch den Aufwand bei der Setzlingsanzucht und beim Setzen kompensiert.
Ein wichtiger Faktor für das Aufgehen der Saat ist die Keimfähigkeit des Saatguts. Sie ist stark abhängig von den Lichtverhältnissen. Neben Licht- und Dunkelkeimern gibt es bei den Kräutern auch Sorten, deren Keimfähigkeit unempfindlich ist gegenüber Licht- und Schatteneinflüssen. Die Keimdauer kann je nach Kultur zwischen ca. 3 Tagen bis 6 Wochen liegen. Viele Kräutersorten sind eine Auslese verbesserter Landsorten. Eigentliche Züchtungen auf Ertrag und bestimmte Wirkstoffe werden in der Schweiz vor allem von der Forschungsanstalt in Conthey (VS) gemacht.
Die Aussaat ins Feld erfordert viel Sorgfalt. Die Samen dürfen auf keinen Fall zu tief gesät werden, maximal das 3–5fache des Samendurchmessers, da sie sonst schlecht auflaufen. Lichtkeimer dürfen sogar nur oben auf gesät und angewalzt werden. Ein gutes Anwalzen ist für feinsamige Saaten wie Spitzwegerich oder Schafgarbe besonders wichtig. Die Aussaat wird meist in Reihen und nicht breitflächig gemacht. Langsam keimende Saaten können mit einer Markiersaat – zum Beispiel Salat – versehen werden, damit zwischen den Reihen frühzeitig ein Hacken gegen das Unkraut möglich ist. Die Saatmenge ist je nach Kräuterart, Keimfähigkeit, Tausendkorngewicht, Reihenabstand etc. unterschiedlich. In Böden mit ungünstigen Auflaufbedingungen muss die Saatmenge erhöht werden.
Nicht alle Sämaschinen eignen sich, kleine Mengen kleinsamigen Saatgutes zu säen. In diesen Fällen wird häufig ein Spezialsaatgerät für Gemüsesamen verwendet.
Für die Anpflanzung einer Kultur wird die Anzucht der Setzlinge meistens einer Gärtnerei in Auftrag gegeben. Die Setzlinge werden in einem Triebbeet angezogen und anschliessend pikiert. Wichtig ist, dass die Setzlinge nicht direkt vom Treibhaus ins Feld gesetzt, sondern vorher an das Aussenklima angewöhnt resp. abgehärtet werden. Üblich ist je nach Kräuterart eine Pflanzdichte von 500 bis 800 Setzlingen pro Are. Je nach Witterung müssen die Setzlinge gut eingeschwemmt werden, damit sie nicht vertrocknen.

Düngung

Die Düngung ist ein wichtiger Faktor für die Bildung der Duft- und Aromastoffe der Kräuter. Im naturgemässen Kräuteranbau heisst Düngen

Schafgarbe bei Blühbeginn. Foto: T. Aeschlimann.

den Boden beleben. Dies geschieht durch die gleichmässige Zufuhr von organischem Material, allenfalls ergänzt durch schwerlösliche, mineralische Dünger. Als Düngemittel werden vor allem die auf den Betrieben anfallenden Hofdünger wie Mist und Gülle verwendet. Gemäss Anbaurichtlinien sind als Ergänzung die im biologischen Landbau zugelassenen Handelsdünger gemäss der Hilfsstoffliste einsetzbar. Am besten eignet sich zur Düngung ein gut verrotteter resp. kompostierter Stallmist oder reiner Kompost. Beim Einsatz von Gülle ist diese genügend mit Wasser zu verdünnen.
Die Grunddüngung wird in der Regel vor der Bodenbearbeitung mit einer Gabe Mist oder Gülle gemacht. Die Menge richtet sich nach der Vorkultur und den Ansprüchen der Kräuterkultur. Fast alle Kräuter, vor allem aber die anspruchsvollen wie z. B. Spitzwegerich, sollten auch nach einem Schnitt etwas gedüngt werden können. Hofdünger werden dazu kaum eingesetzt, um eine Kontamination der Kräuter mit Kolibakterien auszuschliessen. Gute Erfolge werden zum Teil mit Brennesseljauche verzeichnet. Sie wird durch Vergärenlassen von Brennesseln in Wasser während ein bis zwei Wochen hergestellt.

Unkrautregulierung
Eigentlich sind viele der sogenannten «Unkräuter» auch Heilpflanzen und müssten deshalb als Kulturbegleitpflanzen bezeichnet werden. Da aber unsere Kräuter aus arbeitstechnischen Gründen in Reinkulturen angebaut werden, müssen Massnahmen gegen unerwünschte Kräuter getroffen werden. Da im naturgemässen Kräuteranbau auf die Anwendung von chemisch-synthetischen Herbiziden verzichtet wird, ist eine gute Kombination der verschiedenen Kulturmassnahmen mit direkten manuellen, mechanischen oder thermischen Bekämpfungsmassnahmen zur Unkrautregulierung notwendig. Dies setzt eine gute Beobachtung, eine vorausschauende Planung und eine angepasste Mechanisierung voraus, da sonst ein erheblicher Mehrarbeitsaufwand resultieren kann.
Erstes Gebot muss es sein, dem Unkrautdruck mit geeigneten Massnahmen vorzubeugen. Zu den wichtigsten vorbeugenden Massnahmen gehören:
– Felder mit geringem Unkrautbesatz wählen.
– Ausreichende Unkrautregulierung bei der Vorkultur.

– Vor dem Kräuteranbau nicht zu tief pflügen, damit keine Unkrautsamen heraufgeholt werden.
– Vor der Saat mit Egge 1–2 Arbeitsgänge alle 7–10 Tage durchführen, je nach Wetter und Bodenzustand.

Der Hauptteil der direkten Unkrautbekämpfung wird von Hand gemacht. Hauptarbeitsgeräte sind Schaber und Hand- oder Pendelhacke. Zur mechanisierten Unkrautbekämpfung werden Maschinen wie Radhacken oder als Anbaugeräte zum Traktor Pflug, Striegel, Egge, Fräsen und Hackbürsten eingesetzt. Zusätzlich kann thermisch mittels Abflammgeräten das Unkraut bei Saaten vor dem Auflaufen der Kräuter bekämpft werden. Als weitere Möglichkeit ist die Bodenabdeckung mit Mulchmaterial, Folien oder Vlies zu erwähnen.

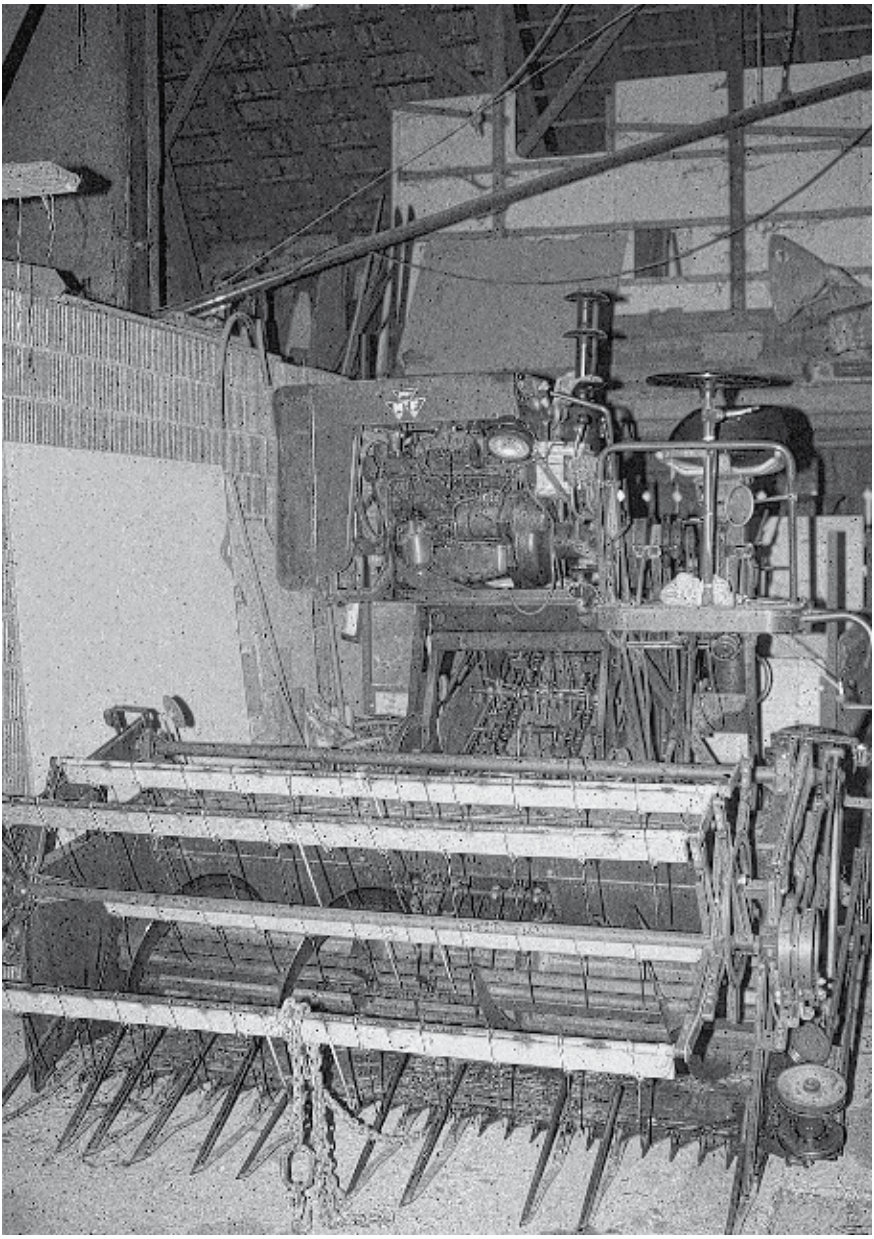
Viel spätere Mehrarbeit kann vermieden werden, wenn frühzeitig in der Kultur gehackt wird. Während dies zwischen den Reihen so weit als möglich maschinell gemacht wird, ist es in den Reihen praktisch ausschliesslich Handarbeit. Solange sich die Unkräuter erst im Keimblatt- oder 2-Blatt-Stadium befinden, sind sie sehr empfindlich. Beim Hacken ist aufzupassen, dass bei oberflächlich wurzelnden älteren Kräutern die Seitenwurzeln nicht verletzt werden. Sehr stark verunkrautete Anlagen werden am besten umgebrochen, da sich der Arbeitsaufwand im Vergleich zu Neuanlage und Ertragsausfall nicht lohnt.

Pflanzenschutz

Das Auftreten von Krankheiten und Schädlingen ist selten, wenn Sortenwahl, Fruchtfolge, Pflanzenabstand und Düngung stimmen. Der Verzicht auf chemisch-synthetische Fungizide und Insektizide im naturgemässen Kräuteranbau ist deshalb nicht eine Einschränkung von grosser Tragweite. Einzelne Kräuter, die durch Pilzkrankheiten gefährdet sind, können mit pflanzlichen Pflegemitteln wie Ackerschachtelhalmbrühe gestärkt werden. Diese Massnahme wird aber selten angewendet. Grössere Schäden durch tierische Schädlinge sind wenig bekannt. Gelegentlich werden Blattläuse beobachtet oder Erdflöhe bei Pfefferminze. Eine wirksame Methode zur Vermeidung von Schäden durch Insekten ist die Förderung von Nützlingen.

Ernte

Erntezeit und -technik sind entscheidend für die Kräuterqualität, insbe-



Der Maschinenpark widerspiegelt den Pioniergeist der Kräuterpflanzer: Selbst umgebauter Mähdrescher zur Kräuterernte. Foto: T. Aeschlimann.

sondere den Wirkstoffgehalt und den Ertrag. Der Erntezeitpunkt eines Krautes wird bestimmt durch die von der Verarbeitungsindustrie verlangten Pflanzenteile bzw. den definierten Standard. Während Spitzwegerich vor Erscheinen des Blütenstandes und Pfefferminze vor dem Aufblühen geschnitten werden, erfolgt die Ernte von Frauenmantel und Schafgarbe in der Blüte. Die Wurzeln von Bibernelle und Eibisch werden im Spätherbst nach Vegetationsende geerntet.
Die Ernte für Kraut- und Blattware sollte mit Vorteil am Morgen, sobald der Tau abgetrocknet ist, erfolgen. Mittagsstunden sind ungünstig für den Wirkstoffgehalt. In vielen Fällen sind die Blätter kurz vor oder während dem Aufblühen am gehaltreichsten. Blütenware weist dagegen in der Regel am Nachmittag die höchsten Wirkstoffgehalte auf.
Die Erntetechnik erstreckt sich je nach Kräuterart und Grösse der Anbaufläche von der Heckenschere und Sense über den Motormäher bis hin zum kleinen umgebauten selbstfahrenden Mähdrescher. Die Ernteverfahren sind sehr vielseitig und widerspiegeln den Erfindergeist der Kräuterpflanzer. Wichtig ist, dass die Kräuter bei der Ernte nicht gedrückt und gequetscht werden. Je nach Witterung im Herbst sind auch bei der Wurzelernte die Verfahren sehr unterschiedlich. In kleinen Feldern oder bei schlechten Bedingungen werden die Wurzeln mit Karst oder Grabgabel herausgenommen. Für grössere Flächen – bei entsprechend lockerem Boden – kommen der Rübenheber, der Kartoffelschüttelroder oder sogar der Kartoffelvollernter zum Einsatz.

7. Trocknung

Die Anbauvereinigung Waldhofkräuter vermarktet ihre Kräuter praktisch zu hundert Prozent in getrockneter Form. Die Gesamtmenge von jährlich mehr als 35 Tonnen getrockneter Kräuter wird auf fünf über den Oberaargau verteilten Trocknungsanlagen getrocknet. Diese Trocknungsanlagen stehen auf Bauernbetrieben in Sumiswald, Schwarzenbach, Wynigen, Attiswil und Rüttenen (Kt. Solothurn). Die künstliche Trocknung erfolgt auf Gitterrosten mit Ventilatoren und Luftentfeuchtern. Trocknungsanlagen bedeuten Investitionen, die amortisiert werden müssen. Darum gilt es, die angebaute Fläche ins richtige Verhältnis zur Grösse der Trocknungsanlage zu setzen.

Die Trocknung hat einen entscheidenden Einfluss auf die Qualität der Kräuter und schlussendlich auf den Erlös für den Landwirt. Kräuter müssen nach der Ernte unverzüglich und rasch getrocknet werden, damit keine unerwünschten Veränderungen der Farbe und Inhaltsstoffe oder ein Fäulnisbefall (z.B. Schimmelpilze) stattfinden.
Um den Trocknungsprozess zu beschleunigen, darf Blattware auf eine Länge von mindestens 10 cm geschnitten werden. Bei den Wurzeln beträgt die minimale Schnittlänge 4 cm. Dabei ist zu beachten, dass die Wurzeln quer und nicht in Längsachse geschnitten werden, um den Verlust an Inhaltsstoffen minimal zu halten.
Die Trocknungstemperatur beträgt für Blattware je nach Kraut zwischen 35 und 50 °C, bei den Wurzeln Bibernelle und Eibisch maximal 60 °C. In der Regel sollte nicht an der Sonne getrocknet werden. Die zu trocknenden Pflanzen sind in durchlässigen Schichten auf den Gitterrosten gleichmässig zu verteilen. Dabei ist auf eine ausgeglichene Luftführung zu achten. Um ein Zerbröckeln zu vermeiden, sind die Pflanzen möglichst wenig zu wenden. Die Trocknungszeit beträgt je nach Pflanze ca. 2 Tage bis eine Woche. Der Trocknungsvorgang ist beendet, wenn die Stengel beim Biegen durchbrechen und die Blätter beim Anfassen rascheln. Die Kräuter sind nach dem Trocknungsvorgang unverzüglich zu verpacken.

8. Ausblick

Die Bestellungen unserer Hauptabnehmer und somit die Nachfrage nach Kräutern ist in den letzten Jahren erfreulicherweise kontinuierlich gestiegen. In der Schweiz sind die Ernährungsgewohnheiten einem Wandel unterworfen. Ein immer grösserer Anteil der Konsumenten achtet auf eine gesunde Ernährung mit natürlich und nachhaltig produzierten Nahrungsmitteln. Zusätzlich besteht ein Trend hin zur Bevorzugung einheimischer und regionaler Produkte. Die Agrarpolitik läuft seit Anfang der 90er Jahre in Richtung vermehrter Ökologisierung. Der Kräuteranbau mit seinem kontrollierten naturgemässen Anbau trägt diesem Weg voll Rechnung. Die Absatzzahlen der Produkte unserer Abnehmer im Ausland zeigen, dass schweizerische Qualitätsprodukte im Hochpreissegment auch im Ausland ihre Abnehmer finden. Diese Argumente stärken uns im Vertrauen, dass der Kräuteranbau im Oberaargau auch in Zukunft noch ver-

grössert werden kann. Aber eines dürfen wir nicht vergessen: Der Kräuteranbau wird die momentanen Probleme der Landwirtschaft im Oberaargau nicht lösen können, denn er ist eine Nischenproduktion und wird eine solche bleiben.

Literatur

SCHMID O., IMHOF P. (1988): Naturgemässer Anbau von Heilkräutern. Forschungsinstitut für biologischen Landbau, 4104 Oberwil

AMSLER P. (1993): Anbauanleitungen zum naturgemässen Kräuteranbau von einzelnen Kräutern LBL, 8315 Lindau

Bemerkenswerte Bäume im Oberaargau

Ernst Rohrbach
Mit Zeichnungen von Ernst Moser

Teil II

Vom Richisberg zur Kaltenherberg, mit einem Umweg über den Oberwald (anstelle einer Einleitung)

Die bemerkenswerten Bäume, die im diesjährigen Jahrbuch etwas näher vorgestellt werden sollen, lassen sich mit ein paar dürren Worten, einer Zeichnung oder Foto nur in äusserst bescheidenen Ansätzen beschreiben. Deshalb sei der Baumliebhaber an dieser Stelle eingeladen, den auserwählten Landschaftselementen einen persönlichen Besuch abzustatten.

Die Reise kann auf dem Richisberg, Gemeinde Ursenbach, unter der mächtigen Lindenkuppel beim Hof Minder-Zürcher ihren Anfang nehmen, danach geht es südwärts über Walterswil Dürrenroth zu, wo «im Feld» der Reigen unter Linden eine Fortsetzung erfährt. Nur wenig weiter, im bernstaatlichen Oberwald, lässt eine Fichte erahnen, in welchen Variantenreichtum sich eine Art zu entwickeln vermag, und am westlichen Rand von Huttwil, in Fiechten, lädt eine Freistandbuche zum Staunen und Verweilen ein. Diesseits der Langete, auf den alten Löss-Plateaus von Gondiswil und Obersteckholz, geben zwei Eichen zu erkennen, wie wohl ihnen der schwere, zu stauender Nässe neigende Boden bekommt. Weiter unten am gezähmten Fluss, genauer in den Schragenmatten bei Langenthal, steht, in leichter Schieflage, der Weidenbaum der Wässermatten und kaum ein paar hundert Meter bachabwärts, wo die Strasse Langenthal–Roggwil das Wasser quert, präsentiert sich zum würdigen Abschluss der Reise «wohl die schönste Linde entlang der Langete» (Eintrag im Inventurblatt).

Selbstverständlich gibt es zwischen den soeben erwähnten bemerkenswerten Bäumen noch eine Fülle von eindrücklichen Landschaftselementen zu betrachten. So etwa die Eichen und Linden (z.T. inventarisiert) in

den Lebhägen um die Weiler Hirseren und Richisberg, die Linde beim Pfarrhaus Walterswil (inventarisiert und seit 1960 unter Schutz des Staates) und die Eiche in Hueben, südöstlich von Dürrenroth (inventarisiert und ebenfalls seit 1960 unter Schutz des Staates). Da wäre auch die eichene Baumgruppe bei Seileren (inventarisiert) in der Gemeinde Gondiswil und jene gleichgeartete unterhalb Chlyroth in den Rotmatten der Gemeinde Untersteckholz. Oder die Bachgehölze entlang der Langete, die mit dem Neuverbau eine ungeahnte und noch wenig bekannte Bereicherung erfuhren. Und erst die namenlosen, kaum beachteten und nicht selten auch bedrängten Randzonen oder, moderner, Ausgleichsflächen in der Region: alle sind sie weit mehr als nur einen Augenschein wert. Durch das allmähliche (Wieder-)Erkennen und Erforschen ihrer Wirkungen und Leistungen, die sie in der heutigen Agrarlandschaft erbringen, werden sie mehr und mehr zu geschätzten und geschützten Teilhabern einer nachhaltigen, sprich zukunftsfähigen Lebens- und Produktionstätten. Der Rand rückt ins Zentrum.

Drei Arten im Kurzporträt

Buchen, Fichten und Weiden finden sich gewöhnlich im Wald beziehungsweise an Gewässern ein. Es sind eigentliche Allerweltsbäume – an sich schon Grund genug, ihnen nachstehend ein paar Zeilen einzuräumen. Daneben nehmen sie im Schauspiel der Natur und auf der Bühne der Kulturlandschaft nicht selten Rollen ein, die ihnen eigentlich niemand zutrauen würde und die den Rahmen des Vertrauten sprengen.

Die Fichten

Fichten sind Bäume des Gebirges. Von Natur aus besiedeln sie im Schweizer Mittelland höchstens Extremstandorte wie Moorränder und Auenwälder oder alte Rissmoräne-Böden, die wegen ihres Säuregrades und ihrer Neigung zur Verdichtung den heimischen Laubbäumen wenig behagen. Von diesen Extremstandorten aus hat die Fichte im letzten Jahrhundert im Flachland einen wahren Eroberungsfeldzug angetreten. Ihre natürlichen Gegenspieler im Konkurrenzkampf um Raum und Licht, Buche, Eiche und andere Laubbäume vermochten damals dem Holzhunger

der wachsenden Bevölkerung und der aufkommenden Industrie nicht standzuhalten. Der Schweizer Wald liegt brach da, zerzaust und vom Weidevieh vertrampelt: ein ideales Keimbeet für einen Baum, der sich über die Jahrtausende an kargste Verhältnisse gewöhnt hat. Weder Frost noch gleissendes Sonnenlicht, weder ausgemergelter Boden noch hungrige Wiederkäuer vermögen ihn zu begrenzen und in die Schranken zu weisen. Und dem Menschen kommt die Rottanne gerade wie gerufen. Die wuchernden Geschwüre der Landschaft überzieht sie rasch mit sattem Grün, zudem verläuft ihr Wuchs gerade: ein schöner Baum, der schon im zarten Alter allerlei nützliches Stangen- und Pfahlmaterial liefert und wenig später gar bestes Holz zum Bauen.

Heute ist die Fichteneuphorie im Mittelland am Ausklingen. Die Forstpraxis der vergangenen Jahrzehnte hat aufgezeigt, dass der Gast aus dem Gebirge auf guten Laubwaldböden zwar mächtig Holz um sich legt, dann aber nicht selten irgendwelchen äusseren Einflüssen zum Opfer fällt. Borkenkäfer, Windwurf und Rotfäule sind dabei noch die kleineren Übel. Dramatisch wird es erst, wenn die Fichte aus der Opferrolle schlüpft und ihrerseits zum Täter wird. Unter ihrem Nadelbaldachin verkommen die Böden zu einem sauren, biologisch nahezu toten Substrat, welches den eigentlich heimischen Baum- und Straucharten sowie vielen Bodenpflanzen kein Auf- und Fortkommen mehr erlaubt. Die Gegenmassnahmen sind im Schweizer Wald zumindest eingeleitet: Naturnaher Waldbau mit standortsgerechten Bäumen heisst das Heil- und Zaubermittel. Wobei es nicht darum geht, die Rottannen samt und sonders aus den Niederungen zu verbannen. Wohlverteilt im Laubwald, mit Anteilen von etwa zehn bis vierzig Prozent am Gesamtbestand, je nach Standort, kann die Schönheit aus den Bergen jene Rolle einnehmen, die ihr eigentlich gebührt: Ein ökologisch weitgehend neutraler Gast in unseren Wäldern zu sein, der durch qualitativ und quantitativ eindrückliche Holzerzeugung besticht und daneben mit seinem Sommer- und Wintergrün markante Akzente in der Landschaft setzt. Und genau unter dem letztgenannten Aspekt sind auch die vielen mächtigen und grosskronigen Fichten zu betrachten, welche vielerorts im Oberaargau Höfe, Weiler und einzelne Gebäude in Dörfern säumen. Wer je bei Sommerhitze in ihrem Schatten geruht hat, wer darunter, in stiller Stunde, die Kleiber, Baumläufer, Gartenrotschwänze und Spechte bei ihren Akrobatikeinlagen beobachten durfte und wer nach einem Herbststurm die vielen Tannzapfen gleich korbweise als bestes

Anfeuerungsmaterial ins Trockene brachte – der wird sie niemals missen wollen.

Die Weiden

Über Eichen, Linden, Ulmen und Sequoien, darüber lässt es sich schreiben. Auch über Buchen und Fichten und selbst über Birnbäume. Für genügend Rohstoff sorgen imposante Kronen, mächtige Stämme, in den Himmel ragende Wipfel oder das biblische Alter. Aber über Weiden – was gibt es schon über Weiden zu berichten?
Beeindruckend ist jedenfalls die Artenfülle. Weltweit gibt es vielleicht 300 Vertreter der Gattung Salix. In ihrer Verbreitung überziehen sie die ganze Nordhalbkugel sowie Teile Südafrikas und Südamerikas. Einige von ihnen, es mögen dreissig sein, haben den Weg auch in unsere heimatlichen Refugien gefunden, wo sie, meist von eher unscheinbarem Äussern, Bach- und Flussufer begleiten, Kahlflächen im Wald wiederbesiedeln oder an Waldrändern und in Hecken schon im zeitigen Frühjahr mit ihrem Nektar- und Pollenangebot die Bienen aus der Winterstarre reissen.
So unscheinbar ihr Äusseres auch sein mag, so wohlklingend sind ihre Namen: Lavendelweide, Purpurweide, Silberweide oder Mandelweide heissen sie oder auch Lorbeerweide, Ohrweide und Dotterweide. Die kriechende Weide erhebt sich kaum über den Boden und säumt Flachmoore und feuchte Gräben. Die Korbweide tritt als mittelgrosser Strauch auf, entlang den Wasserläufen der Ebene, und die Bruchweide ist ein Grossstrauch der Tieflagen mit Zweigen, die an der Basis besonders leicht abbrechen. Die Salweide wiederum erscheint, wohlbekannt, als kleiner Baum mit apfelbaumartigen Blättern, währenddem die Reifweide, Geheimtip aller Imker, gut und gern so gross werden kann wie etwa ein nicht allzu mächtiger Ahorn.
Mannigfaltigkeit prägt die Welt der Weiden. Sie sind, wie schon erwähnt, sogenannte Pioniere, Erstbesiedler, die von der Natur immer dann auf den Plan gerufen werden, wenn es darum geht, Extremstandorte mit einem bäumigen Kleid zu versehen. Gerade dazu sind sie denn auch bestens ausgerüstet. Der Wind trägt die mit einem Haarschöpfchen versehenen Samen bereits zeitig im Sommer meilenweit ins Land. Die Keimung erfolgt schon bei losem Bodenkontakt und die in den ersten drei Jahren nur langsam heranwachsenden Weiden sind zwar zart, aber zäh und genügsam:

Eichen-Gruppe, Seileren, Gondiswil.

Frost, Trockenheit oder Nässe – die Weide steckt das locker weg, ist stark im Nehmen. Und im Geben. Unter ihrem lichten Schirm und in der leicht zersetzbaren Streue finden sich schon bald anspruchsvollere Baumarten ein, die nach und nach ihr schützendes Dach durch- und schliesslich überwachsen – die Pioniere können abtreten, haben ihre Pflicht getan. Bereits während des ersten Aktes im Schauspiel der Natur verlassen sie die Bühne. Höchstens in der ungeheuren Dynamik einer intakten Flussaue, in Zonen, die oft wochenlang unter Wasser stehen, vermag sich die Weide auch längerfristig und Bestände formend zu behaupten.
Es lässt sich also auch über Weiden etwas berichten. Und das meiste ist noch gar nicht erst gesagt. Dass sie zweihäusig sind, diözisch, mag wohlbekannt sein: die eine Pflanze besitzt nur weibliche Blüten, die andere ausschliesslich männliche. Kein Geheimnis ist es auch, dass sich aus Weidenruten allerhand Nützliches und Zierliches formen lässt. Geheimmnisvoller und fast unüberschaubar dagegen ist der weidene Lebensraum. Eine einzige, alte Salweide etwa berherbergt 213 Insektenarten, wie Bock- und Rüsselkäfer, Wanzen, Blattwespen, Blattläuse und Kleinschmetterlinge. Und die im regelmässigen Turnus von zwei bis fünf Jahren geschnittene Kopfweide bietet nicht bloss Rohstoff an; die löcherigen Stämme bilden auch natürliche und gesuchte Nistkästen für das Volk der Höhlenbrüter.
Draussen in der Landschaft, als Einzelexemplar, ist die Weide ein eher seltener Gast. Tritt sie aber einmal auf, dann ist es geboten, zweimal hinzuschauen. Denn edler Wuchs und Formschönheit wird nur zu selten mit Weide gleichgesetzt.

Die Buchen

Die Landschaften in den tieferen Lagen Mitteleuropas, wären sie vom Menschen nicht oder kaum besiedelt, würden wahrscheinlich von einem fast geschlossenen Buchenmeer bedeckt. Solange die Böden nämlich nicht zu nass, zu trocken oder zu sauer sind, hat die Buche mit ihren Mitstreitern und Tischgenossen ein relativ leichtes Spiel. Die ausgeprägte Schattenresistenz verleiht ihr eine hohe Konkurrenzkraft, welche lichtbedürftigeren Arten wie Eiche, Kirschbaum oder Ulme etwa nur wenig Chancen bietet, bei der natürlichen Waldausgestaltung entscheidend mitzuwirken.

Dem Menschen der Vergangenheit war die Vorherrschaft der Buche vorerst eher hinderlich. Schon früh beginnt er, die dunklen und bedrohlich wirkenden Waldmeere aufzulichten, er gewinnt ihnen Inseln ab für Haus und Weidegrund und zur Bestellung der Felder. Die stolzen, schlanken Waldbäume nähren die Herdfeuer, später die Öfen der Eisen- und Glashütten. Die massiven Eingriffe verändern das Waldbild einschneidend: Die Lichtholzarten, bis anhin von der Buche verdrängt und ausgedunkelt, gewinnen an Boden und Raum. Der Fruchtbaum Eiche, wegen seiner vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten hochgeschätzt und entsprechend gefördert und später die Fichte, werden mehr und mehr zu wald- und landschaftsbestimmenden Elementen (siehe auch Teil 1 im Jahrbuch 1996 und weiter oben unter Fichte).

Heute sind die Buchenanteile in den Wäldern des Mittellandes wieder im Steigen begriffen. Langsam sieht der Mensch ein, dass dem Nutzen und Gestalten von Baumbeständen nur dann ein langfristig-nachhaltiger Erfolg beschieden sein wird, wenn sich die dazu nötigen Massnahmen am Geschehen in der Natur orientieren. Im Ökosystem Buchenwald sind siebentausend Tierarten heimisch, jede mit vorprogrammierter Funktion, jede wichtiges Glied in den Nahrungsketten und jede unentbehrlicher Teil des gesamten Gleichgewichtes. Es sind da Unmengen von Sicherungen eingebaut, welche dafür sorgen, dass sich das System durch (natürliche) Einflüsse von aussen kaum zerstören lässt. Im künstlichen Wald hingegen, auch Forst genannt, ist oft schon der Auftritt eines lächerlich kleinen Käferchens, eines aggressiven Pilzchens oder eines unvermuteten Windhauches gut genug für das Desaster.

Buche erhalten und fördern heisst deshalb immer auch langfristig naturnahen Wald und somit naturnahe Landschaft erhalten. Und die Förderung muss sich nicht auf den Wald beschränken. Der elefantengraue Riese entwickelt im Freistand ungeahnte Qualitäten: Losgelöst vom Seitendruck der Nachbarn setzt er seine Krone schon wenig über Boden an, umhüllt die empfindlich-dünne Rinde von Stamm und Ästen mit dichtem Blattgewebe und formt so ein Baumerscheinungsbild, das seinesgleichen sucht.

Im Wald, umzingelt von Artgenossen, entwickelt die Buche vielleicht schöne Stämme und gutes Holz, in der Freiheit der Landschaft aber Würde, Urkraft und Ästhetik.

Unter Linden auf dem Richisberg, Ursenbach

Auf dem Richisberg (oder Ryschberg) herrscht Grosszügigkeit. Das kommt auch der mächtigen Sommerlinde, welche vor dem Bauernhaus der Familie Minder-Zürcher steht, zugut: Seit 1970 wird sie nicht mehr geschnitten oder, besser gesagt, gestumpt; sie darf jetzt wachsen, wie sie es will. Bloss ein paar Äste müssen jährlich, etwa im Juni, Ader lassen. Der Lindenblüten wegen. Ihr Schleim und Zucker, ihr Wachs und Gerbstoff und die Spuren eines ätherischen Öls, welches das wohlriechende Farnesol enthält, wirken schweisstreibend und fiebersenkend. Sie machen Pillendosen überflüssig und Arztbesuche rar.

Schon auf einer Fotografie aus dem Jahr 1908 präsentiert sich die Linde auf dem Richisberg als äusserst imposante Erscheinung. Alle zehn Jahre, damals noch, erfährt die Krone radikalen Rückschnitt. Das hat seine guten Gründe. An den Kappstellen bilden sich Köpfe, eigentliche Vermehrungsorte für das Astwerk, das sich dann so dicht und füllig blattbewehrt entwickelt, dass bei Gewittern gut und gern fünf Garbenfuder Platz darunter finden – Regenschutz für mehr als eine Viertelstunde. Mit dem Schnitt soll der Krone aber auch Gewicht genommen und der Baum so vor dem Auseinanderbersten bewahrt werden. Und letztendlich ist ein dichtbelaubter Baum, der westseits eines Hofes sich in die Höhe und die Breite reckt, nicht nur ein formidabler Wind- und somit Fassadenschutz: Beim Brandfall in der Nachbarschaft setzt er den grünen Schild den Funken und den Flammen gegenüber, er wehrt der Hitze und weist das Unglück, das sich im Weiler breit zu machen sucht, wirksam in die Schranken.

Die Reihen der «randständigen Elemente» sind in den letzten Jahrzehnten auch auf dem Richisberg lichter geworden. Auf einem Luftbild aus der Zeit um 1935–40 erscheinen sie noch in eindrücklicher Präsenz. Die Wege sind besäumt von Hochstammobst, um die Gehöfte versammeln sich, in Begleitung von Kirsche und Nuss, Heerscharen von Apfel- und Birnbäumen; lange Heckenzüge trennen das Eigentum, und im Schatten von grossen Einzelbäumen begegnen sich die Menschen einer geruhsameren Zeit. Einiges von alldem, vieles eigentlich, ist auch heute noch vorhanden. Auf dem Richisberg ist der Umgang mit der Landschaft und ihren Bewohnern nicht bloss geprägt von Grosszügigkeit, vom Sein- und Gewährenlassen, es herrscht da auch ein Geist der Fürsorge und Behutsamkeit. Die Distel-

Sommerlinde Richisberg, Ursenbach.

finke, in einem Astquirl auf der grossen Linde nistend, scheinen das ebenso zu wissen, wie die Turmfalken, Schleiereulen und Neuntöter, die sich im und um den Weiler einfinden oder zumindest schon eingefunden haben. Freilich gibt es auch hier Geranien und Fuchsien, fleissige Lieschen und Ziergehölz. Aber genau so selbstversändlich wie diesen optisch ansprechenden Gästen aus anderen Breiten Platz angeboten wird, erhalten die Brennessel, die Hundsrose, der Weiss- und Schwarzdorn ihren Raum zur ungehinderten Entfaltung, und ein hohler Apfelbaum bildet noch längst keinen Grund zur übereiligen Intervention. Natur, oder doch zumindest Ausschnitte davon, lässt sich auch heute bestens integrieren ins Ordnungsgrün des Menschen. Sie verdankt diese Integration nicht selten mit Überraschung und Nutzen und spendet eine gute Portion an nichtmaterieller Lebensqualität.

Im baumreichen Dürrenroth

Dürrenroth ist arm an Wald – aber reich an Bäumen. In der für hiesige Verhältnisse grossen Gemeinde, rund 1400 ha umfasst sie, sind bloss deren 300 von Wald bedeckt, oder gute 20%. Im kürzlich neu erstellten Landschaftsplan jedoch figurieren, unter anderem, mehr als 100 Bäume als schützenswerte Elemente der Landschaft. Die Gattung Tilia beteiligt sich mit über sechzig Individuen am Inventar; Eichen, alte Birn-, Nuss- und Kirschbäume, Birken, Rosskastanien, Eschen, Buchen, Fichten, Ahorne und Pappeln sowie eine Eibe vervollständigen es.
Der Weiler Feld, im Süden des Dorfes gelegen und im Besitz der Familie Hess, trägt wesentlich dazu bei, dass Dürrenroth zum Ort der Linden wird. Eine kleinerer, gestutzter, aber formschöner Baum dieser Art heisst den Besucher erst einmal willkommen. Kaum fünfzehn Schritte weiter, inmitten der rechteckigen Anlage von Stöckli, Speicher und Bauernhaus, erhebt sich dann ein lindenes Wunderwerk weit mehr als dreissig Meter über Grund. Sein Stamm beansprucht in der Breite fast 170 Zentimeter Platz und die Krone, obwohl sie schlank erscheint, nimmt an die zwanzig Meter des Hof-Vorplatzes in Beschlag. Abgesehen von einigen bescheidenen Interventionen kosmetischer Art, war diese Linde nie der Säge ausgesetzt. Auf fünf Metern Höhe streicht der erste, dichte Astkranz fast waagrecht ab und erst viel weiter oben teilt sich der Stamm in ein auf-

Linde «im Feld», Dürrenroth.

recht stehendes, leicht sichelförmiges Kronengrundgerüst. Statisch gesehen entspricht der Baum so wohl nahezu dem Ideal. Die ungeheuren Kräfte, die bei zu tief und zudem am gleichen Punkte angesetzten Verzweigungen wirken, sind hier nicht zugegen. Die Linde kann ihre Grösse voll geniessen und in Würde altern. Sie muss nicht zum Gerippe werden wie jene beim nahen Fennerhüsli, die durch die dezentrale Schwerkraft den Schlaf der Menschen störte und deren Obdach zu erdrücken drohte. Und doch: Zum Landschaftsbild der Region, zu ihrer Kultur, gehören beide Lindenformen, die gedrungen-kugelige wie auch die urtümlich-grossmächtige. Eine Wanderung durch die Gemeinde Dürrenroth macht mehr als deutlich, wie gut sich die beiden Baum-Erscheinungsbilder ergänzen können. Hier ein Exemplar in ungestörter Pracht, da ein anderes in kunstvoller Ausführung und, neuerdings, ein weiteres im Stadium des Übergangs. Einige ehemals regelmässig gestutzte Linden dürfen jetzt nämlich ihre Natürlichkeit zurückgewinnen und sie werden, mit Hilfe der Säge vorerst einmal, bald in Formen wachsen, welche, wer weiss, die vertrauten punkto Schönheit noch übertreffen werden. Drei Linden, westlich des Weilers Feld, auf dem Hügelzug, sind eben, mittels ganz speziellem Schnitt, dazu vorbereitet worden. Dem bemerkenswerten Baum auf dem Hofplatz mag das wohl kaum ein Achselzucken wert sein. Er weiss um seine Ausstrahlung, um seinen festen Stand, um sein unverletztes Astwerk und er weiss auch, dass er selbst dann noch dazugehört, wenn sein Stamm im Innern längst hohl geworden ist. Linden sind dazu befähigt, durch den zerfallenden Holzmulm hindurch, Innenwurzeln ins Erdreich zu treiben. Und wenn sich aus diesen Wurzeln neue Zweige und Äste bilden, wächst aus der Moderburg ein neuer, grüner Turm empor: Recycling, wie es im Buche steht.

Bei der Säulenfichte im Oberwald, Gemeinde Dürrenroth

Der Standort neigt zur Feuchte, ein paar Meter oberhalb des Fluhweges, auf schon fast 900 Metern über Meer. Am Boden wachsen Bingelkraut, Aronstab und Pestwurz, auch Schachtelhalm, Waldziest und selbst Zahnwurz. Der Luftraum aber wird beherrscht von einem – es sei gestattet – Sonderling. Das Mass auf Brusthöhe, 94 Zentimeter sind es im Durchmesser, mag ihn noch kaum dazu versehen, mehr ist es das, was nachher

«Säulenfichte», Oberwald, Dürrenroth.

folgt. In tadellosem Rund und mit zunehmender Höhe an Dicke nur wenig verlierend, strebt der Stamm aufwärts, wo er, mittlerweile bei vielleicht 45 Metern angelangt, Jahr für Jahr in einen neuen Längentrieb mündet. Und Jahr für Jahr einen neuen Astquirl bildet und somit dafür sorgt, dass sich das Kleid des Baumes nicht verkürzt.
Alles an dieser Fichte scheint in die Länge zu gehen, nur nichts in die Breite.
Woher diese Wuchsform und wozu? Ist es das Resultat aus zufälliger Kreuzung von standörtlichen Fichten, oder ist die Säulenfichte im Oberwald vielleicht ein verirrter Abkömmling einer besonders schmalkronigen Variation aus dem Gebirge? Ist sie gar Mutant oder schlicht Meister in der Anpassung? Niemand weiss es schlüssig zu beantworten. Sicher aber ist, dass Fichten von schlanker Gestalt dem Wind, Schnee und Eisbehang nur wenig Angriffsfläche bieten. In schneereichen Wintern im Oberwald, wenn die normalen Bäume unter den weissen Lasten ächzen, stöhnen und selbst brechen, lässt es sich die Säulenfichte gut ergehen. Sie lässt die Flocken um sich tanzen und ihre Krone streifen, Platz und Zeit zu langem Verweilen indes bietet sie ihnen nicht.
Der gertenschlanke Sonderling beim Fluhweg wird noch manchem Sturm und mancher Witterungsunbill Paroli bieten können. Falls nicht der Hallimasch, ein Pilz, seinen Fuss zernagt, der Buchdrucker, ein Borkenkäfer, seine Haut abschält oder zuviel Ozon in seine Zellen dringt, ist ihm ein hohes Alter fast gewiss. An der Kettensäge des Dürrenrother Revierförsters jedenfalls wird er kaum sterben. Unter oberförsterlicher Androhung der fristlosen Entlassung ist dieser Schandtat bereits zur Genüge vorgebeugt.

Das Naturdenkmal Buche in Fiechten bei Huttwil

Vom Erscheinungsbild her steht dieser Baum der Säulenfichte fast diametral gegenüber. Nichts ist hier mehr schlank und rank, nur noch breit und rund und bodenständig, im wahrsten Sinn des Wortes.
In Fiechten, einem Quartier von Huttwil, an der alten Staatsstrasse, die in Richtung Sumiswald und Bern zeigt, ist eine Buche, wohl dank Zeit, Freistand, Gencode und der speziellen Örtlichkeit wegen zu einem Baum heran- und ausgewachsen, der, so scheint es, europaweit Beachtung und Erwähnung findet. Das kann ja auch kaum anders sein: Auf Brusthöhe ist

Buche, Fiechten, Huttwil.

sein Stamm gleich breit wie ein Mensch lang, und nur wenig darüber, als ob es eine zusätzliche Verstärkung wäre, setzt er zu einer eigenartigen Verdickung an, um sich dann, auf vielleicht sechs Metern über Grund, aufzuteilen in vier mächtige Hauptdolden, die in ihren Massen selbst und einzeln in Baumdimension das Grundgerüst der Krone bilden. Von hier aus strebt eine nur selten anzutreffende Astfülle sowohl auf- und seitwärts wie auch, weite Bogen formend, abwärts, wiederum der Erde zu. An der Peripherie des Baumdaches sorgt die Masse der Jungtriebe für ein nicht durchblickbares Grün im Sommer und für ein fast geschlossenes Grau im Winter – bürsten- oder besengleich.
Die Buche strotzt vor Vitalität und, gemessen an ihren Schwestern im Wald, welche mittlerweile halb kahl und fahl den Sommer überdauern,

scheint hier eine Kraft zu wirken, die aller menschgemachten Unbill, und mag sie noch so baumfeindlich sein, wirksam entgegentritt – vorläufig wenigstens.
Schon 1950 bewegt die Buche in Fiechten die Gemüter. Ihr damaliger Besitzer, alt Lehrer Robert Käser, beantragt, den Baum unter Schutz des Staates zu stellen. «Dem Baum droht nach dem Bericht des Eigentümers Gefahr von Seiten eines Nachbarn, des Grossbauern Ernst Flückiger in Fiechten, Huttwil, auf dessen Land er hinüberragt. Dieser soll mit dem Kappen der überragenden Äste gedroht haben, obschon ihm seitens der Heimatschutzvereinigung Oberaargau eine jährliche Entschädigung von Fr. 20.– angeboten wurde. Es sollte vermieden werden, dass Ernst Flückiger von seinem Kapprecht Gebrauch macht und die Buche, die wirklich als ein Naturdenkmal anzusprechen ist, verunstaltet» (Auszug aus einem Brief der Naturschutzkommission des Kantons Bern an die Forstdirektion des Kantons Bern vom 27. Mai 1950).
Flückigers Zorn muss gross gewesen sein und seine Säge gut geschliffen, denn bereits am 9. Juni 1950 beschliesst der Berner Regierungsrat, den Schutzanträgen der Besorgten zu folgen. Mit 114 Zentimetern Durchmesser auf Brusthöhe, einer Höhe von ca. 14 Metern, einem Kronendurchmesser von etwa 20 Metern und vielleicht 100jährig erlangt die Buche den Status «Botanisches Naturdenkmal».
In knappen 50 Jahren also ist das Monument noch 50 Zentimeter dicker geworden und 6 Meter höher und selbst der Kronendurchmesser mag sich um 2 Meter erweitert haben. «Der Baum ist noch ganz gesund und dürfte noch einige Jahrzehnte überdauern. Die Produktionskraft ist erstaunlich: die Krone ist mit Blüten übersät», so steht es in einem Bericht des Kreisoberförsters Amsler vom 13. Mai 1950 geschrieben. Im Juni 1997 lässt sich der erste, weichstachelige Fruchtbecher, der die werdenden zwei bis fünf scharf dreikantigen Bucheln umhüllt, vom Boden aus pflücken: Zeit zur Saat und eine Gelegenheit, die grüne Burg von Fiechten langsam und vorsorglich zu erneuern.

Von Huttwil der Brüggenweid zu, Gemeinde Gondiswil

Auf dem Thomasboden, nördlich von Huttwil, versammeln sich die Ahorne auf zügiger und aussichtsreicher Anhöhe. Auch Lärchen sind zugegen

Eiche, Brüggenweid, Gondiswil.

und ausgedehnte Kirschbaum-Alleen. Weiter hinten, in Ettishüseren, gebietet eine Linde Halt: Mit 168 Zentimetern Durchmesser ist sie eine der grösseren und freigewachsenen in der Region. Nur kurz danach, gerade beim Waldeingang, ein Gruss aus südlicheren Gefilden: Der Edelkastanie scheint es auch im rauhen Oberaargau recht gut zu behagen.
Die stolze Eiche dann, am Waldrand in der Rörlenweid, markiert mit ihrer Mitte nicht nur die Grenze zwischen den Gemeinden Gondiswil und Huttwil, sie gibt darüber hinaus bekannt, welche Art von Laubbaum hier oben auf dem weiten Plateau in der Landschaft das Sagen und Gebieten hat.
Die Bestätigung dafür findet sich knapp einen Kilometer nordwärts, auf einem sanften Hügelzug, nahe bei der Brüggenweid. Am Ende einer kleinen Haselhecke mit alter Kirsche und ausgehöhlter Salweide reckt sich ein Turm von Baum empor, ein Laubschloss mit zwei Etagen. Die untere wird gebildet von einer eigentlichen Sekundärkrone, von Ästen, die seinerzeit regelmässig zurückgeschnitten wurden, die obere aber ist vollendetes Produkt einer ungehinderten Entwicklung im freien Stand. Natur und Kultur reichen sich in dieser Eiche die Hand und bringen in der Kombination etwas hervor, das Ausdruck ist für Schönheit und Nützlichkeit, für Vielfalt wie Einmaligkeit.
Im luftig hohen Gasthaus tummeln sich nicht bloss Spechte, Spechtmeisen, Häher oder Baumläufer. Da setzt etwa das Weibchen des grünen Eichenwicklers seine Eier auf die Borke der obersten Astgebilde, von wo aus dann die Raupen im Folgejahr ihre Schlemmertour beginnen. An selbstgesponnenen Seidenfäden lassen sie sich von Ast zu Ast hinab und tun sich am zarten Jung der Frühlingsblätter gütlich. Der Rüsselkäfer Curculio ist auch nicht verlegen, wenn es um die Sicherung seiner Nachkommenschaft geht. Die Kinderschar rumort zur Sommerzeit in jungen Eicheln, höhlt diese aus und verlässt sie erst spätherbstes, um sich im Boden zu verpuppen. Und manchmal wird die Eiche gar zum Apfelbaum: Ein Zeichen der Präsenz von Gallwespen.
Der menschgeformte Eichenteil dagegen ist formidabler Hort für allerlei Gefiederte und auch die Mutterkühe von Bauer Jordi wissen das dichte Obdach nur zu schätzen. Ob es die Bruthitze des Sommers abzuschwächen gilt oder die Gewalt eines Gewittersturmes: Der Klebastschirm ist Garant für angenehmen Aufenthalt.
Die Eiche bei der Brüggenweid ist gewiss ein mächtiger Baum. Sie wirft Schatten auf wertvolles Land, muss umfahren werden und lässt zur vor-

Eiche, Eichenplätz, Obersteckholz. Zeichnung Ernst Moser.

gerückten Jahreszeit Tonnagen von Laub aufs neu bestellte Kornfeld fallen. Da sind drei Nachteile für den rationellen Landbau auszumachen; die Vorteile aufzuzählen würde indes um vieles länger dauern. Sie sind vielleicht auch nicht alle auf den allerersten Blick erkennbar. Aber sie zu suchen und zu finden, ist keine aufwendige Tätigkeit. Es ist nichts anderes als die etwas vertieftere, spannende und letztlich unentbehrliche Auseinandersetzung mit einem wichtigen Teil der menschlichen Lebensgrundlagen. Und der Heimat. Denn Heimat ist nicht nur dort, wo man verstanden wird, sie ist auch da, wo man versteht.

Von Bäumen und Blitzschlägen im Obersteckholz

Im Obersteckholz, da führen Blitz und Donner ein unerbittliches Regime. Wenigstens den Bäumen gegenüber. Noch ist es nicht so lange her, da hat die grosse Linde auf der Anhöhe beim Schulhaus im fürchterlichen Feuerstrahl ihr Leben ausgehaucht. Schon etwas weiter zurück liegt jene Gewitternacht, die mit ihren Elementen einer ganzen Eichenreihe in die Häupter fuhr und nichts anderes hinterliess als Schrecken, zersplittertes Holz sowie die Bestätigung einer alten Volksweisheit: Bei Gewittern sollst du die Eiche meiden.

Der stattliche Baum besagter Gattung, auf dem Eichenplätz beim Hübeli, hat es bislang überlebt, wenn auch nicht unbeschadet. Vor vier Jahren ist er von einem Blitz wahrscheinlich bloss gestreift worden. Die Wunden sind weit oben in der Krone noch gut erkennbar. Obersteckholz bangt somit um seinen Vertreter im Inventar der bemerkenswerten Bäume der Schweiz. Hier steht ihm sein Platz auch redlich zu. Die imposante Eiche, die schon beim Dorfausgang von Langenthal zum Blickfang wird, besticht durch Ausmass, Form und Lage in der Landschaft. Exakt hier, auf diesem Hügelzug, entfaltet der Baum jene Wirkungen, die einer Örtlichkeit erst Charakter geben, Kontur und Ausstrahlung. Mehrere Kubikmeter Eichenholz formieren sich zum Rund des Stammes, der im Umfang 4 Meter 30 misst und vom dichten Astkleid gut beschattet bleibt. Auf weit über 10 Metern Höhe setzt die Krone mit mehreren dicken Verzweigungen ihren Anfangspunkt und wächst sich dann, an Breite und Höhe eindrücklich gewinnend, in die typische und unverkennbare Eichenform. Leicht neigt sie sich dabei dem Winkel zu. Gerade so, als wollte sie ihre

Weide, Schragenmatten, Langenthal. Zeichnung Ernst Moser.

Verbundenheit mit der Buche bezeugen, die unweit der Post in Grau und smartem Grün unbehinderte Akzente setzt.
Mit den Bäumen der Landschaft verhält es sich in Obersteckholz wie in vielen anderen Gemeinden der Region. Bei näherer Betrachtung und Begehung des Geländes sind sie in noch recht ansehnlicher Zahl und vielfach auch in ganz besonderer Exklusivität anzutreffen. Was vielleicht eher fehlen mag ist der mittlere Durchschnitt, der Mittelstand sozusagen. Jene Schicht also, die dafür besorgt ist, dass sich bei Ausfällen in der «Oberschicht» die entstandenen Lücken rasch wieder schliessen und so der Landschaft und den Menschen das Vertraute nicht verloren geht. Nun ist ein Baumleben zäh und es verbleibt wohl noch etwas Zeit, um Versäumtes nachzuholen. Die Ansätze dazu sind vorhanden. Integrierte Produktion in der Landwirtschaft und zeitgemässe, fortschrittliche Ortsplanungen, verbunden mit finanziellen Abgeltungen für die Landbesitzer, geben die Richtung an. Die Auseinandersetzung mit den bemerkenswerten Bäumen

des Oberaargaus vermochte aber auch deutlich aufzuzeigen, dass vielerorts in der Region Menschen leben, wirken und gestalten, die die Bäume lieben. Und da wohl liegen die echten und nachhaltigen Ansätze zur lebendigen Kulturlandschaft, zur Landschaft, welche Lebenssinn erzeugt.

Weide in Wässermatte

Vornübergeneigt, die Weite der Wässermatten vor sich, so als wäre sie auf der Flucht vor der Langete, zeigt diese Weide, was Weide auch sein könnte. An ihr ist kaum mehr unscheinbares, gewöhnliches und alltägliches – alles wirkt speziell. Von der Massenware mehr als abgehoben, lässt der Baum erahnen, in welch Formen- und Variantenreichtum sich die Natur, bei genügend Raum und Toleranz, zu entwickeln vermag. Der mit dicker Borke und nach Regenfällen oft mit Schnirkelschnecken bestückte Stamm erhebt sich drehwüchsig windend und bogenschlagend aus dem Dauernass des Wässermatte-Grabens. 77 Zentimeter Weidenholz, auf Brusthöhe gemessen, bilden die Unterlage für die schwere Krone und sorgen zusammen mit dem Wurzelwerk dafür, dass der Baum trotz der etwas entrückten Haltung auch weiterhin genügend Stand behält.
Die Wässermatten-Weide trägt ihr Kleid lang, fast reicht es auf den Boden. Es ist ein Kleid für jeden Tag, für jeden Anlass und für jede Stimmung. Immer wirkt es passend und adrett, zur Sommer- wie zur Winterzeit, im Sturmwind wie im Sonnenschein. Deshalb ist die Weide botanisch auch leicht zu besimmten: sie ist weder Ohr- noch Mandelweide, auch keine Trauerweide, sie ist ganz einfach eine Augenweide. Der Baum geniesst die bewundernden Blicke der Heerscharen von Spaziergängern, die ihn zu jeder Jahreszeit passieren. Und irgendwie findet das in der Weide auch seinen Ausdruck. Weit entfernt von dumpfer Traurigkeit, vielmehr in lebensfroher Zuversicht, lehnt sie sich leicht vornüber. Keineswegs ist sie auf der Flucht. Den vielen ihr Wohlgesinnten deutet sie eine höfliche Verbeugung an, und vielleicht setzt sie auch ein kleines Zeichen des Dankes für all jene, die einen Weiden-Lebensraum wie ihn die Wässermatten darstellen, erhalten wollen, statt ihn der zeitgemässeren Nutzung preiszugeben. So besteht zumindest ein kleiner Funken Hoffnung für all jene Baumgestalten aus der nahen Nachbarschaft, die ihre Gründe der schnellen Zeit, der Schnellbahn überlassen müssen: In den Schragenmatten wird

Linde, an der Langete, Roggwil. Zeichnung Ernst Moser.

sie ein altgedienter Weidenbaum in seine Obhut nehmen und eine Landschaft in ihre kulturhistorische Verpflichtung.

Auch an der Langete wachsen Linden

Gewöhnlich sucht sich die Linde etwas trockenere Plätze aus und überlässt die Orte, die nach Wasser schmecken, gern den Erlen, Eschen oder Weiden. Hier aber, 83 Kilometer vor Zürich und etwa 830 Meter vor Roggwil, da wo die Strasse auf einer neuen Brücke die Langete kreuzt, scheint es einer Winterlinde trotz nassen Füssen recht gut zu gehen. Sie steht direkt am Flussufer und ihr Stammunterteil erfährt nicht nur bei hohem Wasserstand ein Dauerbad.

Diese Linde, der Portier von Roggwil, fällt durch eher linden-untypische Eigenschaften auf. Der relativ hohe Kronenansatz auf ungefähr 10 Metern und die Kronenform verleihen dem Baum, aus der Distanz gesehen, etwas buchen- oder eichenähnliches. Der Eindruck wird durch die spezielle Farbschattierung des Blätterdaches noch verstärkt: es ist nicht das typische lindengrün, das da wirkt, die Tönung geht ins Grünlichbraune. Vielleicht hat die Wassernähe auf die Baumform eingewirkt, hat jene langen Zweige, die trauerweidenförmig sich dem Wasser entgegenbeugen, mit dem reflektierten Licht angezogen. Wie dem auch immer sei: es ist gerade diese Linde, die an diesen Standort passt, sie bildet etwas Besonderes im Verband der Eschen, Ahorne, Schwarzerlen und Eichen, die sonst gewöhnlich das Langete-Ufer säumen. Sie zeigt dem Fluss an, wo er die Richtung ändern muss und sie zeigt auf, dass es in der Natur, in der Landschaft auch immer wieder Platz gibt für Dinge, die sich vom Genormten eindrücklich zu distanzieren wissen.

Hier ist also eine Linde dem Wasser zugeneigt, dort formt sich ein Waldbaum, eine Buche, zum bemerkenswerten Landschaftselement. Da gibt es vielleicht eine Schwarzerle, die trotz scheinbarem Wassermangel auf dem Hügel ihre Position verteidigt, und ein Nussbaum lässt manchmal auch auf magerem Sandstein von seiner Würde nichts vermissen. Es verhält sich bei den Bäumen wie bei allen anderen Lebewesen: In Mangel- oder Extremsituationen wächst das Individuum nicht selten über sich hinaus, es entwickelt ungeahnte Kräfte und zeigt der Mitwelt, dass längst nicht alles gilt, was eigentlich zu gelten hätte.

Bemerkenswerte Bäume im Forstkreis Langenthal (ohne Bipperamt)

Vollständige Inventurliste 1995

PLZ	Gemeinde	Koord. Ost	Koord. Nord	Baumart dt.	Baumart bot	B.höhe	Umfang	Kommentar
4912	Aarwangen	625660	232200	Winterlinde	Tilia cordata	15 m	1,95 m	speziell
4912	Aarwangen	625050	231750	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	2,6 m	
3416	Affoltern i.E.	625000	212450	Winterlinde	Tilia cordata	30 m	4,82 m	speziell
3368	Bleienbach	624250	226750	Stieleiche	Quercus robur	28 m	4,3 m	speziell
3368	Bleienbach	623700	226075	Eiche	Quercus sp.	26 m	3,5 m	
4917	Busswil	629300	226400	Blutbuche	Fagus sylvatica	28 m	2,4 m	
3465	Dürrenroth	625340	214400	Stieleiche	Quercus robur	30 m	4,95 m	geschützt
3465	Dürrenroth	627040	212400	Fichte	Picea abies	45 m	2,93 m	speziell
3465	Dürrenroth	628860	214620	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	34 m	4,99 m	speziell
4955	Gondiswil	632050	221050	Stieleiche	Quercus robur	30 m	3,4 m	
4955	Gondiswil	633250	220450	Stieleiche	Quercus robur	28 m	3,2 m	
4932	Gutenburg	626250	225300	Birnbaum	Pirus communis	16 m	2,5 m	
3373	Heimenhausen	620100	229150	Eichen	Quercus sp.	32 m	3,5 m	
3373	Heimenhausen	619975	229800	Stieleiche	Quercus robur	28 m	3 m	
3360	H'buchsee	621450	226550	5 Obstbäume		12 m	1,8 m	speziell
3360	H'buchsee	621370	226150	5 Obstbäume		15 m	2 m	speziell
3360	H'buchsee	621660	227140	Roteiche	Quercus rubra	15 m	1,75 m	
4950	Huttwil	629730	218075	Buche	Fagus sylvatica	20 m	5 m	geschützt
4900	Langenthal	626850	230300	Weide	Salix sp.	12 m	2,4 m	
4900	Langenthal	626900	231150	Traubeneiche	Quercus petraea	30 m	3,95 m	
4935	Leimiswil	626050	222250	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	17 m	2,45 m	speziell
4935	Leimiswil	623825	220500	Birnbaum	Pirus communis	15 m	3 m	speziell
4935	Leimiswil	624200	221050	Linde	Tilia sp.	25 m	3,2 m	
4935	Leimiswil	624200	221050	Mammutbaum	Sequoia gigantea	30 m	2 m	
4935	Leimiswil	625500	222200	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	21 m	3,15 m	
4935	Leimiswil	624300	221375	Bergulme	Ulmus scabra	25 m	3,2 m	
4935	Leimiswil	625150	222250	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	23 m	3,05 m	
4932	Lotzwil	627400	227120	Buche	Fagus sylvatica	30 m	3,5 m	
4934	Madiswil	628300	224600	Stieleiche	Quercus robur	34 m	4,3 m	
4934	Madiswil	628800	225100	Stieleiche	Quercus robur	37 m	3,95 m	
4853	Murgenthal	629950	232300	Stieleiche	Quercus robur	25 m	3,7 m	
3363	Oberönz	619120	224750	Eiche	Quercus sp.	30 m	3,4 m	
3363	Oberönz	619400	224900	Eiche	Quercus sp.	30 m	3,75 m	
4924	Obersteckholz	629150	227700	Stieleiche	Quercus robur	32 m	4,3 m	speziell
4924	Obersteckholz	629750	228100	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	3 m	
3367	Ochlenberg	621250	221200	Eiche	Quercus	25 m	2,8 m	
4914	Roggwil	627375	231500	Linde	Tilia sp.	28 m	3,8 m	speziell
4938	Rohrbachgr.	627940	216850	Buche	Fagus sylvatica	38 m	2,5 m	speziell
4938	Rohrbachgr.	628150	218700	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	25 m	3,2 m	
4933	Rütschelen	625550	224624	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	3 m	
3365	Seeberg	617550	223100	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	35 m	9 m	geschützt
3367	Thörigen	621550	225700	Stieleiche	Quercus robur	30 m	4 m	
4922	Thunstetten	623800	228100	Winterlinde	Tilia cordata	25 m	4,3 m	speziell
4922	Thunstetten	624020	229060	Kirsche	Prunus avium	20 m	2,5 m	
4922	Thunstetten	623400	228250	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	20 m	2,6 m	
4922	Thunstetten	621840	228800	Kirsche	Prunus avium	16 m	2,5 m	
4937	Ursenbach	623600	220200	2 Linden	Tilia sp.	25 m	4,8 m	speziell
4937	Ursenbach	624150	220125	Linde	Tilia sp.	30 m	4 m	
4942	Walterswil	625570	218080	Sommerlinde	Tilia platyphyllos	40 m	5,5 m	geschützt
4942	Walterwil	624480	216130	Stieleiche	Quercus robur	33 m	4,8 m	speziell
4923	Wynau	628050	234100	Stieleiche	Quercus robur	25 m	3,5 m	
4923	Wynau	626850	233600	Eichen	Quercus sp.	20 m	3 m	
4954	Wyssachen	628250	214970	Stieleiche	Quercus robur	30 m	4,76 m	speziell

Ein kleiner Blick über die bemerkenswerten Bäume hinaus

Der Lebensraum «Oberaargau» ist mehr als das Resultat aus einer Addition von Wirtschafts-, Wert-, Denk- und Finanzplatz, er beinhaltet in seiner Summe gerade auch die Landschaft. Diese Kulturlandschaft, die, mit dem Wald zusammen, 30-000 Hektaren oder fast neunzig Prozent seiner Oberfläche einnimmt und dadurch, manchmal mit ein paar unscheinbaren Kleinigkeiten nur, das menschliche Wohlergehen hier ganz wesentlich beeinflusst. Und gerade deshalb erscheint es als so wichtig, sich diesen unscheinbaren Kleinigkeiten anzunehmen, sie zu beachten, zu hegen und zu pflegen – ganz im Sinne von «Cultura = Pflege» übrigens.
Und sie zu mehren: Hier eine junge Linde als künftige Krone dem Hügel aufgesetzt, dort eine Eiche als langersehnten Schattenspender hingestellt und da, im lückigen Lebhag, als Beitrag zum Erhalt der Arten, darf es vielleicht gar eine Ulme sein, oder ein Speierling. Die steile Böschung trägt jetzt Schwarz- und Weiss- und Kreuzdorn, den Bachlauf säumen Weiden, Erlen, Traubenkirschen. Am Rand des Getreidefeldes, eggenbreit, die bunte Brache mit dem roten Mohn, mit rosa Buchweizen, blauer Kornblume und lila Rade. Den Zier- und Nutzpflanzen Brennessel, Hanf und Flachs gereicht die neue Gastlichkeit vielleicht zur Renaissance, sie werden davon angesteckt und bieten ihrerseits grosszügig Räume an für schillernd prachtvolle Figuren aus einer Welt, die mehr verdient als einen Eintrag in das Buch der Roten Listen.
Das Ideal entspricht zwar nie der Wirklichkeit, als Richtpunkt aber ist es stets gefragt.

Literatur

Küchli, Chr.; 1987: Auf den Eichen wachsen die besten Schinken; Verlag im Waldgut, Frauenfeld

Vescoli, M.; 1996: Der Keltische Baumkalender; Giger und Kürz Verlag, Zug

Diverse Autoren; 1979: Die Schweiz von A–Z, ein Führer durch Feld, Wald und Flur; Verlag DAS BESTE AUS READER`S DIGEST, Zürich

Amann, Gottfried; 1972: Bäume und Sträucher des Waldes; Neumann Verlag, Melsungen

Die Wässermatten von Melchnau

Zweiter Bericht zum Landschaftsschutz im bernisch-luzernischen Rottal

Valentin Binggeli und Markus Ischi

1. Einführung

Die erfreuliche Nachricht sei vorweggenommen: Mit Beschluss des bernischen Regierungsrats vom 17. April 1996 konnte die vertragliche Sicherung der Melchnauer Wässermatten vorgenommen werden. Unser Dank gilt ebenso dem BUWAL und dem Fonds Landschaft Schweiz.
Über die «Unterschutzstellung» der Wässermatten im Oberaargau (Bewirtschaftungsverträge und entsprechende Entschädigungen) wurde bereits in den Oberaargauer Jahrbüchern 1993 und 1995 berichtet, im letztgenannten wurde das Nachbargebiet Melchnaus in der luzernischen Gemeinde Altbüron behandelt (Binggeli und Ischi).
Die Schutz-Vorarbeiten sind dargestellt in den Jahrbüchern 1985 und 1989 (Binggeli, Ischi, Leibundgut). Als Grundlagearbeit ist zu erwähnen die Dissertation von Christian Leibundgut (Bern 1976, siehe Literaturverzeichnis).
Es liegt im Auftrag der Wässermatten-Stiftung, bestimmte Teile der Wässermatten in den Tälern von Oenz, Langete und Rot zu erhalten, was bedeutet, integral sowohl die Landschaft zu schützen wie die zugehörige Wässerwirtschaft beizubehalten. Der Perimeter ist mit dem BLN-Gebiet Nr.1312 gegeben (BLN: Bundesinventar der Landschaften von nationaler Bedeutung).
Aufgrund des Grossratsbeschlusses vom 13. November 1991 wurde die Wässermatten-Stiftung im Jahre 1992 gegründet. Sie hat im Langetental bereits rund 70 ha durch Verträge mit den bewirtschaftenden Bauern gesichert. Kürzlich wurden in der Gemeinde Altbüron, im luzernischen Teil des Rottals, rund 15 ha im gleichen Sinn unter Schutz gestellt und in die Stiftung integriert (RRB Luzern 8. November 1994).
Die Melchnauer Wässermatten auf der bernischen Seite des Rottals gren-

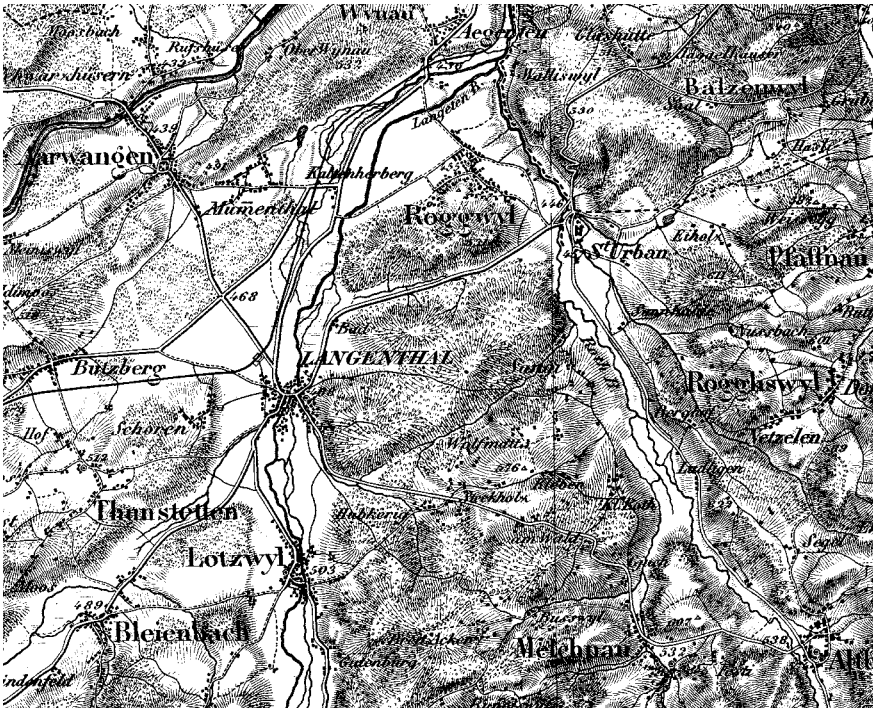


Abb. 1 Topografische Übersicht: Untere Abschnitte der Täler von Langete und Rot (erkennbar die alten Haupt-Wässergräben). Grundlage: Dufourkarte von 1861, hier im Massstab ca. 1 : 100 000.

zen unmittelbar entlang des Flüsschens an jene von Altbüron / Kt. Luzern; sie bilden gemeinsam eine ausgeprägte landschaftliche Einheit. Sowohl diese räumliche Nachbarschaft wie insbesondere die Sicherung der Luzerner Seite gaben den Anlass zum Schutz der Wässermatten von Melchnau.

Als Übersicht der topografischen Lage dient Karte Abb. 1. Der Perimeter des Schutzgebiets Melchnau ist mit den zwei hydrogeografischen Wässereinheiten von Ellbogengraben und Blänggegraben gegeben. Das Areal ist im Plan Abb. 8 dargestellt. Es liegt im mittleren Abschnitt des BLN-Gebiets Wässermatten, Teil Rottäli. (Die BLN-Karte ist wiedergegeben im Jahrbuch Oberaargau 1995, Seite 125).

Die Kartierung der Wässer-Verteilanlagen und ihrer Grabensysteme er-

Abb. 2 Melchnau, Blegimatt. Wässerbammert H. Leuenberger betätigt eine Zugbrütsche (Stau- und Verteilanlage des Wässerwassers). Foto Verfasser August 1997.

folgte in den Jahren 1992–94 (Massstäbe 1:2000 bis 1:5000). Darauf basiert die Neuaufnahme von Winter/Frühling 1995, deren Hauptobjekte in den «Zustandsplan» Abb. 8 eingingen. In den seit längerer Zeit aufgelassenen Flächen (z.T. Äcker) konnten die Bewässerungsanlagen nur noch angenähert rekonstruiert werden.

2. Landwirtschaft und Landschaft

Überblicksweise kurz zusammengefasst: Wässermatten sind eine landwirtschaftliche Nutzungsform mit reinem Grasbau und einem speziellen Bewässerungssystem. Zweck der Wässerung sind einerseits Düngung (mittels der Schweb- und Nährstoffe im Wässerwasser) und andrerseits

die Befeuchtung. In wichtigen Nebenfunktionen dienen die Wässermatten dem Hochwasserschutz und der Grundwasseranreicherung.
Seit dem Mittelalter besteht im Oberaargau eine derartige Wiesenbewässerung, ausgeprägt und systematisiert seit dem Wirken des 1194 gegründeten Klosters St. Urban. Reste dieser früher im Mittelland weitverbreiteten bäuerlichen Kulturform blieben in den Tälern von Langete, Oenz und Rot bis heute erhalten.
Über die Jahrhunderte entstand als Folge der Extensivnutzung eine ökologisch wertvolle naturnahe Kulturlandschaft. Ihre Charaktermerkmale bilden Dauergrünland, Bäche, Wässergräben und ein reicher Bestand an Feldgehölzen (Uferbestockungen, Hecken). Diese bieten Unterschlupf für Vögel und andere Kleintiere. Die Wässermatten sind zudem ein beliebtes Naherholungsgebiet.
Die Wässertechnik ist im Mittelland weithin sehr ähnlich: Aus einem Flüsschen wird mittels Stauschleuse (Schwelli) das Wässerwasser in Kanäle (Gräben) geleitet und durch regelmässig sich folgende Verteilanlagen (Brütschen) geführt. Über ein vielfach verzweigtes Grabennetz gelangt das Wasser schliesslich zur Überrieselung der einzelnen Wiesengrundstücke (über Wässerzeiten und Kehrordnung siehe Kapitel 3).
Die Bewirtschafter der Melchnauer Wässermatten stammen aus Melchnau und Reisiswil. Die Parzellen sowie die Bewirtschafter sind der Kehrordnung in Kapitel 3 zu entnehmen. Durchwegs lagen Absichtserklärungen vor; die bisherige «Methode der Freiwilligkeit» wurde auch hier angewendet.
Entsprechend den Luzerner Matten von Altbüron fällt auf Berner Seite (Melchnau) auf, dass der Erhaltungsgrad aktiver Wässermatten recht hoch ist (reiner Grasanbau, Landschaftsbild, aktive Bewässerung), jedenfalls deutlich höher liegt als im Langetental (dazu auch Abb. 7).
Gegenüber dem Langetental weisen die Wässermatten im Rottal (Altbüron wie Melchnau) stärkeres Relief auf, engere Kammerung, also entsprechend stärkere Gliederung durch Wassergräben, Ufer- und Feldgehölz. Spezialitäten im Grabennetz der Rottalmatten (Abb. 3) stellen einerseits die Parallelgräben dar: Nebengräben, die parallel dem Hauptgraben folgen; andrerseits sind es kleine «Aquädukte», Überführungen von Neben- über Hauptgräben (hier meist in Form von Röhren); ferner kommen auch rückläufige Nebengräben vor: sekundäre Bewässerungskanälchen, die umgekehrt zum Lauf des Hauptgrabens angelegt sind,

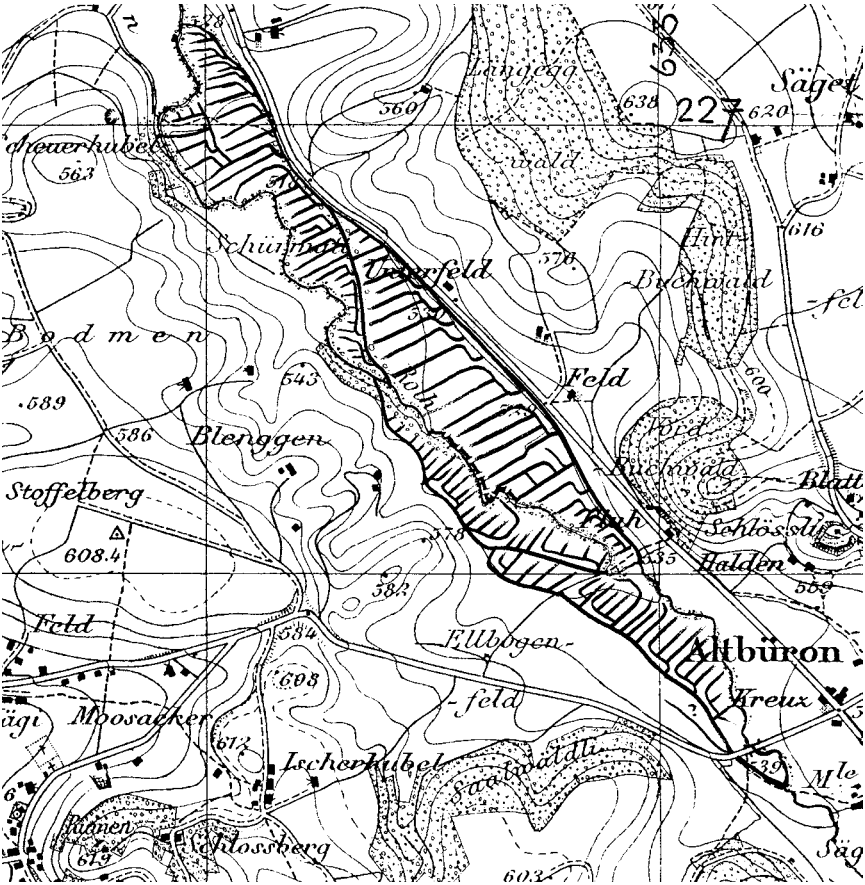


Abb. 3 Melchnau, Altbüron. Ursprüngliches Wässergraben-Netz im mittleren Rottäli, Stand vor 1939. Kartografie: Topogr. Atlas der Schweiz 1:25 000, Blatt 179 Melchnau (1942). Hier im Massstab ca. 1:15 000.

eine unerwartete Notwendigkeit zufolge des stärker reliefierten Geländes. Den Charakter des Kulturlandschaftstypus Wässermatten im Rottal zeigen die Fotos Abb. 2 und 5, ferner das Flugbild im Jahrbuch des Oberaargaus 1995, S. 145.

Als typisches Detail ist eine Reihe der sog. «Mattehüsli» erhalten, kleine Geräteschuppen der Wässerbauern. Die alten Hauptarbeitsgeräte der Wässerbauern zeigt Abb. 4.

3. Kehrordnung

Die räumliche und zeitliche Abfolge in der Zuteilung des Wässerwassers auf die einzelnen Bewirtschafter und Parzellen sowie Rechte und Pflichten des Wässerbauern werden in Urkunden festgelegt, Wässerchehri oder Kehrordnung genannt. Dazu bestand und besteht auch gut nachbarliche, mündlich überlieferte Regelung.
Im Langetental wird üblicherweise dreimal im Jahr über einige Tage «usegloh», d. h. gewässert. Da im Rottal eine grundsätzlich andere, monatliche Kehre gebräuchlich ist, geben wir nachstehend einen Ausschnitt aus der neuen Kehrordnung von 1997 wieder, die von der Wässermatten-Stiftung in Zusammenarbeit mit den betroffenen Bewirtschaftern festgeschrieben wurde. (Die Wässergraben 1 und 2, hier weggelassen, betreffen die Wässergebiete von Altbüron.)

Kehrordnung 1997 für die Wässermatten von Melchnau

Art. 1 Perimeter: Der Geltungsbereich beschränkt sich auf das Rottal, namentlich die Gebiete der Wässermatten von Altbüron und Melchnau.
Art. 2 Wässertage in den Teilgebieten:

Parzelle:	Bewirtschafter:	Fläche:	Wässertage/Monat:
Wässergraben Ellbogenfeld: 698 a			
372	Jufer Hans	280 a	1.– 5.
337	Widmer Werner	64 a	6.+ 7.
337	Leibundgut Ueli	64 a	6.+ 7.
547	Steffen Ernst	154 a	8.–10.
517	Müller Rudolf	128 a	11.
442	Leibundgut Peter	139 a	12.–14.
Wässergraben Waldmatte: 472 a			
517	Müller Rudolf	128 a	15.+16.
355	Jost Walter	186 a	17.–19.
642	Schulthess Peter	144 a	20.–22.
126	Schulthess Peter	144 a	20.–22.

Art. 3 Wässerzeiten: Die Wässerung eines Teilgebiets hat innerhalb der festgelegten Wässertage stattzufinden. In begründeten Fällen (z. B. mangelnde Wasserführung, wetterbedingter später Schnittzeitpunkt, Unwet-

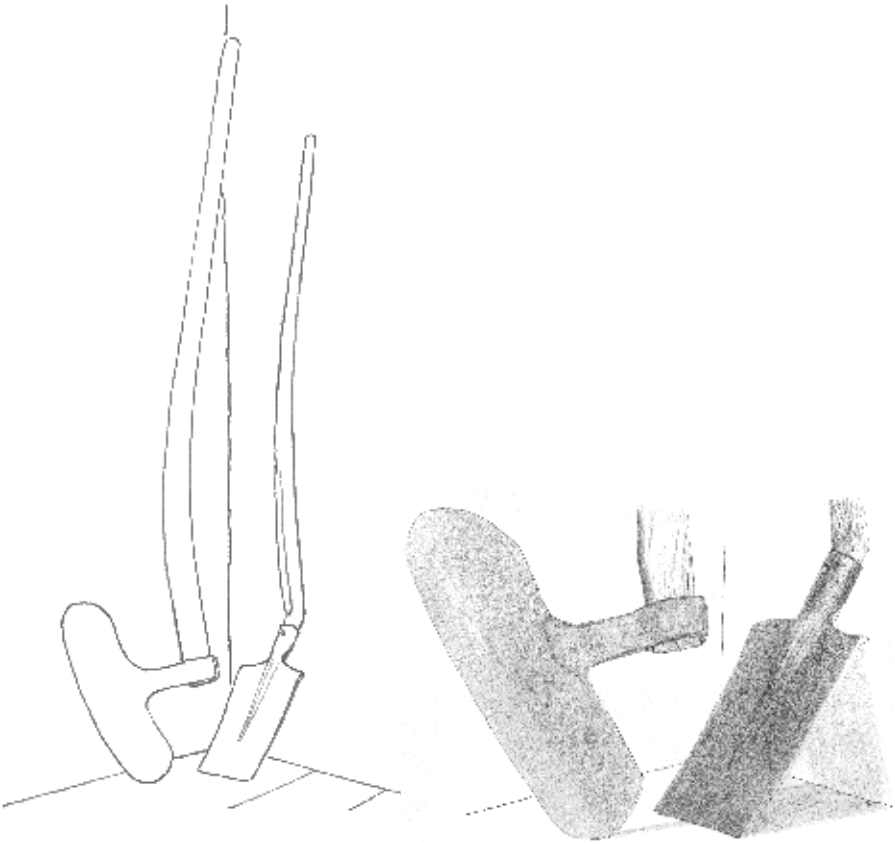


Abb. 4 Wässerschüfeli und Mattebieli (Wässerschaufel und Mattenbeil, Schrotaxt), die beiden alten Werkzeuge des Wässerbauers. Das Schüfeli mit dem typischen geknickten Unterteil des Holms, zur Erleichterung der Arbeit in der Tiefe der Gräben. Das Mattebieli zum Abschroten (Abhacken) der Grabenränder. Zeichnung Peter Käser.

ter) kann der Wässerbannwart Ausnahmen zulassen. Der Wässerbeginn ist dem Wässerbannwart zu melden.

Art. 4 Wässertechnik: Der Rot darf nur so viel Wasser entnommen werden, dass eine Rieselwässerung (keine Überflutung) der Matten erfolgt. Bis zum Rücklauf sollte der grösste Teil des eingeleiteten Wassers versickert sein, damit sich die im Wasser gelösten Feinteile auf den Matten absetzen. Die Bewirtschafter gemeinsam zu wässernder Matten sprechen die Wässerung ab.

Abb. 5 Melchnau, Waldmatt-Schwelli an der Rot, unterhalb Flue, Altbüron (Hauptauslass aus Flüsschen in Wässergraben links). Blick gegen Nordwesten in die untere Waldmatte. Foto Verfasser, Juli 1995.

KANTON BERN
CANTON DE BERNE

AUSZUG AUS DEM PROTOKOLL DES REGIERUNGSRATES
EXTRAIT DU PROCES-VERBAL DU CONSEIL-EXECUTIF

17. April 1996 45 C

1066 **Schutz der Wässermatten im bernischen Rottal**
Eingliederung in die Stiftung Wässermatten

Abb. 6 Kopf des Regierungsratsbeschlusses Nr. 1066 von 1996, der die vertragliche Sicherung der Melchnauer Matten ermöglichte.

Art. 5 Dotationswassermenge: Die Dotationswassermenge ist diejenige Wassermenge im Fluss, die den unterliegenden Wassernutzern ihre Entnahmemenge sowie das Restwasser gewährleistet. Die Wasserentnahme darf nur bis zur Markierung der Dotationswassermenge der jeweils massgebenden Messstelle erfolgen.
Art. 6 Wässerbannwart: Die Stiftung ernennt für die Gebiete des Perimeters einen Wässerbannwart. Er untersteht der Betriebskommission und hat sich nach dem Pflichtenheft der Stiftung zu verhalten. Er sorgt für die Einhaltung der Kehrordnung und hält alle wichtigen Vorkommnisse in seinen Aufzeichnungen fest. Der Wässerbannwart überwacht die Einhaltung der Dotationswassermenge.
Art. 7 Regress: Bei fahrlässiger oder wissentlicher Nichtbefolgung der Kehrordnung wird der von der Stiftung festgelegte Jahresbeitrag wegen Vertragsbruch ausgesetzt. Für Folgeschäden haftet der Verursacher.
Art. 8 Ausnahmen: In Ausnahmejahren (bei extremer Trockenheit, frühem Frühling, hartem Winter etc.) kann die Stiftung, aufgrund der Meldung des Wässerbannwarts, die Wässerzeiten verschieben. Die im betreffenden Abschnitt der Rot festgelegte Dotationswassermenge ist einzuhalten.
Es folgen Schlussbestimmungen betreffend Konzessionsgebühren und in

Kraft treten. (Die Waldmatte-Schwelli, im Zustand von nur teilweiser Reparatur, zeigt Abb. 5.)

4. Der Wässerbannwart

Früher war ein Wässerbannwart (in alten Urkunden Wässermann oder -Bammert geheissen) meist für eine Wässergenossenschaft tätig, heute wirkt er als Angestellter der Wässermatten-Stiftung. Aus dem «Pflichtenheft» von 1995 werden nachstehend in leicht gekürzter Form die wesentlichen Stellen zitiert.

Pflichtenheft für den Wässerbannwart

1. Der Wässerbannwart überwacht die Einhaltung der Kehrordnungen in dem ihm zugeteilten Wässergebiet. Bei falscher oder unzeitiger Wässerung greift er sofort ein und unterbricht sie. In wichtigen Fällen macht er Meldung an die Betriebskommission. (Die Wässerungsarbeiten werden von den Bewirtschaftern ausgeführt.)
2. Er spricht sich mit andern Wässerbannwarten bezüglich Wässerzeitpunkt und -dauer ab.
3. Er bestimmt den Zeitpunkt der Wässerung im Rahmen der Kehrordnung, nach Absprache mit den Wässerberechtigten.
4. Er achtet namentlich auf die Einhaltung der kantonal vorgeschriebenen Dotier- und Restwassermengen.
5. Er kontrolliert die Wassergräben und -verteilwerke sowie die in den Wässerverträgen enthaltenen Bedingungen betreffend Nutzungseinschränkungen.
Er meldet notwendige Reparaturen unverzüglich den Unterhaltspflichtigen.
6. Er befolgt die Weisungen der Stiftung nach bestem Wissen und Gewissen.
Er berichtet nach jeder Wässerung mündlich der Betriebskommission.
7. Er verhält sich strikt neutral und bevorzugt niemanden bei der Zuteilung des Wassers.
8. Über die Wässerungen und allfällige aussergewöhnliche Ereignisse führt er Buch (nach der letzten Wässerung).
9. Bei Hochwässern oder Eisgängen öffnet er wenn nötig die Schleusen

zu den Primär- und Sekundärgräben. Er nimmt wenn möglich vorher Kontakt mit den Wasserbaupflichtigen auf.
10. Für seine Arbeit bezieht der Wässerbannwart von der Wässermatten-Stiftung eine jährliche Pauschalentschädigung.
11. Er wird von der Betriebskommission auf Antrag des Wässermattenvereins gewählt. Die Amtsdauer beträgt vier Jahre. Er kann wiedergewählt werden.
Es folgen Schlussbestimmungen über Sanktionen, Streitigkeiten und Schiedsgericht.

5. Schutzmassnahmen

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden viele Wässermatten umgebrochen und dem ertragreicheren Ackerbau zugeführt. Mechanisierung und Kunstdünger trugen zum Rückgang bei. Gräben wurden aufgefüllt, die ihnen folgenden Baum- und Buschreihen lichteten sich. Es drohte der völlige Untergang dieser einzigartigen Charakterlandschaft.
Verstärkt kam von Behördenseite wie aus der Bevölkerung die Forderung nach Schutzmassnahmen. Wässermatten fanden Aufnahme in die Schutzzonenpläne von Gemeinden, Region und Kanton. 1983 wurden sie vom Bundesrat zur «Landschaft von nationaler Bedeutung» erklärt (BLN-Inventar). 1992 nahm die Stiftung zum Schutz der Wässermatten ihre Tätigkeit auf. Die Entwicklung von Rückgang und Wiederaufbau von Wässermattengebieten im Rot- und Langetental zeigt die Grafik Abb. 7.
Die Wässermatten-Stiftung konnte bis 1994 im Langetental und auf luzernischer Seite des Rottals bereits einen grossen Teil der vorgesehenen Vertragsfläche sichern. Die Arbeiten zur Wiederherstellung der Bewässerungsanlagen sind weit fortgeschritten. In diesem Sinne galt es, die entsprechenden Arbeiten auch auf Berner Seite, in der Gemeinde Melchnau, fortzusetzen.
Die Wässermatten des Rottals im Abschnitt von Altbüron und Melchnau bilden eine kulturgeografische Einheit, indem die wesentlichen landwirtschaftlichen und landschaftlichen Merkmale beidseits der Rot in den Hauptzügen dieselben sind. So wurde es sozusagen zur logischen Konsequenz, im mittleren Rottal diese «Arrondierung» vorzunehmen. Diese wurde mit dem eingangs genannten bernischen Regierungsratsbeschluss vom 17. April 1996 rechtlich und finanziell gesichert (Abb. 6).

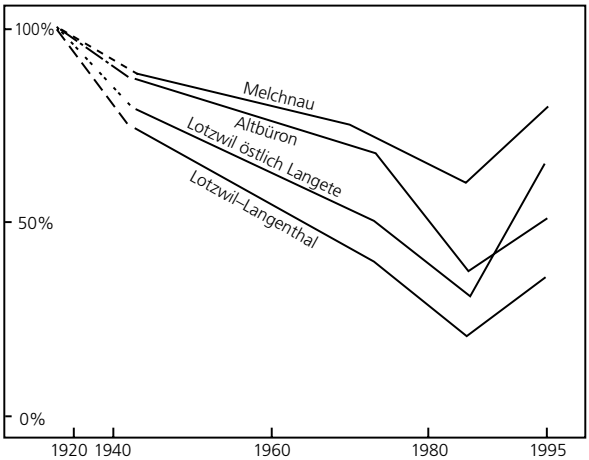


Abb. 7 Rückgang und Wiederaufbau der Kulturlandschaft Wässermatten im Oberaargau, dargestellt anhand von Beispielen flächenhafter Entwicklung im Rot- und Langetental (Vertragsflächen der Wässermatten-Stiftung sowie ganzes Areal zwischen Lotzwil und Langenthal).

Der landschaftliche Zustand (Sommer 1995) darf als recht gut bezeichnet werden (Dauergrünnutzung und Wässergrabennetze). Dasselbe gilt vom landschaftlich-ökologischen Zustand (naturnahe Wiesen, extensive Randzonen, Bestockung). Dichte und Vielfalt von Ufer- und Feldgehölz bestimmen das Charakterbild der typischen «Kulturlandschaft Wässermatten».

Der bauliche Zustand der Bewässerungsanlagen dagegen liess zu wünschen übrig, vor allem was die Wässerverteiler (Brütschen) in den Hauptgräben betrifft. Allerdings konnte weithin aktive, mehr oder weniger systematische Bewässerung betrieben werden, abschnittsweise aber eher in behelfsmässiger Weise. Diese Situation vor Beginn der Reaktivierungsarbeiten durch die Wässermatten-Stiftung gibt der Zustandsplan Juni 1995 wieder (Abb. 8).

Die Instand- und Wiederherstellungsarbeiten wurden umgehend in Angriff genommen. Dem «Massnahmen-Katalog» sind kurzgefasst die folgenden Beurteilungen und Arbeitsanweisungen zu entnehmen:

Die zwei Hauptauslässe aus der Rot (Ellbogen-Schwelli und Waldmatte-Schwelli) sind funktionstüchtig (Sohlenschwelle, Stauladen und Auslass in

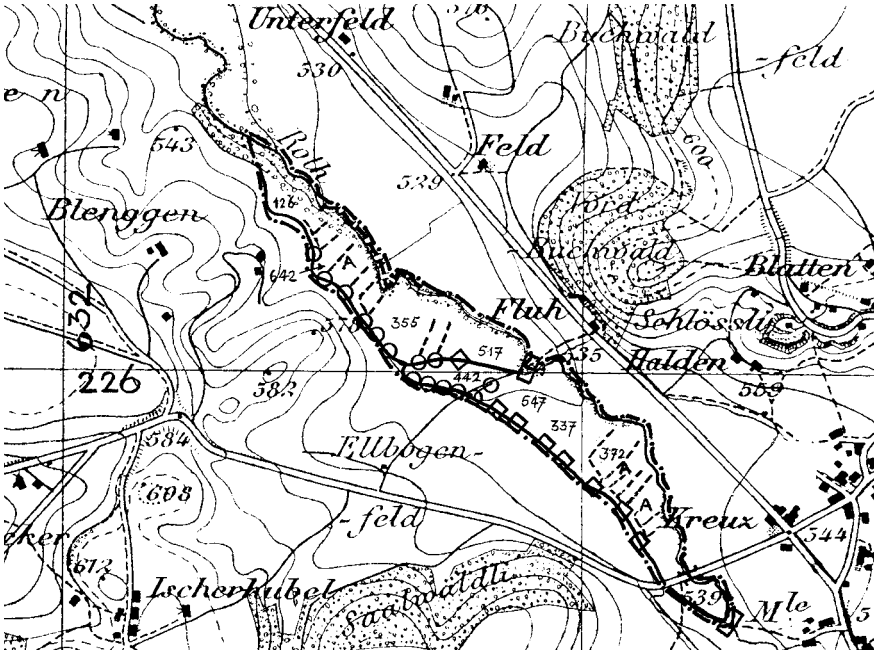


Abb. 8 Wässermatten von Melchnau, Zustandsplan Sommer 1995. Kartografie: Topogr. Atlas der Schweiz 1:25 000, Blatt 179 Melchnau (1942), hier im Massstab ca. 1 : 15-000. Eingetragen der Perimeter (strichpunktiert) und die Parzellen-Nummern des Vertragsgebiets.
A: Ackerflächen zur Zeit der Feldaufnahme 1994 bzw. Reaktivierung von Grabensystemen, z.T. Neuanlage (gestrichelte Linien).

Stau- und Verteilanlagen des Wässerwassers
▭ Hauptauslass aus Flüsschen («Schwelli»)
◇ Zugbrütsche: Mauerfundament mit Joch und Staubrett, an Ketten aufziehbar.
○ Ladenbrütsche: Staubrett, in Fugensteine einsetzbar.

Hauptgraben). Sie sind mit einem Eisenjoch zu ergänzen, d.h. mit Ständern, Welle und Kettenladen. Die beiden zugehörigen Auslässe in den Hauptgraben müssen durch je eine Brütsche vervollständigt werden.
Im oberen Wässersystem Bleumatte–obere Waldmatte folgen sich im Ellbogengraben je 6 Zugbrütschen, Ladenbrütschen und kleinere Steinverteiler. Alle sind reparaturbedürftig, obwohl sie teilweise noch in Funktion standen.

In diesem oberen System waren früher ca. 800 m Hauptgräben (Primärgraben) und 500 m Nebengräben (Sekundär-/Tertiärgräben) angelegt. Von den letzteren ist rund die Hälfte zu renovieren, der Rest beider Graben-Kategorien zu «öffnen» und zu «putzen» (Sohle freilegen und Grabenränder abstechen).
Für das untere Wässersystem untere Waldmatte-Blänggematte gilt sinngemäss das eben ausgeführte, sowohl bezüglich Brütschen wie Gräben, doch sind die Massnahmen geringfügiger. Hier bestanden 5 Ladenbrütschen und 7 kleinere Steinverteiler. Die Grabenlängen betragen 500 m Haupt- und 250 m Nebengräben. Dazu gehört ein kleiner «Aquädukt», ein Betonrohr, das Wässerwasser aus einem Rücklauf-Nebengraben des oberen über den Hauptgraben des unteren Systems in dessen oberste Matte führt. (Er ist bereits repariert.)
Auch die andern baulichen Massnahmen sind weit fortgeschritten, Bewirtschafter und Gemeinde Melchnau haben gute Arbeit geleistet.
Mit der Aufnahme der Wässermatten von Melchnau erreicht die Stiftung ein flächenmässiges Tätigkeitsfeld von rund 100 ha und hat mit rund 50 Bewirtschaftern Verträge abgeschlossen.

6. Quellen, Literatur

Plan- und Textquellen werden hier nicht im einzelnen angeführt, von der Literatur nur eine Auswahl, die ihrerseits weiterführende detaillierte Literaturangaben enthält.

BINGGELI V. (1989): Kulturlandschaftswandel am Beispiel der Oberaargauer Wässermatten. Jahrbuch Oberaargau
(1990): Geografie des Oberaargaus, Sonderband Jahrbuch Oberaargau
BINGGELI V. U. ISCHI M. (1993): Wässermattenschutz. Jahrbuch Oberaargau
(1995): Die Wässermatten von Altbüron. Jahrbuch Oberaargau
LEIBUNDGUT C. (1976): Zum Wasserhaushalt des Oberaargaus... Diss. Bern
(1987): Erhaltung und Wiederherstellung der Wässermatten-Kulturlandschaft im Langetental. Jahrbuch Oberaargau
(1993): Wiesenbewässerungssysteme im Langetental. GIUB Bern

Langenthal – Perspektiven einer Stadt

Hans-Jürg Käser

Am 28. Januar 1793 erlebte Langenthal gewiss eine Sternstunde. Ammann Friedrich Mumenthaler konnte seiner Gemeinde die freudige Mitteilung machen, dass Langenthal von der Hohen Obrigkeit in Bern als freier, den andern Städten ebenbürtiger Handelsort, als Marktort mit Stadtrecht in Handelssachen de-jure anerkannt worden war!
Während der Helvetik, 1798–1803, war «la ville de Langenthal» sogar Hauptort des gleichnamigen Distrikts und stieg zum wichtigsten Handels- und Industrieplatz der Region auf. 1957 überschritt die Einwohnerzahl mit 10 000 die statistische Grenze zur Stadtwerdung.
In der Volksabstimmung vom 1. Dezember 1996 schliesslich haben die Stimmbürger einer vollständig revidierten, zeitgemässen Gemeindeordnung zugestimmt, die unter vielen andern, wichtigeren Neuerungen auch die offizielle Umbenennung der Gemeinde in die «Stadt Langenthal» vorsah. Gut Ding will Weile haben!
Seit dem 1. Januar 1997 gehört nun also Langenthal – auch dem «Titel» nach – in den Kreis der bernischen Kernstädte, neben Bern, Biel, Thun und Burgdorf. Dies ist weit mehr als blosse Kosmetik, bilden doch diese Zentrumsgemeinden, wie das Wort es bereits vermuten lässt, Zentren von Regionen. Sie nehmen also Funktionen wahr, die zum Wohle und im Interesse dieser Regionen von zentraler Bedeutung sind. In aller Regel sind diese Kernstädte wirtschaftliche, kulturelle und bildungspolitische Zentren und spielen auch in bezug auf Verkehrsverbindungen eine wichtige Rolle. Wenn sie sich profilieren, so soll und muss das auch im Interesse der sie umgebenden Gemeinden der Region geschehen. Zudem ist das schweizerische Mittelland geprägt von Kleinstädten in der Grössenordnung und Bedeutung von Langenthal; dazu

gehören Grenchen, Burgdorf, Olten, Zofingen, Baden und die beiden – an sich kleinen aber wichtigen – Kantonshauptstädte Solothurn und Aarau. Es muss unser zentrales Anliegen sein, in diesem Orchester unseren Part zu spielen.
Im Mai 1997 hat die renommierte Waadtländer Tageszeitung «Le Matin» in ihrer Sonntagsbeilage «Femina» einen Artikel zum Thema «Langenthal, capitale du design» veröffentlicht. Eine äusserst lobenswerte Tatsache. Bezeichnend dabei war, dass im Artikel der Hinweis zu Langenthal lautete: «... la petite cité *argovienne*...»! Und selbst im Oltner Bahnhofbuffet kann man erleben, dass Langenthal mit Langnau verwechselt wird, weiter im Osten unseres Landes ist diese Verwechslung an der Tagesordnung. Das zeigen zwei Dinge in aller Deutlichkeit auf:

1. Die Kantonszugehörigkeit und damit leider wohl auch die Bedeutung der Region Oberaargau ist bisher offenbar in weiten Kreisen der schweizerischen Bevölkerung noch wenig klar.
2. Unsere Stärke im Bereich des Designs beginnt wahrgenommen zu werden.

Welche Perspektiven lassen sich denn nun für Langenthal, die «Kleinstadt mit dörflichem Charme» im Oberaargau erkennen?

Design-Stadt

Die Langenthaler und Oberaargauer Firmen, die sich im Bereich des Designs seit Jahren einen klingenden Namen geschaffen haben, sind die Gründer der Design Center AG. Der periodisch in Langenthal stattfindende Designers' Saturday und der im Turnus mit der Stadt Solothurn verliehene Design Preis Schweiz haben einen Boden geschaffen, auf welchem Langenthal sich zur eigentlichen Designstadt entwickeln könnte. Voraussetzungen dafür ist die Bildung eines «Design Clusters», also die Gründung/Ansiedlung weiterer Firmen, die im Bereich des Designs auf hohem Niveau aktiv sind. Möglicherweise öffnen sich im Zusammenhang mit dem Areal der Porzellanfabrik, die ihre Weisswarenproduktion im Verlaufe des Jahres 1997 nach Tschechien verlegt hat, diesbezüglich neue Türen.

Denkplatz

Die zentrale Lage Langenthals bietet die Chance, auch in Zukunft ein wichtiger Werk- und Denkplatz zu bleiben. Die Mittelschulausbildung ist breitgefächert, neben dem Gymnasium wird die NMO (Neue Maturitätsschule Oberaargau) aufgebaut. Für Lehrlinge besteht die Möglichkeit, über die kaufmännische bzw. die gewerblich-industrielle Grundausbildung eine Berufsmatura zu erlangen. Zudem wird in Langenthal ein universitäres Institut für die Lehrerbildung (Kindergarten/Unterstufe) das bisherige Lehrerseminar ablösen. Das LBBZ Waldhof, welches sich in Zukunft vor allem der hauswirtschaftlichen Ausbildung gesamtkantonal annehmen soll, die Diplommittelschule und die Pflegeberufsschule sowie mehrere private Aus- und Weiterbildungsangebote bieten ein recht umfassendes Bildungssystem, wo sich Oberaargauer ihr Rüstzeug für die berufliche Zukunft holen können. Hier gilt es, auch in Zeiten von Strukturbereinigungen unsere Stärken zu erkennen und darum zu kämpfen, dass keine Schwächung der Region eintritt. Im Zusammenhang mit der von der Regierung beabsichtigten Schliessung des LBBZ Waldhof hat der Oberaargau diesbezüglich in positivem Sinne Flagge gezeigt.

Werkplatz

Schon vor der Jahrhundertwende, in der sogenannten «Gründerzeit», sind auch in Langenthal und im Oberaargau namhafte Industriebetriebe entstanden, die den Grundstein zur industriellen Blüte unserer Region gelegt haben. Die wirtschaftlichen Veränderungen, insbesondere der Wandel vom zweiten zum dritten Sektor, haben in den letzten Jahrzehnten aber Langenthal nicht ausgelassen. Der Grossteil der Arbeitsplätze liegt heute im Dienstleistungssektor, allerdings mit der erfreulichen Tatsache, dass die Ammann-Unternehmungen, die création baumann und Lantal textiles immer noch sehr wichtige industrielle Arbeitgeber sind, ergänzt u.a. mit dem führenden Schmiermittelhersteller Motorex, der Maschinenfabrik Güdel AG und der Kadi AG, die sich im Food-Bereich einen guten Namen geschaffen hat.
In Langenthal gibt es heute insgesamt rund 9000 Arbeitsplätze, die meisten davon in kleinen und kleinsten Betrieben. Wir müssen alle Kräfte der

Region bündeln und uns mit hoher Intensität darum bemühen, dass die Rahmenbedingungen auch in der «Nordostecke» des Kantons Bern für den Erhalt und die Neuansiedlung von Unternehmen, die Arbeitsplätze anbieten, attraktiv werden – das ist bei der gegenwärtigen Finanzlage unseres Kantons und bei der enormen Regelungsdichte ein nicht gerade einfaches Unterfangen. Für das weitere Gedeihen des Oberaargaus als wirtschaftlich bedeutende Region ist dieser Kampf indes unerlässlich. Hier gilt es, die grossen Leitlinien zu erkennen, sich auf Wesentliches zu konzentrieren, zusammenzustehen und gegen aussen stark aufzutreten.

Attraktives Zentrum mit gutem Marketingmix

Die «Kleinstadt mit dörflichem Charme» wird in nächster Zukunft über eine attraktive Fussgängerzone im Zentrum verfügen. Dank einem überdurchschnittlichen Marketingmix im Detailhandel (Detaillisten und Grossverteiler) an günstiger Lage und dank den intensiven Bemühungen, die Parkplatzproblematik zu lösen, wird Langenthal noch vermehrt zum Einkaufszentrum der Region – einer Region, die weit über die Kantonsgrenzen hinaus insgesamt rund 70 000 Menschen umfasst.

Kulturelles Zentrum

«Kultur ist die ganze Lebensweise eines Volkes, alles, was das Leben lebenswert macht», sagt T. S. Elliott. Die Breite des kulturellen Angebots in Langenthal ist beeindruckend. Als Auswahl erwähnt seien hier das Stadttheater (seit 1916) mit seinem hochstehenden Gastspielprogramm, das Kunsthaus, das sich in den wenigen Jahren seines Bestehens einen sehr guten Namen in der ganzen Schweiz geschaffen hat, das kulturelle Zentrum Chrämerhuus, die Bildergalerie Leuenbrüggli, das Museum Langenthal, welches seine Zukunft mit viel Elan neu definiert, die Kammermusikkonzerte, die seit vielen Jahrzehnten absolute Spitzenmusiker nach Langenthal geholt haben, hochstehende Orgelkonzerte, die Langenthaler Fasnacht, welche alljährlich Tausende zu begeistern vermag. Die Zukunft all dieser Institutionen und der zahlreichen Vereine, die zum grossen Teil sehr aktiv am Kulturgeschehen mitwirken, hängt zu einem wesentlichen

Verwaltungszentrum Langenthal. Foto: Sacha Geiser, Liebefeld.

Teil auch von den Finanzen ab. Es muss uns gelingen, Langenthal und die Region durch Anlässe der verschiedensten Gattungen auf hohem Niveau und durch spezielle Events noch vermehrt zu profilieren; dadurch werden wir noch mehr Menschen für Kultur begeistern können.

Ausgedehnte Naherholungszonen

Aus der Vogelschau zeigt sich mit aller Deutlichkeit, welch «grüne Gegend» die Region Langenthal eigentlich ist. «Grüne Lungen» sind breitgefächert und in grosser Dichte über das gesamte Siedlungsgebiet von Langenthal verstreut. Zudem können die Menschen von den grossflächigen Naherholungszonen – viele davon keine fünf Minuten vom Stadtzentrum entfernt – profitieren. Im Bereich des Tages- und Ausflugstourismus müssen wir in Zusammenarbeit mit der Region Oberaargau unsere Bemühungen verstärken und die Angebote erweitern.
Die Stadt Langenthal hat Chancen und Perspektiven, vor allem dann, wenn die Menschen erkennen, dass es gilt, unsere Kräfte zu bündeln und mit Herz und Verstand Lösungen für eine lebenswerte Zukunft zu suchen und zu finden.

36 Jahre Regierungsstatthalter

Emil Schaffer

Einleitung

Im Blick auf den grossen Umfang der Amtstätigkeit als Regierungsstatthalter des bernischen Amtsbezirks Aarwangen ist es ein recht heikles Unterfangen, über die von 1953 bis 1989 geleistete Arbeit zu berichten. Die Meinung ist verbreitet, es sei nicht gut, mit dem Regierungsstatthalter zu tun zu haben. Dem ist natürlich, mit wenigen Ausnahmen, nicht so. Ich verweise auf die Vielzahl der konkreten Aufgaben und Befugnisse, rund 620 an der Zahl, die man nicht ohne Grund der regionalen Staatsverwaltung zugewiesen hat. Sie alle darzustellen, würde zu weit führen. Aber es schadet nichts, den Lesern einen Überblick über eine Anzahl allgemein interessierende Aufgaben und Begebenheiten zu vermitteln. Sie sind vorwiegend in den Jahresberichten des Regierungsstatthalteramtes an den Regierungsrat enthalten. Diese wurden und werden bewusst auch als recht umfassende Chronik des öffentlichen Geschehens im Amtsbezirk abgefasst.

Die Wahl

Am 15. März 1953 wurde ich im Alter von 29 Jahren mit 3442 Stimmen gewählt; auf meinen Gegenkandidaten, Fürsprecher Hans Gruber, entfielen 2903 Stimmen. Die Wahl eines doch verhältnismässig jungen und politisch rege tätigen Mannes löste Überraschung und in anderen politischen Kreisen auch einige kritische Reaktionen aus. Der Amtsantritt erfolgte am 18. Mai 1953. Zuvor hatte ich sieben Jahre lang auf der Gemeindeverwaltung Langenthal im Bereich Fürsorge, Amtsvormundschaft, Zivilstandsamt gearbeitet. Verwaltungsarbeit war mir geläufig, erhielt ich

Das Amthaus in Langenthal zur Zeit Emil Schaffers. Aufnahme Verfasser.

doch auf der Gemeindeverwaltung Bolligen als Lehrling und Angestellter, dem Polizeiinspektorat Burgdorf und dem Regierungsstatthalteramt Thun bereits einen guten Einblick in mein neues Tätigkeitsfeld. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir die Beeidigung vor dem Gesamt-Regierungsrat, wo ich herzlich, ja fast väterlich empfangen wurde.
Offizieller Vertreter des Regierungsstatthalters während Ferien, Krankheit und anderen Absenzen ist der vom Regierungsrat gewählte Amtsverweser. Bis Ende Juli 1970 wurde ich durch Fürsprecher Beat Müller vertreten und alsdann durch Fürsprecher Hans Ulrich Engler.

Allgemeiner Aufgabenbereich

Gemäss Artikel 93 der bernischen Staatsverfassung erfüllen die Regierungsstatthalter insbesondere folgende Aufgaben: Sie

- vertreten den Regierungsrat;
- überwachen den ordnungsgemässen Gang der Bezirksverwaltung und beaufsichtigen die Gemeinden;
- sind in den von der Gesetzgebung bezeichneten Fällen Bewilligungs-, Genehmigungs-, Verwaltungsjustiz- und Vollzugsbehörden;
- wirken als Polizeibehörde und erfüllen in ausserordentlichen Lagen Führungs- und Koordinationsaufgaben.

Natürlich hat man als Regierungsstatthalter die gesetzlichen Vorschriften einzuhalten und darauf zu achten, dass dies auch bei den beaufsichtigten Behörden, Amtsstellen und weiteren Funktionären der Fall ist.
Die Volkswahl gibt dem Regierungstatthalter eine gewisse Unabhängigkeit und Volksnähe, so dass er recht oft zwischen Volk, Gemeinden und staatlicher Zentralverwaltung als Vermittler, oder aktueller ausgedrückt, als «Ombudsmann» bzw. «Ombudsfrau» in Erscheinung tritt. Eine feste Haltung und Autorität inmitten zweifelhafter Zeiterscheinungen war mir immer ein Anliegen. Ausserdem hat man gegenüber den Wählern die Pflicht, sein Wissen und seine Fähigkeiten zu erweitern. Mein besonderes Interesse galt dabei dem öffentlichen Recht, sozialen Fragen und psychologischen Erkenntnissen.

«Mein» Amtsbezirk

Der Amtsbezirk Aarwangen ist geografisch und demografisch gut überblickbar und hat eine ideale Grösse. – Die Anzahl der gemeinderechtlichen Körperschaften entspricht ebenfalls einer den Aufgaben und Verhältnissen angemessenen Grösse. Anfang 1989, kurz vor meinem Rücktritt, waren es deren 82, nämlich 25 Einwohnergemeinden, 19 Burgergemeinden und burgerliche Korporationen, 12 Kirchgemeinden, 21 Gemeindeverbände und 5 Schwellenbezirke.
Im Verlaufe einer langjährigen Amtstätigkeit erwirbt man einen umfassenden Überblick, lernt zum allgemeinen Vorteil mehr oder weniger alle Örtlichkeiten kennen und kommt mit vielen Mitmenschen in Kontakt. – Es gibt verschiedene Auffassungen vom Begriff «Heimat». Nach meiner Erfahrung kann man sehr wohl an zwei Orten verwurzelt sein: Da, wo man seine Jugendzeit verbracht hat und da, wo man seiner Berufung folgend und mit Hingabe eine neue Geborgenheit und neue Quellen ge-

funden hat. Im Kantonalbankgebäude (zugleich Amthaus) beim Bahnhof fühlte ich mich wohl. Ich war schliesslich froh, nicht noch widerwillig ins neue Verwaltungsgebäude umziehen zu müssen.

Grundsätze

Wenn man Entscheide zu fällen hat, braucht es Ausgeglichenheit und Vertiefung. Man hat Gesetze anzuwenden, aber man muss sich die Auswirkungen ihrer Handhabung gut überlegen. Man darf sich nicht einseitig informieren und muss sich Zeit nehmen, um ein objektives und vernünftiges Urteil zu erarbeiten, das sich an die Grundsätze der Rechtsgleichheit, Rechtssicherheit und Verhältnismässigkeit hält. Es gehört auch Mut dazu, sinnlose Paragraphenreiterei zu vermeiden.
Ich hatte das Glück, meine Amtsgeschäfte in harmonischer Zusammenarbeit mit «nur» zwei Mitarbeitern und einer Lehrtochter oder einem Lehrling zu erledigen. Wichtig ist eine gute Verwaltungsorganisation. Ich erarbeitete, auch für mehrere Amtskollegen, einen entsprechenden Verwaltungsplan, welcher unsere Arbeit entsprechend erleichterte.

Gemeindeaufsicht

Im Rahmen der Aufsicht über die Gemeinden nahm uns die *Inspektion der Verwaltungen* von 82 gemeinderechtlichen Körperschaften im Abstand von zwei bis fünf Jahren, der Gemeindeausgleichskassen sowie jährlich der Zivilstandsämter, stark in Anspruch. Die zum Teil unzulänglichen Verhältnisse haben sich im Verlaufe der Zeit wesentlich gebessert. Wir tendierten vorweg auf eine gute Verwaltungsorganisation und feuersichere, trockene und zweckmässig eingerichtete Archive. Das führte verschiedenerorts zur Liquidierung der Aktenablage in unzähligen Couverts. Wir gaben selbst erarbeitete Verwaltungspläne ab. Ein besonderes Augenmerk richteten wir auf die Protokollführung der verschiedenen Behörden und Kommissionen, die zuvor teilweise recht dilettantisch war. Ein weiterer Schwerpunkt war die Führung der verschiedenen Register, insbesondere der Burgerrödel, für deren Führung wir Richtlinien erarbeiteten. Weisungen betrafen auch die Wertschriftenverwaltung und eine

lückenlose Überprüfung der Belege, insbesondere auch der Unterlagen des Steuereinganges. Ein besseres Kontrollsystem galt den Holzverkäufen der Burgergemeinden, umsomehr als im Verlaufe der Zeit mehrere Fälle von Veruntreuung festgestellt werden mussten. Das Inspektionsformular enthält rund 60 zu überprüfende Tätigkeiten. Wir konnten immer wieder feststellen, dass man in den Gemeinden unsere Inspektionen als Hilfe schätzte.

Amtliche Untersuchungen wegen Unregelmässigkeiten in der Verwaltungsführung gab es verschiedene, die wohl wichtigste 1959/60 wegen Kompetenz- und Kostenüberschreitungen im Zusammenhang mit Spitalbauten in Langenthal.

Alle Jahre wurden und werden sämtliche *Gemeinderechnungen,* 1988 deren 164, überprüft und, wenn die Mängel beseitigt waren, «passiert».

Wichtig ist der ständige Kontakt mit und unter den Behörden und Funktionären. Dazu dienten alljährliche *Kurse und Konferenzen,* vor allem die lehrreichen Zusammenkünfte mit den Gemeindepräsidenten. Im Fürsorge- und Vormundschaftsbereich wurden sogenannte «Amtsversammlungen» mit Bildungszweck durchgeführt.

Beeidigt wurden jährlich zwischen 100 und 200 Personen, teilweise mit einem Einführungskurs in grösseren Gruppen.

Feuerwehr und Wehrdienst ist weitgehend eine Gemeindeaufgabe. Ich bewunderte das Pflichtbewusstsein und die Kameradschaft in den verschiedenen Korps, nahm deshalb auch gerne an den Inspektionen teil, leitete den Kommandantenrapport und besuchte als Gast die Ausbildungskurse. Bei grösseren Brand- oder Elementarschadenfällen wurden mit den Polizeiorganen die Brandursachenermittlung, ferner verschiedene Aufgaben für die Gebäudeversicherung wahrgenommen. Bedauern hatte ich immer mit Kindern, die eine Feuersbrunst verursacht hatten. Ich war aber der Meinung, es sei auch für sie eine Erleichterung, begangene Fehler nicht als Geheimnis mit sich tragen zu müssen. Im Rahmen der Aufsicht über die Feueraufseher und Kaminfeger wurden feuerpolizeiliche Mängel festgestellt und behoben.

Als es in einem Winter weit nebenaus brannte, die Zugangsstrasse vereist war und es lange ging, bis das erste Strahlrohr Wasser geben konnte, wurden vorerst von allen Seiten zahlreiche Feuerlöscher und mit Eimern Wasser herangebracht; es gelang, den Brandherd in der Bühne zu löschen. Ich sagte mir, dass dies eher einer Anerkennung wert sei, als ein

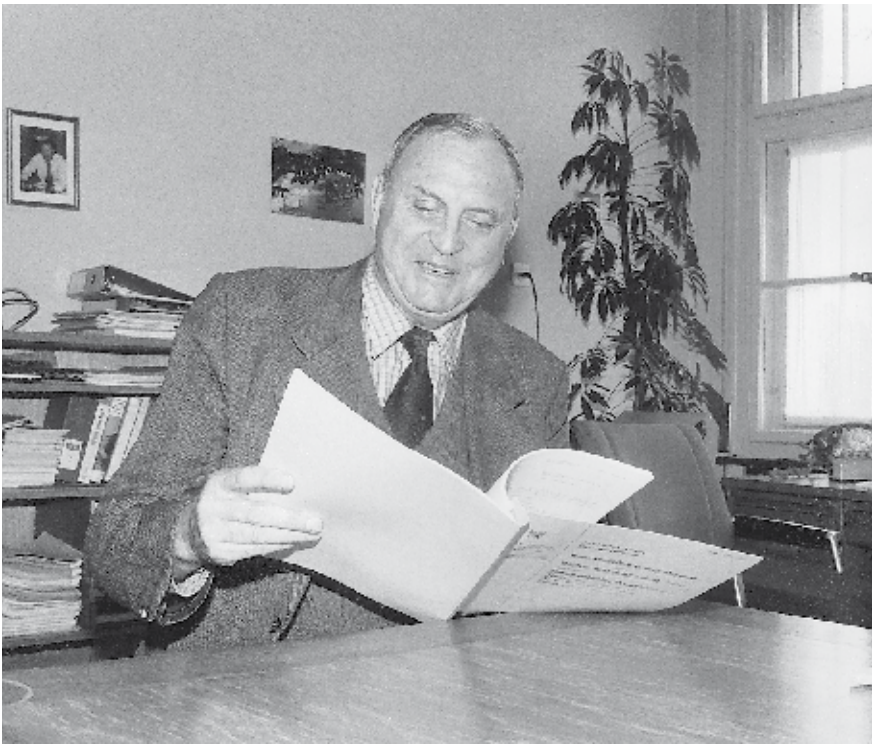
grosser Löscheinsatz ohne direkten Erfolg. Also erschien ich mit einer Urkunde und einem Barbetrag von der Gebäudeversicherung zur Feuerwehrhauptübung.

Beschwerde- und Klagebegehren

Im Vordergrund stehen da auch heute noch die Gemeinde-, Vormundschafts- und Fürsorgebeschwerden, also solche gegen Beschlüsse und Anordnungen von Gemeindeorganen. Früher musste auch über Unterhalts- und Verwandtenbeiträge entschieden werden. Die Beschwerden waren äusserst vielfältig; unter anderem hatte ich sogar über eine bestrittene Entschädigung der Viehversicherungskasse für ein geschlachtetes Rind zu entscheiden. Auch Uneinigkeiten über Gebühren, zum Beispiel Anschlussgebühren, galt es zu bereinigen. Während meiner Amtszeit sind rund 1500 Beschwerden und Klagen behandelt worden. Ich legte immer grossen Wert auf eine umfassende Begründung der Entscheide, manchmal auch mit psychologischen Überlegungen. Zu Rekursen kam es selten, und nur in fünf Fällen wurde ein Entscheid durch den Regierungsrat oder das Verwaltungsgericht geändert.

Vormundschaftswesen

Von besonderer Bedeutung ist die Aufsichtsfunktion im Vormundschaftswesen. Neben der Errichtung von Vormund- oder Beiratschaften müssen alle zwei Jahre die Berichte und Rechnungen der rund 600 Vormund-, Beirat- und Verwaltungsbeistandschaften geprüft und passiert werden. Gelegentlich mussten die Betreuungsorgane aber auch an die Notwendigkeit einer intensiveren Betreuung erinnert werden.
Unter das Vormundschaftswesen fällt überdies der Fürsorgerische Freiheitsentzug, d.h. die zwangsweise Einweisung von Geisteskranken, Alkoholikern, Drogensüchtigen und anderen Verwahrlosten in eine geeignete Anstalt. Nach früherem Recht konnte man Einweisungen in eine Psychiatrische Klinik noch ohne Arztzeugnis vornehmen. Aber ob Arzt oder Regierungsstatthalter: Die Notwendigkeit vorsorglicher Einweisung wegen möglicher Gefährdung von Dritten oder seiner selbst ist vielfach schwer



Emil Schaffer an seinem Arbeitsplatz 1987. Bild Langenthaler Tagblatt.

abzuschätzen und kann die einweisende Instanz seelisch stark belasten. Das war beispielsweise der Fall, als ich nach einer erfolglosen gerichtlichen Untersuchung gleich mehrere Personen wegen vermuteten Sexualdelikten in eine Psychiatrische Klinik einwies. Wie sich später erwies, eine berechtigte Massnahme. Ich war seitens der Gemeinde gebeten worden, mich des Falles anzunehmen.

Die uns und der Polizei bekannten, gefährdeten Personen meldeten wir den lokalen Behörden. Ich hatte aber den Eindruck, dass man nicht in allen Gemeinden die vorbeugenden Massnahmen gegenüber Alkohol- und Drogensüchtigen wie auch beim «Kindesschutz» genügend ernstgenommen hat. Selbstverständlich wurden auch die Kinder vor Verhängung von Schutzmassnahmen angehört.

Bewilligungen

Die wichtigsten und zeitaufwendigsten Bewilligungsverfahren betreffen das *Bauwesen.* Eine Höchstzahl von 357 Baubewilligungen wurde im Jahr 1967 ausgestellt. Im Rahmen der Konjunkturdämpfungsmassnahmen des Bundes stellte ein «Amtskomitee» jährlich Bauten für Millionen Franken zurück, um die Konjunktur in diesem Sektor zu bremsen. 1988 wurden noch 162 Baubewilligungen ausgestellt; freilich hatte Langenthal inzwischen erhöhte Kompetenzen erhalten. Das Baubewilligungsverfahren ist im Laufe der Jahre immer komplizierter geworden, was dazu führte, dass Bauakten den Anforderungen oft nicht genügten. Verschiedentlich wurde der Bauabschlag erteilt, so aus Gründen des Ortsbildschutzes, zum Beispiel für die Kantonalbank und das Postgebäude ll in Langenthal. Mit den neuen Baugesuchen wurde alsdann eine harmonischere Eingliederung der Gebäude ins Ortsbild erreicht. Ich kann ruhig behaupten, dass wir immer speditiv gehandelt haben.
1988 wurden im *Gastwirtschaftswesen* insgesamt 1196 verschiedenartige Bewilligungen ausgestellt. Neue oder erneuerte Automatenbewilligungen gab es 136, Fischereipatente 561, Gesuche für Jagdpatente 149. Ausweiskarten für Handelsreisende wurden 31 und Gewerbelegitimationskarten 109 erteilt. Die zunehmende Kriminalität führte zu einer andauernden Zunahme der Abgabe von *Waffenerwerbsscheinen,* im Jahr 1988 deren 300. Das *landwirtschaftliche Bodenrecht* führte im gleichen Jahr zu 51 unterschiedlichen Anordnungen. In Erbfällen ordneten 382 Verfügungen die Inventarisierung.
Mehrmals intervenierten wir beim Regierungsrat, schliesslich mit Erfolg, gegen das kaum mehr begründbare Ausstellen von Gewerbescheinen und gegen die Bussen wegen nicht gestempelten Jasskarten, Quittungen, Verträgen und Plakaten. Alte Zöpfe kamen so nach und nach zum Verschwinden.

Gewässer

Während meiner Amtszeit gab es im Amtsbezirk viele Unwetter mit Gebäudeschäden, anfänglich auch noch an Schindeldächern. Dazu kamen die zahlreichen Überschwemmungen der Langeten und ihrer Seitenbäche sowie des Melchnauer Dorfbaches. Der Regierungsstatthalter hat dann in

Funktion zu treten, wenn mehrere Gemeinden stark betroffen sind, wie etwa am 30. August 1975 beim gewaltigen Langeten-Hochwasser, als zur Hilfeleistung und später für Wiederherstellungsarbeiten Militär angefordert werden musste. Anders war es im Sommer 1976, als wegen grosser Trockenheit die Wasserentnahme aus allen Oberflächengewässern für die land- und forstwirtschaftliche Bewässerung organisiert wurde. Es standen 38 Motorspritzen mit 22 240 Metern Schläuchen im Einsatz.
Die periodische Inspektion der unter öffentlicher Aufsicht stehenden Gewässer brachte lange Zeit viel Ärger, weil die Weisungen zur Behebung der beträchtlichen Schäden und der liederlichen Verbauungen kaum je beachtet wurden. Nach und nach wurden dann verschiedene Schwellengenossenschaften gebildet, und am denkwürdigen 1. September 1980 konnte nach langwierigen und nervenaufreibenden Vorarbeiten der Hochwasserschutzverband unteres Langetental gegründet werden. Meine Aufgabe war es damals, den Gründungsausschuss sowie den Unterausschuss Finanzen zu präsidieren.
Recht oft führten *Gewässerverschmutzungen* zu Strafanzeigen. 1986 entdeckten wir in einem Betrieb ein Chemielager mit rund 3000 Tonnen Agrochemikalien, ohne jegliche Absicherung im Fall eines Brandes oder einer Versickerung. Unsere Intervention führte zum Abtransport der gefährlichen Stoffe.

Strafvollzug und Gesundheitspolizei

Inspiziert wurden periodisch die *Bezirksarchive* und das *Gefängnis.* Unter anderem wurde auf vermehrten Brandschutz gedrängt. Zeitraubender wurde im Verlaufe der Jahre auch der *Strafvollzug*. 1988 hatten wir für den Vollzug von 122 Haft- oder Gefängnisstrafen und 61 Bussenvollstreckungen zu sorgen. Halbgefangenschaft, Begnadigungs- und Strafaufschubgesuche sorgten für zusätzliche Arbeit.
Auf dem Regierungsstatthalteramt musste auch über die *Wildverwertung* abgerechnet werden. Kaum glaublich wurden 1966 gemeldet: 199 Rehe, 7 Hasen, 3 Fasane, 2 Füchse, 1 Steinmarder und 1 Dachs. Gründe bei den Rehen: 101 verunfallt, 39 krank, 25 Hegeabschüsse, 15 durch Jäger angeschossen, 2 Genickbrüche, 13 vermäht und 4 von Hunden gerissen.
Mehrmals trat *Maul- und Klauenseuche* auf. Im Jahr 1965 betraf es 49 Betriebe mit 43 weiteren Sperren wegen Kontakten. Geschlachtet wur-

den 652 Stück Rindvieh, 690 Schweine, eine Ziege und 30 Schafe. Wegen Widerhandlungen gegen seuchenpolizeiliche Vorschriften wurden 39 Strafanzeigen eingereicht. Im Zusammenhang mit der bestehenden Unsicherheit hatten wir schätzungsweise 600 telefonische Anfragen zu beantworten.

Polizeibehörde

Der Regierungsstatthalter hat bei *Bedrohung der öffentlichen Sicherheit* die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Bombendrohungen haben uns mehrmals beschäftigt, unter anderem auch während eines von mir gehaltenen Vortrages im Gasthof «Zum wilden Mann» in Aarwangen. Aber nur in zwei Fällen liessen wir die betroffenen Lokalitäten räumen und mit Hilfe von Feuerwehrangehörigen bewachen. Publizität versuchten wir immer zu verhindern.
Einen besonderen Entscheid traf ich am 21. Februar 1957. Ich erliess ein *Mensurverbot* gegen schlagende Studentenverbindungen für die Gasthöfe «Kaltenherberge» und «Gutenburg-Bad», gestützt auf Artikel 131 des Strafgesetzbuches und gastwirtschaftliche Vorschriften.
Bei *Demonstrationen* besteht immer die Möglichkeit, dass es zu Gewalttätigkeiten kommt, besonders wenn sich Randalierer unter die Demonstranten mischen. Die Überwachung erfolgt im Einvernehmen mit der Polizei durch den Regierungsstatthalter. Am Pfingstmontag 1979 gab es eine grosse Demonstration der AKW-Gegner in der Nähe des Kraftwerkes Bannwil. Es war ein bunt gemischtes Völklein, darunter auch etwa 70 harmlose Nudisten. Das beste war doch wohl, sie gewähren zu lassen, auch wenn Bauern beim Heuen als Novum vorerst Kleider wegtragen mussten. Weitere gleichgerichtete Demonstrationen führten am 1. Januar 1980 und am 21. März 1981 nach Graben.
Am 28. November 1987 wurde in Langenthal eine schlecht besuchte «Antirassistische Demonstration» durchgeführt. Langenthal wurde damals bösartig und zu Unrecht als rassistisches Zentrum verschrien, wobei von Ausländern nie eine Anzeige eingegangen war. Eingehende Untersuchungen in Zusammenarbeit mit der Kantonspolizei bestätigten die Haltlosigkeit der Behauptungen. In einem Bericht an den Regierungsrat haben wir festgestellt: «... dass im Komitee ein Journalist mitgearbeitet hat, der es verstand, ein Flüchtlingsproblem zu konstruieren und die angebli-

Emil Schaffer mit Gattin Marie. Bild Langenthaler Tagblatt.

chen Vorfälle aufzubauschen. Es gelang ihm anscheinend leicht, Radio und Fernsehen zu mobilisieren. Dies bewirkte, dass Langenthal als Fremdenhasserdorf dargestellt wurde; eine bedauerliche Verantwortungslosigkeit!» Bei der Demonstration kam es im übrigen zu keinen Ausschreitungen.

Allerhand Menschen

Der Regierungsstatthalter hat der Bevölkerung mit *Rat und Tat* zur Seite zu stehen. Von dieser Möglichkeit wurde laufend Gebrauch gemacht,

nicht nur im Büro, sondern auch bei anderen Gelegenheiten. Wenn ich nicht zu Hause war, hatte sich auch meine Ehefrau mit Ratsuchenden zu befassen. Noch heute sucht man bei mir um Ratschläge nach.
Gross war immer die Zahl von Einladungen zu Anlässen, z.B. im Jahr 1973 deren 48. Dazu kamen recht viele Vorträge. An Amtseinsetzungen von Pfarrern nahm ich gerne teil, denn Staat und Kirche müssen im gegenseitigen Interesse zusammenarbeiten. Der Staat braucht nicht nur demokratisch, sondern auch ethisch verantwortliche Bürgerinnen und Bürger.
Am 10. Januar 1957 mussten wir mit Gemeindevertretern die Verteilung von 54 ungarischen Flüchtlingen organisieren.
Ich kam mit den verschiedenartigsten Menschen in Berührung, vor allem vielen, die sich in ihrem Leben nicht gut zurecht fanden. So besuchte uns längere Zeit alle zwei Monate ein Mann, der nach seiner Auffassung als Mitglied der Arbeiter- und Bauernpartei als Chef des Militärdepartementes in den *Bundesrat* gewählt worden war. Er hatte immer die gleichen zwei Anliegen: Wir sollten dafür sorgen, dass ihm seine Rente ausbezahlt werde und dass er endlich seinen Siegerpreis von den Schiessweltmeisterschaften in Paris erhalte. Uns blieb jedesmal kein anderer Ausweg als die Zusicherung, uns für ihn einzusetzen.
Bei einem Alkoholiker ging es um ein *Alkoholverbot.* Nach der Einvernahme machte ich wie gewohnt einen Hausbesuch. Seine Frau war allein zuhause. Auf dem Rückweg traf ich ihn unterwegs, schwankenden Ganges, und brachte ihn nach Hause. Dabei erzählte er mir, er sei beim Regierungsstatthalter vorgeladen gewesen, aber der habe ihn nicht erwischt. Dieser wisse auch nichts davon, dass er ein erfolgreicher Wilderer sei. Thema Wilderer: Ohne Kommentar und anonym wurde uns einmal ein Betrag von Fr. 300.– überwiesen für Rehe und Hasen, die dem reuigen Sünder anscheinend in die Quere gekommen waren.
Ein alkoholsüchtiger Mann, der wegen begangener Einbrüche oder dann wegen seinem *liederlichen Lebenswandel* lange Zeit in seinem Leben in Gefängnissen oder Enthaltungsanstalten sass, sagte mir einmal einsichtig, er möchte sich auch nicht Vormund sein. Statt einer erneuten Anstaltseinweisung konnte er versuchsweise vom Gefängnis aus arbeiten gehen. Als es gut ging, mietete er ein Zimmer, aber wie es wohl kommen musste, wurde er stockbetrunken aus der Langeten gefischt. Er hatte Glück und konnte bei einer angeblich schwerreichen achtzigjährigen Witwe im Kanton Graubünden eine Stelle als Landschaftsgärtner antreten. Aber

plötzlich war er wieder da, nachdem er wieder zu tief ins Glas geguckt hatte. Seine Ausrede: Seine Arbeitgeberin habe im Bett soviel von ihm verlangt, dass er sich mit Alkohol habe stärken müssen.
Der Gemeindekassier einer kleinen Gemeinde bewahrte immer viel «*Münz*» auf. Als ich seine Frau danach fragte, sagte sie mir, er leere jeden Sonntagmorgen das Geld auf den Tisch und wühle dann genüsslich darin herum.
Eine Frau fühlte sich ferngesteuert als Medium. Plötzlich erschien sie im Hochzeitskleid und wünschte, dass wir den Bräutigam, einen verheirateten Prediger, herbeirufen. Sie begriff letztlich, dass es mit der Heirat nichts sei. In ihren folgenden Briefen hatte ich die Ehre, immer als «Seelenmörder» bezeichnet zu werden.
Zwei Einweisungen in Psychiatrische Kliniken sind mir speziell in Erinnerung geblieben. Bei der einen ging es um einen Psychopathen, welcher seiner Ehefrau öfters ein Küchenmesser nachwarf und sie dabei auch verletzte. Nachdem eine Besprechung zu nichts geführt hatte, erfolgte die Einweisung. Zu meiner Überraschung bezeichnete ihn der Psychiater nicht als gefährlich, aber der Klinikaufenthalt hatte immerhin positive Nachwirkungen. Beim andern Fall handelte es sich um einen Mann, der in den ersten Morgenstunden in geistiger Verwirrung durch seinen Kittel schoss und behauptete, er sei angeschossen worden. Er habe zudem den Drang, jemanden umzubringen. Nach dem Klinikaustritt sagte er mir, sei es ihm eigentlich darum gegangen, einmal das ganze Verfahren der Verhaftung und Begutachtung durchzuspielen.

Auf eidgenössischem Parkett

Die Regierungsstatthalter werden immer wieder zur Mitarbeit in verschiedenen Institutionen eingeladen, in der Annahme, mit ihren umfassenden Kenntnissen seien sie wertvolle Ratgeber. Auf die Tätigkeit in zahlreichen Expertenkommissionen sei aber hier nur hingewiesen.
Ein Mandat bescherte nebst viel Arbeit besonders viele Erkenntnisse und wertvolle Kontakte: Bis zum Jahr 1979 sass ich 19 Jahre für die Sozialdemokraten im *Nationalrat,* dies dank guten Stimmenzahlen in den Landesteilen Oberaargau und Emmental. Es bestand die Möglichkeit, mich nebst regionalen Problemen mit Aufgaben zu befassen, bei denen man

dank beruflicher Kenntnisse weiss, wie sich die erlassenen Vorschriften in der Praxis auswirken werden.
Mit Einfachen Anfragen gelang es mir, *regionale Probleme* zu aktualisieren und zu erreichen, dass der Bundesrat Einfluss auf entsprechende Anliegen nehmen musste. Zweimal erkundigte ich mich über den Stand der Planungsarbeiten bei der Gesamtkonzeption der PTT-Betriebe in Langenthal, setzte mich mit Erfolg für bessere Schnellzugsverbindungen zwischen Langenthal und Bern ein und intervenierte für die Verbesserung des Regionalverkehrs. Weiter verlangte ich Auskunft über die Schnellbahn (NHT) zwischen Olten und Bern und nicht zuletzt über das vorgesehene, umstrittene Kernkraftwerk Graben, vor allem im Hinblick auf die Landschaftsverträglichkeit und heikle Grundsatzfragen im Zusammenhang mit der Kernenergie. Aus beruflichen Erfahrungen heraus befasste ich mich mehrmals mit der Förderung des staatspolitischen Interesses, dem alten Zopf der Kantonsverweisung, der Revision des Vormundschaftsrechts, einer vermehrten Bekämpfung des Alkoholismus, rechtlich besser abgestützten Internierungsmassnahmen bei Verwahrlosten, Geistesgestörten und Gemeingefährlichen, einem besser fundierten Straf- und Massnahmenvollzug sowie der wirtschaftlichen Strukturpolitik und der demografischen Entwicklung usw.
Von besonderer Bedeutung in meinem Leben war dank der parlamentarischen Tätigkeit das freundschaftliche Verhältnis zu Bundesrat *Willi Ritschard.* Wir hatten ja ungefähr die gleiche Postur und geistig die gleiche Wellenlänge. Freude herrschte jeweils am Rumiweg, wenn uns der populäre Bundesrat mit seiner Frau Greti besuchte.
Im Rückblick kann ich feststellen, dass ich einen interessanten Beruf ausüben durfte, der mir wohl viel Arbeit, aber kaum je unangenehme Erlebnisse bescherte. Besonders wertvoll war, dass ich vielen Leuten behilflich sein konnte und viele liebenswerte Mitmenschen kennenlernen durfte.

Abschied vom Amtsgericht

Der Wandel der Gerichtsbarkeit am Beispiel des Amtes Aarwangen

Marcel Cavin

Redaktionelle Vorbemerkung: Der bernischen Justizreform stehen nicht nur gewandelte Rechtsauffassungen und die Erfordernisse der Europäischen Menschenrechts-Konvention zu Gevatter, sondern auch das Bedürfnis des finanziell gebeutelten Staates nach vermehrter Effizienz und schlankeren Strukturen. Die Bürger ländlicher Randregionen fragen sich allerdings, ob sich die staatliche Zentralgewalt und Verwaltung derselben Verjüngungskur unterzieht, die auf dem Lande zu Zentralisierung und Verlust altbewährter Institutionen führt. – Oberrichter Marcel Cavin, von 1975 bis 1993 selbst Gerichtspräsident in Aarwangen, vermittelt mit seinem Aufsatz einen geschichtlichen Rückblick auf die bernische Regionalgerichtsbarkeit seit dem Mittelalter.

I. Die Funktion des Richters

Jedes Leben in Gemeinschaft unterliegt gewissen Regeln. Soll nicht einfach das Recht des Stärkeren gelten, braucht die Gemeinschaft ein besonderes Regelwerk, das jedem seine Rechte und Pflichten zuweist. Doch nützt das beste Recht nichts, wenn seine Befolgung nicht überwacht und seine Anwendung nicht durchgesetzt wird, nötigenfalls mit entsprechenden Sanktionen. Das ist die Aufgabe des Richters.
Versinnbildlicht wird sie durch die Justitia, welche mit verbundenen Augen, ohne Ansehen der vor sie Tretenden, in der einen Hand die Waage hält als Symbol für die Erkenntnis der Wahrheit, der Gerechtigkeit, in der anderen Hand aber das Schwert als Symbol der Macht, die Wahrheit und Gerechtigkeit zu verteidigen und durchzusetzen. Zwar war Justitia eine römische Göttin; gemeint ist hier aber der weltliche Richter, der nach christlichen Grundsätzen die Menschen in ihrer Unvollkommenheit zurechtzuweisen hat, um die Friedensordnung der Gemeinschaft zu gewährleisten.

II. Mittelalter und altes Bern

1. Gaugerichte

Vorerst war das Richteramt meist mit der politischen und religiösen Führung verbunden, verselbständigte sich aber zusehends, bei den Germanen etwa seit der Völkerwanderung. Zwar blieb das Sippenhaupt geborener Richter über Familienangehörige und Sklaven, für öffentliche Angelegenheiten hingegen versammelten sich die waffenfähigen, freien Männer zum Volksgericht, dem Thing. Im Thing ist der eigentliche Ursprung der späteren Schöffengerichte zu sehen, wie es das nun ebenfalls abgeschaffte Geschworenengericht war, mit der Kompetenz nämlich, nicht nur den Schuldspruch zu fällen, sondern über die gesamten Rechtsfolgen zu befinden. Im Laufe des Mittelalters wurde die Thingpflicht mehr und mehr ständisch und sachlich differenziert, abgeschwächt und endlich verdrängt durch die obrigkeitliche Justiz des Territorialstaates, ausgeübt durch eigens bestellte Amtsleute. Die Laiengerichte wurden durch diese Entwicklung vorerst zurückgedrängt.

2. Landgerichte und Chorgerichte

Die Ritterzeit

Das Amtsgericht Aarwangen hat zwar nichts mit den Rittern zu tun, aber es tagte während der ganzen Zeit seiner Existenz im Schutze der trutzigen Mauern, die lange vor dieser Zeit von den Rittern von Aarwangen zur Sicherung des Flussüberganges an der Aare errichtet worden sind. Die Gerichtsbarkeit – unterteilt in hohe oder Blutgerichtsbarkeit für Kriminaltaten und niedere für Freveltaten – stand zu jener Zeit dem deutschen König zu, in dessen Einflussbereich die *Herrschaft Aarwangen* fiel. Die hohe Gerichtsbarkeit pflegte der König durch Landgrafen, Reichsvögte, Schultheissen usw. auszuüben, unter denen die Landgerichte seit dem 14. Jahrhundert tagten. Weil die Ritter von Aarwangen nicht Freiherren waren, sondern dem Dienstadel angehörten, unterstanden sie den Grafen Hartmann und Eberhard von Kyburg. Doch auch den Herren von Grünenberg (1341–1432), durch Heirat des Petermann mit der Tochter Jo-

hanns von Aarwangen in den Besitz der Herrschaft Aarwangen gekommen, stand die hohe Gerichtsbarkeit, obwohl sie Freiherren waren, nicht zu. Immerhin durften sie die hohen Bussen einstreichen.

Im alten Bern

Mit dem Zusammenbruch des Hauses Kyburg ging die hohe Gerichtsbarkeit in der Herrschaft Aarwangen bereits ab 1406 auf die Stadt Bern über. Deren Entwicklung zum Staat Bern ging rasch voran, ab 1415 bis zu den Burgunderkriegen weniger durch äusseren Gebietszuwachs als vielmehr durch innere Kräftigung, nämlich einerseits durch Erwerb von Gerichten und Herrschaftsrechten, so u.a. 1432 der Herrschaft Aarwangen von den Grünenbergern für 8400 gute «rhynische» Gulden, andererseits durch die Organisation der Staatsgewalt mittels Vereinheitlichung von Recht und Verwaltung. Die Ortsrechte wurden von den Stadtsatzungen abgelöst, und das bernische Landgebiet wurde aufgeteilt in Ämter, verwaltet durch Beamte, die Bern wählte und auch absetzen konnte: die *Landvögte*, zugleich auf Zeit (5, später 6 Jahre) eingesetzte Statthalter Berns, Untersuchungsrichter und Vorsitzende der hohen und niederen Gerichte.

Mit der *Reformation* erfuhr die Staatsgewalt eine Stärkung durch die Religionsgewalt: Die Obrigkeit war von Gott verordnet, ihr war von Gott «der befelch zu Beschützung der Guten vor den Bösen» gegeben und es sollte im göttlichen Reich nur Gnade sein und Barmherzigkeit, im weltlichen aber gerichtet und gestraft werden, «zu zwingen die Bösen und zu schützen die Frommen». Darum musste das Schwert der Obrigkeit aus grosser Barmherzigkeit unbarmherzig sein, damit gemeine Freiheit und Sicherheit erhalten bleibe.

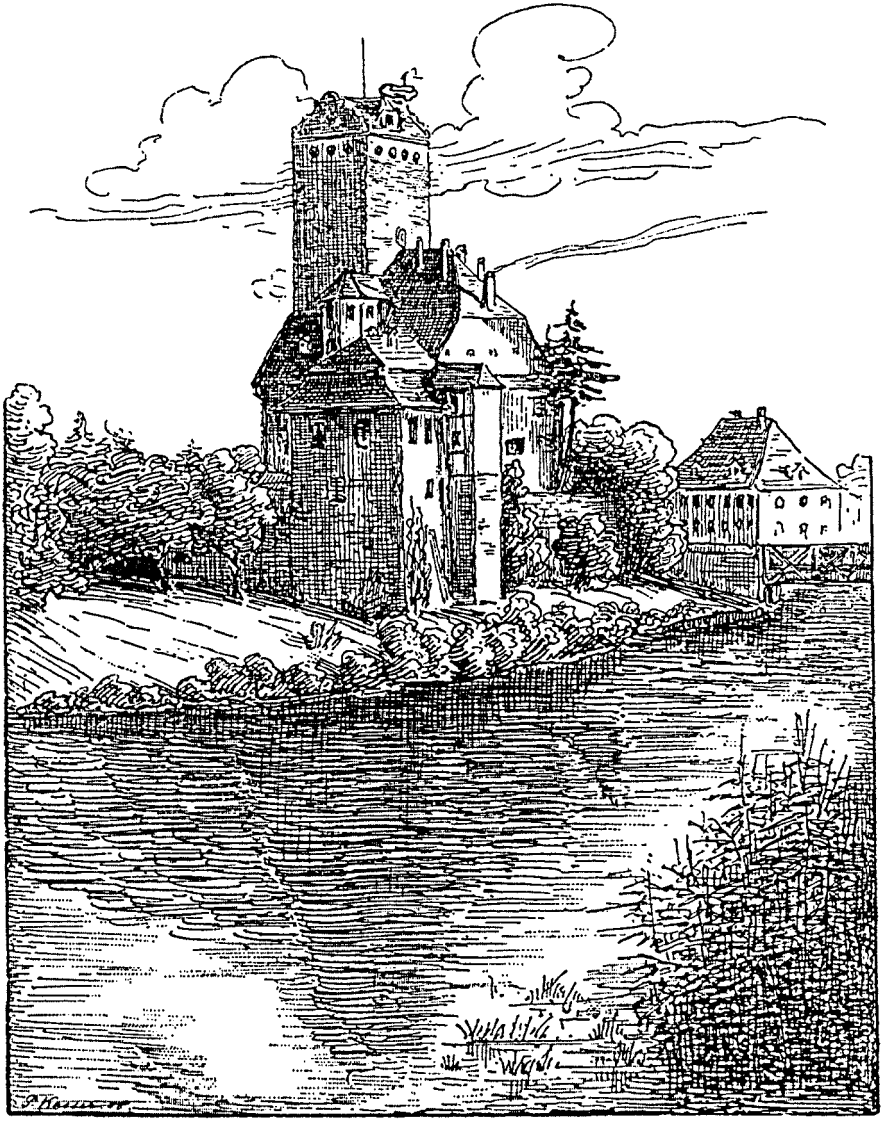
Die staatliche Gerichtsbarkeit erfuhr durch die Reformation eine Ausweitung, übernahm Bern doch vom Bischof von Konstanz die – vernachlässigte – Verantwortung für christliche Zucht und Ehrbarkeit, die – nach Auffassung der Zeit – allein in der Lage waren, die Strafgerichte Gottes wie Seuchen, Missernten und Kriege vom Bernervolk fernzuhalten.

Vorerst wurde das städtische *Chorgericht,* bestehend aus zwei Münsterpfarrern, zwei Ratsherren und anfänglich zwei, dann vier Mitgliedern des Grossen Rates eingesetzt. Später wurde das Berner Chorgericht zum

Oberchorgericht, d.h. zur Appellationsinstanz für die Chorgerichte in den einzelnen Gemeinden.
Diese bestanden aus sechs der «fürnehmsten, gottesfürchtigsten und ehrbarsten» Männer. Den Vorsitz führte der Landvogt oder sein Stellvertreter, der Weibel, das Protokoll der Pfarrer. Das Gericht tagte am Sonntag nach der Predigt im Chor der Kirche (daher der Name Chorgericht) und war zuständig bei Störungen des Gottesdienstes, Fluchen und Schwören, Sonntagsentheiligungen, übermässigem Essen und Trinken, Wirten zu verbotenen Zeiten, Ehebruch oder unerlaubten Beziehungen vor der Ehe, mangelndem Gottesdienstbesuch und Vernachlässigung der christlichen Bildung sowie bei Tanzen und Spielen.

Hohe und niedere Gerichtsbarkeit

Die grossen Regelwerke im alten Bern waren, vorerst neben und alsdann anstelle der direkt anwendbaren königlichen oder kaiserlichen Erlasse, die Gerichtssatzungen, namentlich diejenigen von 1539, 1614 und 1761.
Die hohe Gerichtsbarkeit: Die Landgerichte, unter dem Vorsitz des Landvogtes, bestanden aus meist 12 Landrichtern, ausgewählt aus der Zahl der angesehenen Männer, namentlich der Gerichtssässen. Aus ihrer Mitte wurde jeweils einer zum Vertreter der Anklage und ein anderer zum Verteidiger des Angeklagten bestimmt. Aarwangen, vorerst der hohen Gerichtsbarkeit in Wangen unterstellt, erhielt erst 1568 ein eigenes Hochgericht. Aber schon 1573 wurden die Aarwanger Landrichter vor den Grossen Rat in Bern zitiert und für die falschen, weil zu milden Urteile gebüsst, obwohl sie sich damit entschuldigt hatten, es sei doch bloss aus Einfalt geschehen. Das Problem entschärfte sich, weil der Rat bald einmal den Landgerichten die Urteile vorschrieb. Wie bei Sitte und Moral bestimmten also die Politiker auch im Strafbereich.
Das Hochgericht von Aarwangen hat in den 250 Jahren seines Bestehens in Anwendung der «peinlichen Halsgerichtsordnung» Karls V. von 1532 über 100 Hinrichtungen beschlossen. Nebst der Todesstrafe (durch Enthaupten, Rädern, Verbrennen oder Erhängen) waren vorerst nur die Verbannung und die Geldbusse als Sanktionen bekannt, bis dann im 17. Jahrhundert das Schallenwerk zum Vollzug von Freiheitsstrafen erbaut



Schloss Aarwangen von Norden. Um 1908. Aus: Kasser P., Gemeinden des Amtes und des Schlosses Aarwangen. 1908.

wurde. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts und schliesslich die Revolutionsbewegung brachten den Galgen von Aarwangen zu Fall. Das helvetische «peinliche Gesetzbuch» liess die Todesstrafe nur noch in wenigen Ausnahmefällen zu. Die Reaktion liess aber den Galgen 1806 wieder erstehen (der Flurname Galgenfeld am Südabhang des Aarwanger Ursprungs erinnert noch heute daran).
Bevor die Bundesverfassung von 1874 die Todesstrafe endgültig abschaffte, fanden im 19. Jahrhundert in Aarwangen noch sechs Hinrichtungen statt, als letzte diejenige eines Raubmörders 1856.
Die niedere Gerichtsbarkeit: Zur Beurteilung von Freveltaten und zivilen Angelegenheiten tagten niedere Gerichte, so in Aarwangen mit Graben-Berken und Bannwil, in Bleienbach, in Madiswil mit Leimiswil, in Melchnau mit Gondiswil und Busswil, in Bützberg/Thunstetten sowie in Roggwil/Wynau. Zwölf Gerichtssässen urteilten unter dem Vorsitz des Landvogts oder Weibels. Sie tagten in stattlichen Gasthöfen, und noch heute erinnern die alten Gerichtsstuben daran, sei es im «Kreuz» zu Bleienbach, im «Bären» zu Madiswil oder im «Kreuz» zu Bützberg.
Mit der Zeit wurden allerdings immer mehr Streitigkeiten vom Landvogt allein beurteilt und die Polizeigerichtsbarkeit betreffend Widerhandlungen gegen die Allmendnutzungsordnungen, Forst-, Wasser-, Markt-, Bann-, Feuerpolizei usw. häufig an Dorfgerichte, an die sog. Vierer, delegiert.

3. Distriktsgerichte (Helvetik 1798–1803)

Mit dem Einmarsch der Franzosen war das Schicksal des alten Bern und damit dasjenige der Vorrechte von Stadtburgern und Patriziern vorerst besiegelt. Die Eidgenossenschaft als vielgliedriger Staatenbund wurde ersetzt durch den Einheitsstaat der unteilbaren helvetischen Republik. Die Kantone waren nur noch Verwaltungs- und Gerichtsbezirke, die ihrerseits wieder in Distrikte eingeteilt waren.
Aus dem alten Staat Bern entstanden die Kantone Aargau, Bern, Oberland und Waadt. Der verbleibende Kanton Bern teilte sich auf in 15 Distrikte mit dem Distriktsstatthalter an der Spitze, die Distrikte in Munizipalitäten (entsprechend den alten niederen Gerichten und den neuen Kirchgemeinden) mit einem Agenten und zwei Unteragenten an der Spit-

ze. An die Stelle der alten Landvogtei Aarwangen trat nun der *Distrikt Langenthal.* Dem Schloss Aarwangen, nun zum Relikt aus der Zeit der gnädigen Herren von Bern geworden, hat man aus Unmut und im Namen von Freiheit und Gleichheit arg zugesetzt. Schliesslich wurde es für einen Pappenstiel an drei Bürger aus Herzogenbuchsee verkauft. Die Konzentration der Gewalten bei einigen wenigen ist von der revolutionären Volksherrschaft weggeblasen und ersetzt worden durch die repräsentative Demokratie. Die Aktivbürger der Kantone wählten in Urversammlungen auf je 100 Stimmfähige einen Wahlmann. Die Wahlmänner versammelten sich im Hauptort des Kantons und wählten die gesetzgebenden, richterlichen und Verwaltungsbehörden.

In die Zeit der Helvetik fällt die Geburtsstunde von Bundesgericht, Kantonsgerichten sowie Bundesanwaltschaft und Generalprokuratur im Kanton Bern. Die oberste richterliche Gewalt hielt der Oberste Gerichtshof, in den jeder der damals 18 Kantone einen Richter und einen Ersatzmann wählte, als Appellationsinstanz in Hauptkriminalsachen (Todesstrafe sowie Freiheitsstrafe und Landesverweisung von 10 Jahren und mehr) und Kassationsinstanz für Kriminal- und Zivilsachen.

Die Kantonsgerichte bestanden aus 13 Richtern und ebensovielen Ersatzleuten. Sie urteilten in erster Instanz über Hauptkriminalsachen und in letzter Instanz in allen übrigen Straf-, Zivil- und Polizeisachen. Sowohl am Obersten Gerichtshof als auch an den Kantonsgerichten amtierte ein öffentlicher Ankläger. Die Distriktsgerichte bestanden aus 9 Mitgliedern und urteilten als erstes Gericht in Zivil- und Polizeisachen.

4. Amtsgerichte und Sittengerichte

Mediation 1803–1813: Die Altgesinnten brachten die helvetische Regierung, die ihrer vielen Missgriffe, der schlechten Finanzwirtschaft und der Enttäuschung über all die nicht eingehaltenen Versprechungen wegen schwach und ohne Unterstützung blieb, schon bald wieder zu Fall. Man überliess ihnen Bern sozusagen ohne Schwertstreich. Die Helvetische Republik hatte ihr kurzes Leben ausgehaucht. Napoleon bescherte der helvetischen Republik aber die Vermittlungsakte vom 19. Februar 1803. Sie beseitigte die eidgenössische Staatsgewalt, womit die Kantone ihre alte Souveränität zurückerlangten. Die Tagsatzung war eine überstaatliche

völkerrechtliche Versammlung von Staatsvertretern, ein Schiedsgericht des Staatenbundes.
Eine der grossen Errungenschaften der Revolution, die Gewaltentrennung, liess man fallen. Die Verfassung erwähnte zwar noch die drei «politischen Gewalten», aber der Grosse Rat wählte aus seiner eigenen Mitte den Kleinen Rat, und dreizehn Mitglieder des Grossen Rates unter Vorsitz des Schultheissen bildeten das oberste kantonale Gericht über alle «bürgerlichen und peinlichen Rechtsfälle», das Appellationsgericht.
Wenigstens die «Patrimonialgerichtsbarkeit», die Twingherrschaften, welche Gerichtsbarkeitsrechte als Privateigentum behandelt hatten, wurden nicht restauriert.
Mit Dekret vom 10. Juni 1803 verlor das Oberland, im Gegensatz zum Aargau und der Waadt, seine Selbständigkeit wieder. Der Kanton Bern wurde in 22 Amtsgerichte eingeteilt, an deren Spitze die *Oberamtmänner* traten. Sie führten, wie ehedem die Landvögte bei den Landsgerichten, den Vorsitz bei den nunmehr *Amtsgericht* genannten Laiengerichten. Der 10. Juni 1803 ist somit Ausgangspunkt zur Berechnung der Lebensdauer unseres Amtsgerichts!
Die Wahlen in den bernischen Grossen und Kleinen Rat hatten unter dem Druck der allgemeinen Reaktion den Patriziern eine grosse Mehrheit gesichert, die von ihren Vorrechten noch zu retten versuchten, was zu retten war. Dazu gehörte auch die Wahl der Oberamtmänner und der vier Amtsrichter (Beisitzer genannt) durch den Kleinen Rat, letztere auf doppelten Vorschlag des Oberamtmanns und des Amtsgerichts selber. Die Amtsgerichte beurteilten zwar alle Kriminalfälle, in denen der Oberamtmann die Untersuchung unter Assistenz von zwei Amtsrichtern geführt hatte. Sämtliche Geschäfte mussten aber zum Zweck der Revision an das Appellationsgericht eingesandt werden. Das hatte mit obrigkeitlicher Rechtssprechung zu tun, aber auch damit, dass die Zuchtanstalten chronisch überfüllt waren: Um die starren, sehr strengen Strafvorschriften, an die sich die Amtsgerichte strikt zu halten hatten, nach unten zu korrigieren, brauchte es die Kompetenz des Appellationsgerichtes. Die zivilen Forderungsstreitigkeiten zu beurteilen oblag je nach Streitwert dem Oberamtmann oder dem Amtsgericht. Die Chorgerichte nahmen ihre Funktion unter dem Vorsitz des Oberamtmanns oder des von ihm gewählten Gerichtsstatthalters wieder auf. Obere Instanz in Ehesachen war das Obere Ehegericht in Bern.

Schloss Aarwangen, Amtsgerichtssaal.

Die Munizipalitäten wurden wieder zu Niedergerichten, welche die freiwillige, nicht streitige Gerichtsbarkeit besorgten (Handänderungen, Verpfändungen, Feststellung Testierfähigkeit usw.), und unter dem Vorsitz des Oberamtmannes oder des Gerichtsstatthalters tagten. Die Beisitzer wurden vom Oberamtmann auf Doppelvorschlag des Gerichts und der Gemeinde gewählt. – Zurück zu den drei genannten Bürgern aus Herzogenbuchsee: Sie überliessen dem Staate Bern das Schloss, das wiederum Gerichtssitz wurde, in so erbärmlichem Zustand und zu so stolzem Preis, dass mit Fug von Spekulation gesprochen werden kann!

Restauration 1813–1831: Die gegen Napoleon Verbündeten rückten in die Schweiz ein und zwangen sie, der Vermittlungsakte und den (aufgezwungenen) Bündnissen mit Frankreich abzusagen. Die Kantone schlossen sich in einem Bundesvertrag zum Staatenbund zusammen, der sich – mit der Garantie des Wiener Kongresses – zu immerwährender Neutra-

lität verpflichtete. Aristokratische Vorrechte in «Stadt und Republik Bern» erblühten in alter Frische; die politische Gewalt fiel an die noch lebenden Mitglieder der alten Obrigkeit zurück. Während Grosser Rat und Regierung abgelöst wurden, blieben Organisation und personelle Besetzung der Bezirksbehörden im wesentlichen gleich. Aber die zarte Pflanze «Gleichbehandlung von Land und Stadt» war fürs erste zertreten.

III. Das neue Bern

1. Regeneration 1831–1846

1830 schüttelte das Bernervolk das aristokratische Joch ab. Die liberale Verfassung vom 31. Juli 1831 betonte die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, schrieb wichtige Grundrechte fest und brachte im Grossen Rat endgültig die Vertretung des Volkes ohne besondere Vorrechte für Personen und Städte, aber auch eine saubere Gewaltentrennung. Als Konsequenz davon war das Obergericht nicht mehr – wie vorher das Appellationsgericht – ein Ausschuss des Grossen Rates. Jedoch verblieb als Reminiszenz an die früheren Zeiten die Wahl der Oberrichter und Suppleanten durch den Grossen Rat.

Aus Unzufriedenheit darüber, wie die Amtsgerichte die peinliche Gerichtsbarkeit ausübten, sah die Verfassung von 1831 die Möglichkeit vor, für das ganze Gebiet des Kantons höchstens sechs peinliche Gerichte aufzustellen, die alle Verbrechen erstinstanzlich zu beurteilen gehabt hätten. Die *Idee des Kreisgerichts* war damit zwar geboren, wurde aber vom Grossen Rat abgelehnt mit der Argumentation der Volksverbundenheit der Richter und der Befürchtung, durch Überstimmung der kleinen Amtsbezirke in den Bezirksrichterwahlen könne auf die Einzelheiten der verschiedenen Ämter zuwenig Rücksicht genommen werden. So blieben die Amtsgerichte zuständig für die Beurteilung auch von Verbrechen (Zuchthausstrafen), während sie zusätzlich aus der Kompetenz der Oberamtmänner die Beurteilung von Vergehen (Korrektionshausstrafen) übernahmen.

An die Stelle der Oberamtmänner traten in den Amtsbezirken die Regierungsstatthalter, Gerichtspräsidenten und Amtsschaffner. Das Amt Aar-

wangen kannte von Anfang an die Trennung der Ämter von Statthalter, mit Sitz seit 1844 in Langenthal, und Richter mit Sitz im Schloss Aarwangen.

Der *Gerichtspräsident,* der 29jährig und «rechtskundig» sein musste (erst ab 1907 galt als Wahlvoraussetzung das Fürsprecher- oder Notariatspatent), wurde durch den Regierungsrat (Schultheiss als Vorsitzender und sechzehn Grossräte) aus den Vorschlägen des Obergerichts und der Wahlversammlung des entsprechenden Amtsbezirks erkoren, während die Amtsrichter und Suppleanten durch die Wahlversammlung des Amtsbezirks gewählt wurden.

In die Zuständigkeit des Oberamtmannes (vorher des Landvogtes) zur Führung von Voruntersuchungen in Kriminalfällen teilten sich nun der *Regierungsstatthalter* und der Gerichtspräsident: Der Statthalter war mit den ersten Untersuchungshandlungen betraut, wie Verhaftungen, Haussuchungen und Beschlagnahmen, der Gerichtspräsident führte alsdann die Hauptuntersuchung. Bis 1833 hatte er bei Verhören zwei Amtsrichter zuzuziehen. Nach Überweisung des Falles an das urteilende Gericht bestimmte er einen der Amtsrichter (in Kehrfolge) zur Verfassung der Anklage. Dieser Amtsrichter durfte dann weder an der Beratung noch an der Urteilsfällung teilnehmen und das Gericht wurde durch einen Ersatzmann ergänzt. Die Verteidigung des Angeklagten oblag hingegen nicht mehr einem der Amtsrichter, sondern einem Advokaten.

Als Zivilgericht war das Amtsgericht für alle Streitfälle zuständig mit Ausnahme der wenigen Geschäfte, die dem Präsidenten zustanden (kleine Forderungsstreitigkeiten). Das Obere Ehegericht, das seit der Reformation die alleinige Entscheidungsbefugnis innehatte (die Chorgerichte leisteten bloss Vorarbeit im Rahmen eines beschränkten Eheschutzverfahrens und als Aussöhnungsinstanz bei Scheidungsklagen), war also abgeschafft und vom rein weltlichen Amtsgericht abgelöst worden, zu dem die nun Sittengerichte genannten Chorgerichte dieselbe Stellung hatten wie vorher zum Oberen Ehegericht.

Weil das Amtsgericht ausschliesslich aus Laien bestand, mussten seine Urteile in Kriminal- und Ehesachen vor der Eröffnung obligatorisch dem Obergericht zur Revision eingesandt werden. Die erstinstanzlichen Scheidungsurteile fanden dabei meistens Bestätigung, weniger oft die Urteile in Kriminalsachen. Vorbehalten blieb der Weiterzug der Urteile durch die Prozessparteien selbst.

2. Die Verfassung vom 31. Juli 1846. Die Geschworenengerichte

Die Liberalen waren abgelöst worden von den Radikalen, die Ernst machten mit den Volksrechten: Der Grosse Rat wurde fortan direkt gewählt, durch Herabsetzung des Alters wurde das Stimmrecht ausgedehnt, dem Volk auch Referendum und Initiative zugestanden. Im Vergleich zur Verfassung von 1831 erhielt die von 1846 also eine wesentlich weitergehende demokratische Dimension.

Für die Gerichtsorganisation übernahm der Entwurf von 1846 aus der Verfassung von 1831 die Abschaffung der Amtsgerichte, nun aber auch für den Zivilbereich: Nebst den schon damals vorgesehenen sechs Kriminalgerichten für das ganze Kantonsgebiet sollten sechs Bezirksgerichte eingeführt werden, Straf- und Ziviljustiz sollten entflochten werden. Die vorberatende Kommission wies aber den Entwurf an die Redaktionskommission zurück zwecks Beibehaltung der Amtsgerichte und *Einführung von Geschworenengerichten.* Also beschlossen vom Verfassungsrat, und vom Volk angenommen.

Gerichtspräsidenten wurden nicht mehr von der Regierung, sondern vom Obergericht auf Vorschlag der Wahlversammlung des Amtsbezirks gewählt.

Das Statthalteramt wurde «entkriminalisiert» und die Führung der Voruntersuchung dem Gerichtspräsidenten zusammen mit dem Bezirksprokurator übertragen. Beurteilt wurden Strafsachen vom Gerichtspräsidenten als Polizeirichter, vom Amtsgericht als Korrektionsgericht (Vergehen) und vom Geschworenengericht als Kriminalgericht (Verbrechen). Die Geschworenen (Jury) entschieden ohne Mitwirkung von Juristen alleine über Täterschaft, Tat-, Schuld- und Rechtsfragen, wohingegen die Juristen des Gerichts – die drei Mitglieder der Kriminalkammer des Obergerichts – die prozessualen und zivilrechtlichen Fragen sowie die Strafzumessung alleine beurteilten. Erst durch das Gesetz über das Strafverfahren von 1928 erhielt das Geschworenengericht volle Urteilskompetenz und wurde damit – entgegen seiner Bezeichnung – zum Schöffengericht.

Die Zivilrechtspflege blieb, mit Ausnahme der Schaffung eines besonderen Friedensrichters und einigen Verschiebungen in der Zuständigkeit insbesondere bei Forderungsstreitigkeiten, im wesentlichen gleich. Daran änderte weder die bernische Verfassung vom 4. Juni 1893 viel, noch die

Einführung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches 1912 oder des Schweizerischen Strafgesetzbuches 1942 wesentliches, es sei denn die Übertragung aller Forderungsstreitigkeiten an den Gerichtspräsidenten, der nun vom Volk gewählt wurde, resp. den Appellationshof des Obergerichts. Und auch das Argument der ungleichen Arbeitslast vermochte anlässlich der Vereinfachung der Bezirksverwaltungen 1921 am Bestand der Amtsbezirke und Amtsgerichte nicht zu rütteln.

IV. Die Verfassung des Kantons Bern vom 6. Juni 1993

1. Der Bruch mit der Vergangenheit

Über die stramme Jahrhundertbeständigkeit bernischer Gerichtsorganisation fegte nun unverhofft ein heftiger Gewittersturm hinweg, welcher zwei der drei Grundpfeiler der erstinstanzlichen Gerichtsbarkeit weggeblasen hat: das Geschworenengericht und das Amtsgericht. Standfest blieb der Gerichtspräsident. Aus der Asche erhob sich das Kreisgericht.

2. Die Abschaffung des Geschworenengerichts

Als Gründe, die zur Abschaffung des Geschworenengerichts geführt haben dürften, werden genannt: die grossen Kosten, die fehlende Möglichkeit, das Urteil durch eine obere Instanz vollumfänglich überprüfen lassen zu können, die Befürchtung, die Laienrichter, die nur wenige Male als Richter zu wirken haben, könnten überfordert sein, die Schwerfälligkeit des Gerichts, bedingt durch Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens, die ungleich langen Spiesse zwischen Anklagevertreter und Verteidiger und die Dominanz der Berufsrichter.
Eigentlich wäre ja «das Geschworenengericht bestens dazu geeignet» gewesen, «eine Brücke zwischen Justiz und Bürger zu schlagen». Weshalb, ist nachzulesen im verspäteten Plädoyer für das bernische Geschworenengericht von Oberrichter Jürg Sollberger, der fundiert und objektiv argumentiert (vgl. Literaturverzeichnis).

3. Die Abschaffung des Zivilamtsgerichts

Die Geschäfte des Zivilamtsgerichts Aarwangen von 1912–1995: Seit Inkrafttreten des Schweizerischen Zivilgesetzbuches am 1. Januar 1912 wurden gemäss der nachstehenden Tabelle folgende Fälle behandelt:

Zeitraum	Bevogtung Entvogtung	Ehescheidung -trennung und -nichtigkeit	Vaterschaft	übrige wie Verlöbnisbruch Zuweisung landw. Heimwesen
1912–1915	11	32	26	2
1916–1925	55	81	74	11
1926–1935	81	156	65	13
1936–1945	54	231	77	24
1946–1955	160	274	122	22
1956–1965	186	291	134	12
1966–1975	188	429	139	19
1976–1985	163	742	85	31
1986–1995	154	1053	78	28

Die Anzahl der vom Zivilamtsgericht Aarwangen zu beurteilenden Entmündigungen und Wiederbemündigungen fiel im kantonalen Vergleich immer eher hoch aus. Worauf dies zurückzuführen war, ist nie ganz klar geworden.
Einen ersten bemerkenswerten Anstieg der Scheidungsrate brachte die unmittelbare Nachkriegszeit. 1971, leicht verzögert zur gesamtschweizerischen Entwicklung, erlitt die Scheidungskurve einen markanten Knick nach oben; seither nahmen die Scheidungszahlen massiv zu.
An der Vaterschaftsfront ist dank Verhütungsmitteln und verbesserten wissenschaftlichen Methoden, aus einem Präsumptivvater einen leiblichen Kindsvater zu machen, nun doch etwas Ruhe eingekehrt.

Der Weg zur Abschaffung

Die Zivilamtsgerichte seien unnötig und würden einen Kostenfaktor bilden, der sich nicht mehr rechtfertige. Sie befassten sich zum grössten Teil mit Konventionsscheidungen. Dafür sei der Einzelrichter gerade so gut

geeignet; besser geeignet sei er aber für Kampfscheidungen, wo sich v.a. komplexe juristische Fragen aus dem Ehegüterrecht stellten. Über die Kinderzuteilung würden heute faktisch vielfach nicht mehr die Gerichte, sondern Experten und Gutachter entscheiden. Im übrigen seien die Weichen für den Scheidungsprozess ohnehin im Eheschutzverfahren durch den Einzelrichter gestellt worden. Was die Vaterschaftsprozesse betreffe, seien das auch weitgehend Gutachterprozesse, und Bevormundungen würden nur noch selten über ein Urteil des Zivilamtsgerichts angeordnet.
Soweit der Zwischenbericht der Verfassungskommission vom 19.4.1990. Die dort geäusserten Meinungen mögen als modern imponieren, sehen aber doch vorbei an der Tatsache, dass die Ehe auch heute eine bedeutsame gesellschaftliche Institution und als solche zu schützen ist und bleibt (deshalb auch die Offizialmaxime in Art.158 ZGB, d.h. in Scheidungsprozessen wird der Sachverhalt von Amtes wegen ermittelt). Die eheliche Verbindung soll nicht zum blossen Vertrag degradiert werden. Das ist wohl auch der Grund, weshalb der Entwurf zum neuen Scheidungsrecht die Möglichkeit für die Kantone zur Schaffung von Familiengerichten vorsieht.
So gesehen kam der bernische Verfassungsgesetzgeber-Gaul mit der Abschaffung des Zivilamtsgerichts – wie es der Zürcher Oberrichter Oskar Vogel gesagt hat – doch ein wenig ins Galoppieren!
Ganz klar nicht zu vereinbaren sind die Äusserungen im Zwischenbericht mit dem Grundsatz der freien Beweiswürdigung, die sich selbstverständlich auch auf Gutachten bezieht, mit dem Wesen des Summarverfahrens, wie es das Eheschutzverfahren darstellt (mit bloss vorläufiger Regelung gestützt auf nur summarische Prüfung) und schliesslich mit der jedenfalls vom Zivilamtsgericht Aarwangen tatsächlich beurteilten Anzahl «Bevogtungssachen», deren Zahl in den letzten Jahren nicht namhaft zurückging.
Dass die Laienrichter mit ihrer Erfahrung den Zivilprozess bereichern, war auf einen Rückkommensantrag hin zwar unbestritten, es wurde aber geltend gemacht, dass dieser Erfahrungsschatz heute nur noch in wenigen Fällen eine ausschlaggebende Rolle spiele. So wurde auf ein Rückkommen verzichtet. Bei der ersten Lesung vom 23. Juni 1992 im Grossen Rat wurden noch zwei Vorstösse zur Rettung des Zivilamtsgerichts unternommen, dann aber wieder zurückgezogen.
Der bekannte gutschweizerische Kompromiss, der z.B. darin hätte beste-

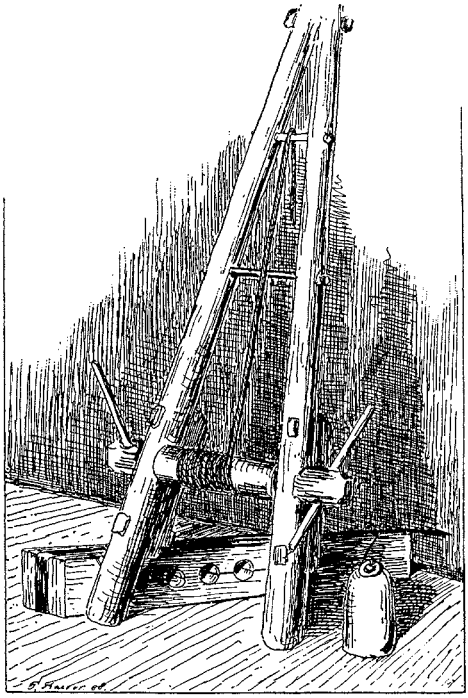
hen können, das Zivilamtsgericht von jenen Prozessen zu entlasten, in denen das öffentliche Interesse und damit das Laienelement als unnötig oder unzweckmässig erscheint, wie Konventionsscheidungen und Vaterschaftsprozesse, wurde erstaunlicherweise gar nicht erst gesucht.
Die Gleichheit der Geschlechter – heute so gross geschrieben, dass bei Straftaten gegen die sexuelle Integrität etwa eine Dreierkammer des Obergerichts mit mindestens zwei Personen gleichen Geschlechts wie das Opfer besetzt sein muss – sucht man vergeblich als Argument für die Beibehaltung des Zivilamtsgerichts als Ehescheidungsgericht. Das ist umso erstaunlicher, als im Ehescheidungsprozess immer Parteien beider Geschlechter betroffen, im Einzelgericht aber nur noch ein Geschlecht vertreten sein wird.
So nehmen wir – halt etwas wehmütig – auch Abschied vom bernischen Zivilamtsgericht, das bestimmt besser war als sein Ruf heute ist.

4. Die Abschaffung des Strafamtsgerichts

Zeitraum	Leib und Leben	Vermögen	Sittlichkeit	Gemeingefahr	Rechtspflege	Andere	Drogen
1945–54	1	53	37	1	8	0	0
1956–65	5	45	39	2	8	1	0
1966–75	6	49	38	2	3	2	0
1976–85	7	53	22	2	2	1	13
1986–95	10	33	17	0	0	1	39

Die Geschäfte des Strafamtsgerichts 1945–1995 (%-Anteile, total 568 Fälle).

Gründe zur Abschaffung: In den kleinen Amtsbezirken harrte die Gewaltentrennung mit der Personalunion von Regierungsstatthalter und Gerichtspräsident immer noch der Verwirklichung.
Zudem verlangte das Bundesgericht 1987 in Anwendung und Auslegung der Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten vom 4. November 1950, dass auch das bernische Strafverfahren die personelle Trennung von Untersuchungsrichter und urteilendem Richter vornehmen müsse.
Sparmassnahmen riefen nach mehr Effizienz, und Effista empfahl deswegen und zufolge der EMRK-Unvereinbarkeiten die Zusammenfassung von



Strecki aus dem Schloss Erlach (im historischen Museum in Bern), Streckistein und Stock aus dem Schloss Aarwangen. Aus: Kasser P., Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen. 1908.

Organisationseinheiten auch im Gerichtsbereich. Diese Forderungen und Notwendigkeiten seien schwerer zu gewichten als das Interesse an der Beibehaltung althergebrachter und historisch gewachsener Strukturen. Die Lösung wurde gefunden in der Schaffung von regionalen Untersuchungsrichterämtern und im Zusammenschluss von zwei oder mehr Amtsbezirken zu Gerichtskreisen.

Das Kreisgericht IV Aarwangen–Wangen: Die Amtsbezirke Aarwangen und Wangen werden 1997 zum Kreisgericht IV mit Sitz in Aarwangen zusammengeschlossen. Das mag ein später Ausgleich dafür sein, dass die Leute aus dem Amt Aarwangen im 15. und 16. Jahrhundert während 136

Jahren nach Wangen laufen mussten, um sich der hohen Gerichtsbarkeit zu stellen!
Das Kreisgericht besteht aus der Gerichtspräsidentin oder dem Gerichtspräsidenten sowie vier Kreisrichter(innen), die innerhalb des Gerichtskreises im Majorzverfahren gewählt werden, wobei vorab jedem Amtsbezirk ein Kreisrichter(innen)-Sitz zugesprochen wird. Die sachliche Kompetenz des Kreisgerichts wurde im Vergleich zum Amtsgericht im unteren Rahmen von sechs Monaten auf ein Jahr (neue oberste sachliche Zuständigkeit des Einzelrichters) und im oberen Rahmen bis zur Maximalstrafe von lebenslänglichem Zuchthaus (bisher Geschworenengericht) ausgeweitet.
Es bleibt zu hoffen, dass die Laienrichter nicht zufolge Mehrbelastung aus ihrer «tiefen Verwurzelung in einem angestammten sozialen und beruflichen Umfeld» herausgerissen und sozusagen angelernte Justiz-Halbprofis werden und dass der gelernte Vollprofi auf dem Präsidentenstuhl die grosse Belastung, nun im Gegensatz zum Geschworenengericht ohne juristischen Flankenschutz, in Schwerstfällen zu bestehen vermag.
So wie ich die Oberaargauer kenne, werden sie die Aufgabe mit einer guten Mischung von Behäbigkeit und Leichtigkeit meistern und den guten Ruf ihrer Justiz weitertragen.

Literatur

Dietrich Max – Die Gerichtsorganisation des Kantons Bern im 19. Jahrhundert, Diss. Bern 1934, Buchdruckerei Berner Volkszeitung, Herzogenbuchsee
Grossenbacher Peter – Das erste bernische Obergericht, ZbJV 117 (1981) 554
Jufer Paul – Bernische Bezirksverwaltung, gestern und heute. Jahrbuch des Oberaargaus 3, 1960
Kälin W./Bolz U. – Handbuch des bernischen Verfassungsrechts, Haupt/Stämpfli 1995
Kuert Simon – 1200 Jahre Madiswil, Die Geschichte einer Landgemeinde, Kuert Druck AG, Langenthal 1995
Kasser Paul – Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, 2. Auflage, Buchdruckerei Merkur AG, Langenthal 1953
Rennefahrt Hermann – Grundzüge der bernischen Rechtsgeschichte I. – IV. Teil, Verlag Stämpfli, Bern 1928
Sollberger Jürg – Die letzten Tage des Bernischen Geschworenengerichts, Z StrR Bd.114 (1996) S.125 ff.

Der Oberaargau als Transitland zwischen Lombardei und Nordwesteuropa?

Historische Verkehrswege zwischen Aare und Luzerner Hinterland

Rolf Peter Tanner

Vorbemerkung

In der vorliegenden Arbeit soll eine historische Wegstrecke durch den Oberaargau untersucht werden: die alte Luzern–Huttwil–Solothurnstrasse. Anschliessend wird der Versuch unternommen, diese eher kleinräumige Verbindung in einen überregionalen Kontext zu stellen. Die Route verlief über Willisau nach Huttwil auf der alten Luzern–Bernstrasse und spaltete sich dort von dieser Strasse ab, die den weiteren Weg über Dürrenroth–Affoltern–Kaltacker nach Burgdorf nahm. Ab Huttwil überquerte die Solothurnstrasse bei der Weinstegen die Langeten und leitete über die Linden hinunter nach Thörigen. Die Fortsetzung bildete der Weg über Bettenhausen–Oberönz–Äschi–Subingen und Derendingen (s. Abb. 1).

Diese Untersuchung stützt sich in ihrem zentralen Teil über die Solothurn–Luzernstrasse auf Ergebnisse der Erhebungen im Rahmen des Inventars historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS)[1]. Für den solothurnischen Teil der Strecke wurde auf Archivrecherchen zurückgegriffen, die ebenfalls von Mitarbeitern des IVS in den Staatsarchiven Bern und Solothurn durchgeführt wurden. Aus diesem Grund ist es nötig, diese Institution in raschen Zügen vorzustellen:
Das Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz ist ein Bundesinventar, das in Anwendung des Bundesgesetzes über Natur- und Heimatschutz (NHG) im Auftrag des Bundesamtes für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL) entsteht. Historische Verkehrswege sind durch historische Dokumente und teilweise auch durch ihr traditionelles Erscheinungsbild im Gelände belegbare Verbindungen früherer Zeitepochen. Als eines der prägendsten anthropogenen Elemente der Landschaft gehören sie zu den meistgefährdeten Kulturdenkmälern. Zu ihrem Schutz werden sie gesamtschweizerisch durch das IVS erfasst und dokumentiert. Ziele dieser Arbeit sind unter anderem:

Abb. 1 Die Wegstrecken von Luzern nach Bern und Solothurn.

- Aufstellen eines Hinweisinventars der schützenswerten Objekte von historischen Verkehrswegen als Entscheidungshilfe für die Raumplanung.
- Umsetzen der Inventargrundlagen (z.B. Einbau alter Wege in Fuss- und Wanderwegnetze).

Haupttransitachsen durch die Schweiz in Mittelalter und früher Neuzeit

Über die grossen Transitachsen durch die Schweiz herrscht in der Wegeforschung Einigkeit. Seit der Römerzeit sind es zwei hauptsächliche Routen, die das Gebiet der heutigen Schweiz von Norden nach Süden durchqueren: der Grosse St. Bernhard (mons Poeninus) und der Septimer bzw. Julier/Maloja. Ab dem Beginn des 13. Jahrhunderts werden diese Strecken ergänzt und später überflügelt durch den Gotthard (s. Abb. 2).[3]
Die Fortsetzungen durch den Jura gegen Nordwesteuropa ergeben sich durch folgende Hauptachsen (s. Abb. 2):

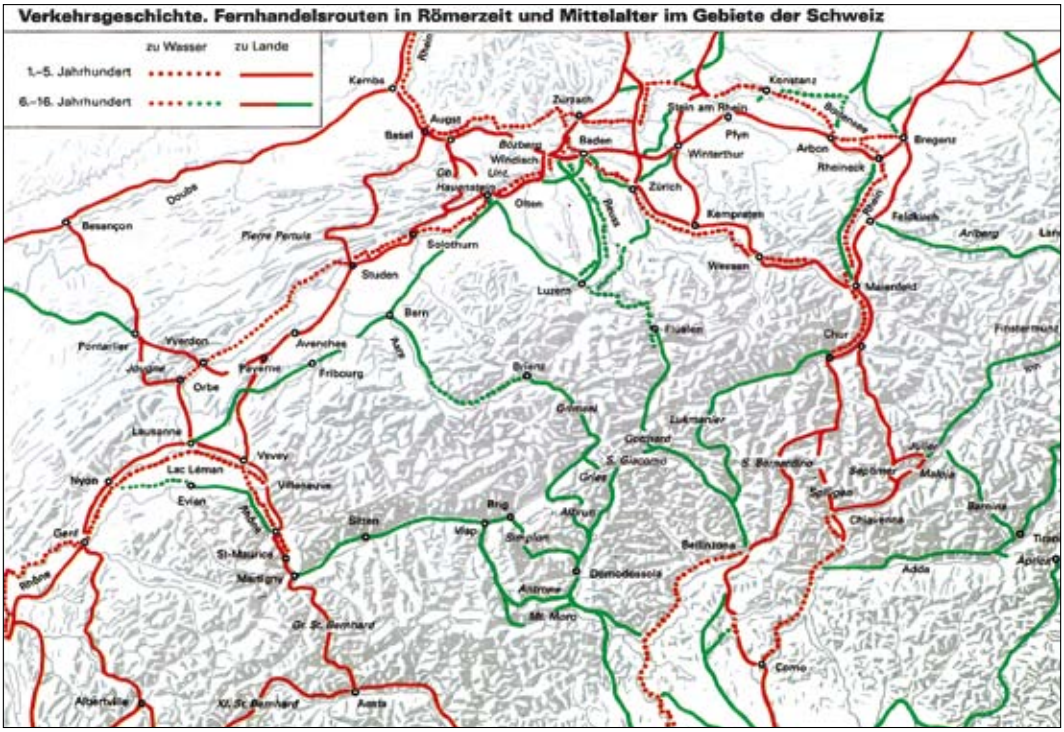


Abb. 2 Die historischen Hauptverkehrsachsen durch die Schweiz.[2]

- vom Grossen St. Bernhard über den Col de Jougne nach Besançon oder, bei Lausanne abzweigend, durch das Mittelland zum Oberen Hauenstein und nach Basel,
- vom Gotthard über den Unteren Hauenstein ebenfalls nach Basel,
- von den Bündner Pässen über Zürich und den Bözberg erneut ans Rheinknie.

Dazwischen fügt sich als zweitrangiger Übergang der Weg über die Pierre Pertuis, wobei dessen Verlauf für die nachrömische und auch noch für die frühe Neuzeit ungeklärt ist.[4]

Fernziele all dieser Strecken waren im Mittelalter einerseits die Messen der Champagne[5] (ab der Mitte des 12. Jahrhunderts, Hochblüte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) bzw. Flanderns[6] (ab dem 14. Jahrhun-

dert) und andererseits die Handelsmetropolen Oberitaliens. An den gesicherten Messeorten der Champagne trafen sich Kaufleute aus aller Herren Ländern zum Warenaustausch (s. Abb. 11).
Mit dem Niedergang der Champagner Messen seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts traten immer mehr die Messen von Genf und ab 1462 diejenigen von Lyon in den Vordergrund.[7] Mit dem Aufschwung der Handelsmetropolen Mittel- und Oberdeutschlands ergab sich dadurch eine Umlagerung der Verkehrsausrichtung: anstelle des Nord-Süd-Verkehrs durch die Schweiz trat nun vermehrt auch ein Ost-West-Verkehr. Diese Umorientierung lässt sich sehr schön an der Territorialentwicklung Berns aufzeigen. Versuchte die Aarestadt zu Beginn ihrer Staatswerdung noch gegen Norden (Jura) und Süden (Oberland) ihr Herrschaftsgebiet auszudehnen, dokumentiert die Einverleibung unseres Raumes (Kauf der Landgrafschaft Kleinburgund 1406) und die Eroberung des Aargaus 1415 die neue Stossrichtung, die in der Eroberung der Waadt 1536 gipfelte.[8]
Im Gefüge der genannten Hauptachsen wird der Oberaargau durch beide West-Ost-Achsen berührt, nämlich einerseits durch die «Zähringerroute» aus der Westschweiz über Bern und Burgdorf nach Langenthal und weiter in den Aargau[9] sowie durch deren Parallelachse über Kirchberg und Herzogenbuchsee, die im 18. Jh. als moderne Chaussée nach französischem Vorbild ausgebaut wurde[10], andererseits durch die alte römische Linie von Payerne–Murten–Aarberg–Solothurn–Olten (s. Abb. 2). Die Strasse von Solothurn nach Luzern (beides Orte, die an Haupttransversalen liegen) bildet also eine sekundäre Verbindung innerhalb des grossen Netzes. Die Strecke scheint zwar eine Fernstrasse, nicht aber eine ausgeprägte Handelsstrasse gewesen zu sein. An Fernhandelsgütern, die den Willisauer Zoll passierten, werden in der Neuzeit (1675) Wein, Reis, Tuch, Salz und als Kaufleute Berner, Solothurner und «Welsche» genannt[11], wobei diese Angaben erst die luzernische Zeit betreffen.

Die historische Solothurn–Luzern-Strasse im Oberaargau

Die Darstellung der Solothurn–Luzern-Strasse im Raume des Oberaargaus erfolgt in zwei Abschnitten: Solothurn–Huttwil und Huttwil–Willisau (–Luzern). Die Begründung für dieses Vorgehen liegt darin, dass ab Huttwil die Strecke auf der alten Bern–Luzern-Strasse (s. oben) verläuft, so

dass viele Quellennachweise und Verkehrsbeziehungen nicht eindeutig der einen oder anderen Strecke zugeordnet werden können. Zunächst werden historische Quellenbelege für die Strasse an sich und für wegbegleitende Einrichtungen, wie Brücken, Mühlen, Kirchen, Gerichtsstätten etc. gegeben, die sich naturgemäss an Wegen befanden. Anschliessend werden die noch im Gelände auffindbaren Wegelemente dokumentiert.

Der Abschnitt Solothurn–Huttwil

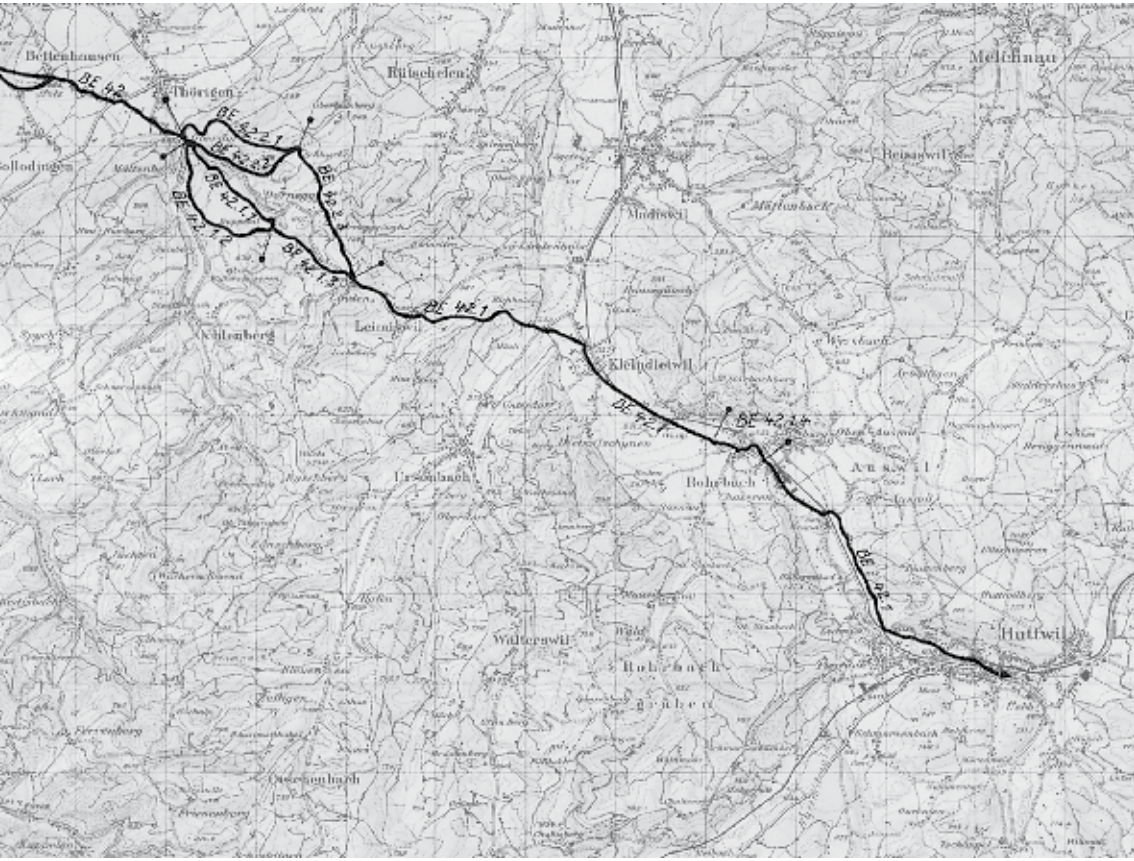


Abb. 3 Inventarkarte IVS des Abschnittes Bettenhausen–Huttwil. Auf Landeskarte 1:50 000, Blatt 234 Willisau (verkleinert). Reproduziert mit Bewilligung L+T vom 4. 9. 1997.

Quellennachweise:

Dass die Solothurn–Luzern-Strasse zumindest im Bereich des Wasseramtes auf ein hohes Alter zurückblicken kann, zeigen unter anderem Erwähnungen wie «uff der Emmen bruck an des heiligen richs strassen in der lantgraffschaft von Wangen»[12], oder «ze Därendingen, an des hl. Richs strassen»[13] aus dem Jahr 1472, die die Strecke als via regia, als Königsstrasse, auch «offene Strasse» genannt, qualifizieren. Der Begriff «offene Strasse» entsprach der mittelalterlichen Rechtsvorstellung eines Raumes, der nur dem Reichsrecht unterworfen war, und der somit einen von lokalen Gewalten unbeeinflussbaren Raum darstellte. Hingegen sucht man vergeblich nach der namentlichen Erwähnung des Endzieles Luzern. Auch der Abschnitt auf heute bernischem Territorium bleibt lange Zeit nicht fassbar. Dennoch gibt es einige Hinweise für Verkehrsbeziehungen. So besass die Benediktinerpropstei in Herzogenbuchsee namhafte Güter in Huttwil (erwähnt 1108), die sie durch einen eigenen Meierhof verwalten liess.[14] Also muss spätestens zu dieser Zeit eine Verbindung von Herzogenbuchsee nach Huttwil bestanden haben; der kürzeste Weg dahin verläuft ab Thörigen auf der nachmaligen Luzernstrasse. Interessant mag auch der Umstand sein, dass schon im 12. Jahrhundert die Grafen von Fenis, die Vorfahren der Grafen von Neuenburg, altererbte Güter ihrem Hauskloster St. Johannsen bei Erlach schenkten, das dieses durch zwei Meierhöfe verwalten liess.[15] Ebenso verfuhren die Feniser mit Gütern in Geiss bei Menznau.[16] Folglich müssen Verkehrsbeziehungen bestanden haben aus dem Seeland in den Oberaargau und sogar ins heutige Luzerner Hinterland, wobei hier verschiedene Verbindungsmöglichkeiten bestanden haben mögen.[17]

Der unermüdliche Reisende Andreas Ryff aus Basel (1550–1603) endlich gibt uns für das ausgehende 16. Jahrhundert eine exakte Wegbeschreibung des gesamten Abschnitts: «Nun soltu wissen, gönstiger läser, dass ich die reiss uff vasnacht vom Sollenturnner merckt uff den alten merckt gehn Lutzern de anno 71 biss uff anno 97 jehrlich in eigener persohn gethon; … von Sollenturn aus uff Soubigen, ½ myl, Dörigen 1 myl, Huthwyl 1½ mylen; summa uss Sollenturn gehn Huthwyl 3 myl wegs oder 5 stunden zrithen. Also komen die strossen von Sollenturn und von Bern und Friburg gegen Lutzern zuo in Huthwyl zuosamen, und ist kein andere landtstross wegen des gebirgs».[18]

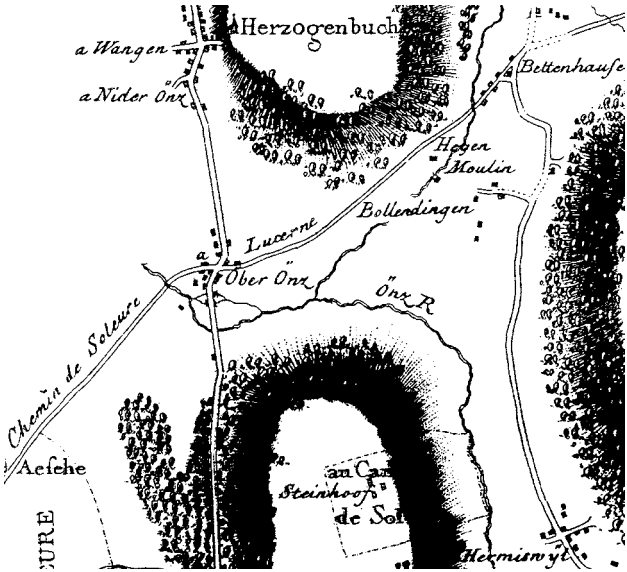


Abb. 4 Auf der «*Carte Topographique de la Grande Route de Berne à Zürich*» *aus dem Jahr 1787 erscheint die alte Strasse von Solothurn nach Luzern als* «*Chemin de Soleure à Lucerne*».[19]

Noch um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ist auf Karten, Plänen und in schriftlichen Quellen vom «Chemin de Soleure à Lucerne»[20], von der «Landstrass nach Solothurn»[21] oder von der «Landstrass von Lucern nach Solothurn»[22] die Rede. Zu dieser Zeit wird sich aber bereits ein grosser Teil des Verkehrs zwischen beiden Städten auf anderen, besseren Strassen abgewickelt haben. Zwar war der Weg über Huttwil und Willisau die kürzeste Verbindung zwischen Solothurn und Luzern[23], dennoch schlugen die Luzerner Postboten seit den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts den Weg über Sursee–Zofingen–Egerkingen nach der Ambassadorenstadt ein.[24] 1743 ersetzte Bern den Fussboten, der bisher durchs Entlebuch nach Luzern gelangt war, durch einen Reiter, «der zweimal wöchentlich die Post aus Bern, Frankreich und Deutschland von der bernischen Poststation Dürrmühle» bei Niederbipp nach Luzern brachte.[25] Offenbar hat hier unter anderem auch die französische Botschaft in Solothurn ihre Hand im Spiel gehabt. Der Bote ritt dabei über Langenthal und Zofingen nach Luzern;[26] auch dies ein Indiz dafür, dass die Direkt-

verbindung über Huttwil an Bedeutung verloren hatte. Jedenfalls befuhr die Reise-Paketpost-Wagenverbindung zwischen Solothurn und Luzern ab 1789 dieselbe Route.[27]

Vor allem das gebirgige Stück zwischen Thörigen und Kleindietwil scheint der Entwicklung der Route abträglich gewesen zu sein. Als schliesslich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dieses Stück ausgebaut wurde (1876 fertiggestellt), war nur noch von der «Thörigen–Dornegg–Linden–Leimiswil–Lindenholz–Strasse» die Rede.[28] Ungefähr zur selben Zeit entstand auch zwischen Kleindietwil und Huttwil eine neue Strasse, wobei damals schon von der Langenthal–Huttwil-Strasse gesprochen wurde.[29]

Die Erinnerung an die alte Verkehrsverbindung ist vor allem im Wasseramt lebendig geblieben; in allen Dörfern an der Route trägt auch die heutige Hauptstrasse den Namen «Luzernstrasse».

Die erste Linienführung der Strecke (BE 42.1[30], s. Abb. 3) von Thörigen über Duppetal (insbesondere der Abschnitt BE 42.1.1) nach Linden und weiter nach Huttwil wird am Anfang des 19. Jahrhunderts auf einem Flurplan als «Strass nach Huttwyl» bezeichnet.[31] Da sie auch die direkteste Ausrichtung aufweist, ist anzunehmen, dass diese Verbindung die eigentliche Landstrasse nach Luzern darstellt und dass den anderen Routen eher Alternativcharakter zukam.

Inwieweit die Linienführung über Dornegg (BE 42.2, s. Abb. 3) wirklich eine Variante zum Direktaufstieg nach Linden über Duppetal war (BE 42.1) oder lediglich lokale Bedeutung hatte, ist schwierig abzuschätzen. Der Hinweis, dass im Weiler Guggershus die solothurnischen Einsiedelnpilger Rast zu machen pflegten[32] und die teilweise starke Ausprägung der Wegformen lassen jedoch auf mehr als nur lokale Bedeutung schliessen (s. Beschreibung Geländespuren).

Rohrbach (BE 42.1.4, s. Abb. 3) tritt für bernische Verhältnisse ausserordentlich früh ins Licht der schriftlichen Quellen: bereits 795 wird die dortige Martinskirche erwähnt.[33] Die Annahme, dass dieses Gotteshaus die Mutterkirche vieler umliegender Pfarreien gewesen sein soll, haben die Ausgrabungen in Madiswil widerlegt; die dortige erste Kirche geht mindestens so weit zurück, wie das Erwähnungsdatum der Rohrbacher Kirche. Diese Vermutung ist übrigens schon anlässlich der Grabungen in Rohrbach selber geäussert worden.[34] Es ist anzunehmen, dass sich die Kirche aus karolingischer Zeit und die alte Mühle[35] (erwähnt 1329) an der

alten Durchgangsstrasse befanden. Daher lässt sich vermuten, dass der Strassenverlauf, wie er auf Plänen des 19. Jahrhunderts erscheint, ungefähr dem früh- und hochmittelalterlichen entsprechen dürfte.[36] Erst die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts brachten die Neuanlage der Ortsdurchfahrt.[37] Lediglich die Langetenbrücke von 1776[38] wurde schon kurz vor 1850 einer Erneuerung unterzogen[39], der Vorgängerbau muss noch aus Holz bestanden haben.[40]

Geländespuren an der Linienführung Thörigen–Duppetal–Linden–Huttwil

Die gesamte Strecke ist heute noch auf fast der gesamten Länge in ihrem historischen Verlauf in Strassen der verschiedensten Klassifikation erhalten (s. Abb. 3). Auf der Strecke zwischen Solothurn und Thörigen ist sie unter heutigen Haupt- und Nebenstrassen verborgen, ebenso zwischen Weinstegen und Rohrbach. Insbesondere aber im bergigen Stück von Thörigen nach Kleindietwil markieren Waldwege und kleine Hoferschliessungsstrassen mit noch vorhandenen, typischen Wegmerkmalen ihren Verlauf.

Die Linienführung Thörigen–Duppetal–Linden–Huttwil (BE 42.1, s. Abb. 3) erreicht mit zwei markanten Hohlwegaufstiegen (BE 42.1.1 und 42.1.2) das Hochplateau von Duppetal und zieht weiter zum «Passübergang» auf der Linden (BE 42.1.3). Bis zum kleinen Kern von Leimiswil ist von der alten Strasse der historische Verlauf nicht mehr erhalten. Als schmale, geteerte Hoferschliessungsstrasse zieht sie sich dann über das Eichholz zum Langetenübergang von Wystägen, wo sie die alte Strasse von Langenthal nach Sumiswald kreuzt. Von hier bis nach Rohrbach (BE 42.1.4) verlief die alte Luzernstrasse unter den heutigen, modernen Strassen. Im «Brand» südwestlich von Rohrbach erscheint sie wieder als geteerte Flur- und Fahrradstrasse, die in den historischen Kern des Städtchens Huttwil mündet.

Der Hohlwegaufstieg BE 42.1.1 (s. Abb. 3) ist heute noch als Waldweg genutzt. Der ausgeprägte Hohlwegkörper ist bis zu 6 Meter tief und weitet sich nach etwa 150 Metern zu einem Hohlwegbündel. Ab dem «Grüttershüsli» führt der Weg als Erschliessungssträsschen mit Asphaltoberfläche zum Weiler Duppetal.

Abb. 5 Der tief eingeschnittene Hohlweg gleich zu Beginn des Aufstiegs nach Duppetal. Foto R. Tanner, 30.-8.-1992.

Obwohl der Abschnitt über die Duppetalweid nach Duppetal (BE 42.1.2, s. Abb. 3) ausgeprägtere Wegformen aufweist als die oben beschriebene Direktverbindung (BE 42.1.1), ist keine Quelle auffindbar, die diesen Weg als Teilstück der Luzernstrasse ausweist. Lediglich die starke Ausprägung der Spuren lässt die Vermutung zu, dass es sich hier um einen Alternativaufstieg nach Duppetal handelt. Der Aufstieg auf die Höhe der Duppetalweid besteht aus einer Folge von markanten Hohlweg- und Hohlwegbündelabschnitten. Gleich am Anfang steigt der Weg im Bogen durch einen offenbar ungenutzten Hohlweg an, der bis 10 Meter tief eingegraben ist. Das nächste Hohlwegstück ist noch bis zu 5 Metern tief und verzweigt sich im weitern Verlauf in ein Bündel aus drei Spuren. Abgeschlossen wird der gesamte Abschnitt durch ein weiteres Bündel mit 6 bis 7 Trassen, wobei einige bis 3 Meter eingetieft sind. Anschliessend zieht der Weg erst als Feldweg, dann als asphaltierte Drittklassstrasse nach Duppetal, wo er sich mit der Hauptroute (BE 42.1.1) vereinigt.

Die Luzernstrasse ist zwischen Duppetal und Linden (BE 42.1.3) nicht mehr vollständig erhalten. Bis zur Kreuzung mit der Zufahrtsstrasse zum Schulhaus Neuhaus führt sie als schmales, asphaltiertes Erschliessungsträsschen einer bestockten Hangkante entlang. Die Fortsetzung ist nur noch als S-förmige, fossile Spur im Wiesland auszumachen, die von den Aufschüttungen der heutigen Staatsstrasse Thörigen–Leimiswil–Lindenholz unterbrochen wird. Erst zuoberst auf der «Passhöhe» tritt der alte Verlauf als Zufahrtsstrasse zum Weiler Linden noch einmal kurz in Erscheinung.
Im Dorf Rohrbach (BE 42.1.4) sind die folgenden Elemente zu nennen: an der Mühlegasse, der früheren Hauptstrasse, steht die alte Mühle, 1881 erneuert[41], mit einem Speicher. Eine Mühle wird in Rohrbach bereits 1329 erwähnt[42]; ob sie sich bereits am heutigen Standort befand ist indes nicht auszumachen. Der heutige Kirchenbau in Rohrbach ist ganz der landesüblichen Barocktradition verpflichtet und stammt aus dem Jahr 1738.[43] Von der alten Martinuskirche ist nichts mehr erhalten. Die Langetenbrücke (entstanden während der Neuanlage 1870–1873, s. Beschrieb «Quellennachweise») ist durch den Ausbau der modernen Staatsstrasse im 20. Jahrhundert stark modifiziert worden.

Geländespuren an der Alternativroute über Dornegg

Fast der ganze Verlauf der Linienführung BE 42.2 (s. Abb. 3) weist historische Wegsubstanz auf (s. Abschnittsbeschriebe BE 42.2.1 bis 3), lediglich das Stück zwischen Schluecht und dem Weiler Dornegg ist nur noch als moderne Erschliessungsstrasse erhalten.
Der Abschnitt im Bützbergwald (BE 42.2.1, s. Abb. 6) besteht aus einem eindrücklichen Hohlwegbündel mit einer verwirrenden Anordnung von Spuren, die sich überlagern. Einige dieser Spuren erreichen Tiefen bis zu 10 Metern. Ihre grosse Anzahl lässt auf regen Verkehr schliessen, wobei sicherlich Holzschleif und Viehtrieb ebenso zur grossen Anzahl der Trassen beigetragen haben werden wie allfälliger Fernverkehr.
Die Hauptspur bildet der noch genutzte Forstweg, der im unteren Teil des Systems besonders stark eingetieft ist (3–8 Meter). Im oberen Teil des Wegbündels liegen ungenutzte Trassen, deren Tiefe, möglicherweise durch Erosion, sogar bis zu 10 Meter beträgt.

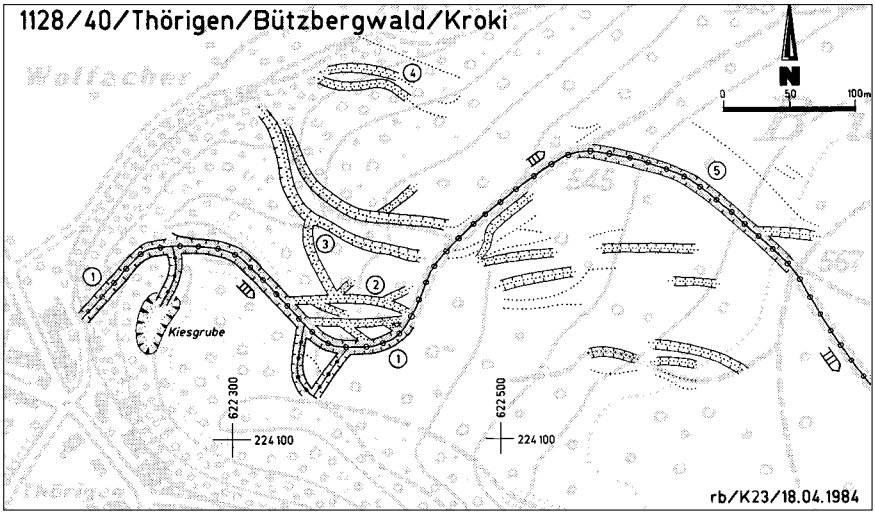


Abb. 6 Kroki 1128/40/Thörigen/Bützbergwald.

Abb. 7 Der Hohlweg von Dornegg nach Linden mit der Wegoberfläche aus anstehendem Fels. Foto R. Tanner, 30. 8. 1992.

Auf der Höhe des Anstiegs läuft das System in einen einfachen Forstweg zusammen, der zum Hof Schluecht führt.
Der Abschnitt über Guggershus (BE 42.2.2) weist keine bedeutenden Wegspuren auf und ist einzig als einfacher Feldweg erhalten.
Am Abschnitt Dornegg–Linden (BE 42.2.3) ist besonders der schön ausgeprägte Hohlweg gleich südlich des Weilers erwähnenswert. Er wird nur noch extensiv durch Forst- und Landwirtschaft genutzt. Die Wegoberfläche bildet der anstehende Sandstein, die Böschungen bestehen grösstenteils aus Lockermaterial, an wenigen Stellen auch aus Fels. Der Weg ist bis 3 Meter eingetieft und erstreckt sich über rund 100 Meter.
Im weiteren Verlauf bildet der Weg ein kleines Spurenbündel und passiert eine künstlich ausgehauene Sandsteinhöhle (Steinbruch oder Wasserstollen), bevor er den Weiler Linden erreicht.

Der Abschnitt Huttwil–Willisau (–Luzern)

In diesem Abschnitt beschränken wir uns primär auf die geschichtliche Darstellung und verfolgen die Geländespuren nur bis an die Kantonsgrenze, da die historischen Bezüge aus dem heutigen Luzerner Hinterland natürlich direkte Auswirkungen auf das Verkehrsgeschehen hatten, die Geländespuren hingegen nicht mehr dem Oberaargau angehören.

Quellennachweise

Die Strecke Huttwil–Willisau liegt, wie oben erwähnt, eingebettet in zwei alte Verbindungen: von Bern über Burgdorf nach Luzern und von Solothurn über Äschi und Thörigen nach Luzern (BE 6 und BE 42), die in Huttwil zusammenliefen. Gleich nach der Überquerung der heutigen Kantonsgrenze teilt sich der Weg in zwei Stränge: in die Linienführung über Ufhusen–Olisrüti und in den Talweg über Hüswil–Zell und Gettnau (LU 11.1 und LU 11.2, s. Abb. 8).
Der Ort Huttwil wird bereits um die Mitte des 9. Jahrhunderts in einer Vergabung an das Kloster St. Gallen erwähnt. Die Stadt wurde um 1250/1270 von den letzten Altkyburgern, möglicherweise sogar von den Habsburgern gegründet. Die Kyburger waren 1218 als Erben der Zährin-

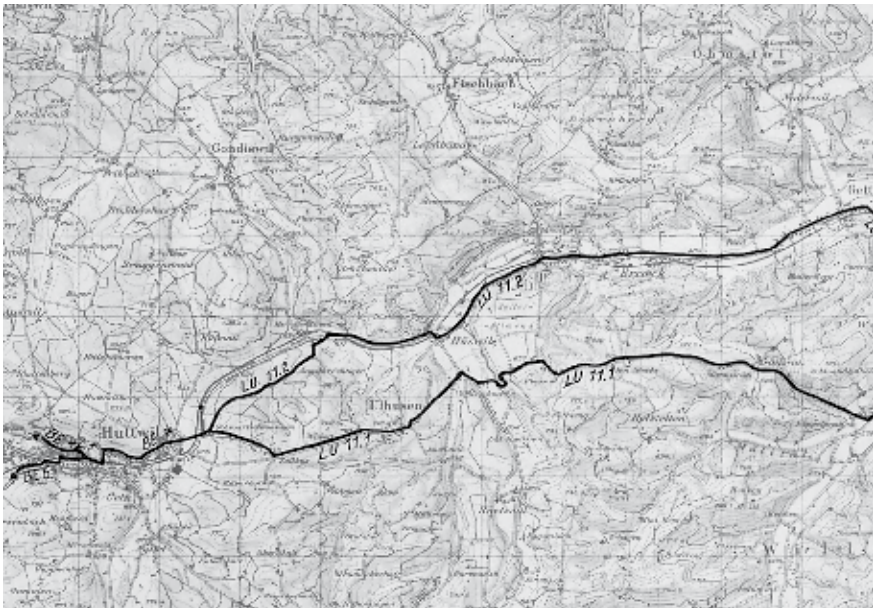


Abb. 8 Inventarkarte IVS des Abschnittes Huttwil–Willisau. Auf Landeskarte 1:50 000, Blatt 234 Willisau (verkleinert). Reproduziert mit Bewilligung L+T vom 4. 9. 1997.

ger zu einer beherrschenden Stellung in Huttwil gekommen und verfügten unter anderem über die Gerichtsbarkeit.[45] Dass Huttwil schon im Mittelalter sowohl eine gewisse Verkehrsbedeutung gehabt haben muss als auch ein regionales Zentrum gewesen ist, zeigt der Umstand, dass Eberhard von Kyburg 1335 «ze Hutwile in unser grafschaft an offenner strasse» zu Gericht sass.[46] Dass einer Strasse dieser Status zukommt, lässt auf ihre grosse Bedeutung schliessen (s. oben). Ab wann Huttwil auch Marktort war, ist nicht klar, denn «dass Märkte erst 1467 erwähnt werden, heisst nicht, dass sie erst in bernischer Zeit entstanden».[47]
In dieselbe Zeit fällt das Einsetzen von Quellen, die die Strassenzüge erwähnen, die im Zusammenhang mit der vorliegenden Strecke stehen. Da erscheint ausserhalb von Willisau ein Sondersiechenhaus, das vermutlich schon im 14. Jahrhundert bestanden hat.[48] Siechenhäuser wurden nur an viel begangenen Strassen eingerichtet. In einem luzernischen Ratsbeschluss aus dem Jahr 1455, der sich mit einem Streit um die Zufahrts-

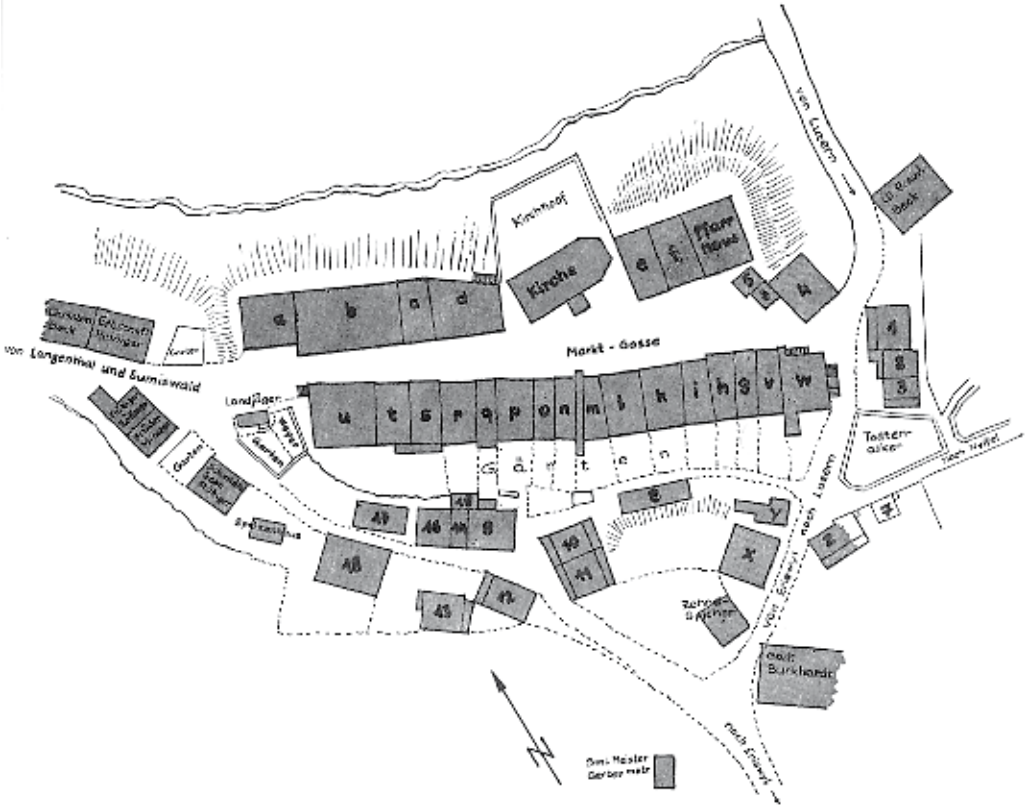


Abb. 9 Die Strassenführung in Huttwil vor dem Stadtbrand 1834. Rekonstruktionsplan.[44]

strassen von Luzern nach Willisau auseinandersetzt, werden auch die überregionalen Bezüge genannt: «wenn ein Rothenburger in Willisau oder westlich davon, nämlich z.B. im Burgundischen oder im Bernbiet etwas kaufe, er eine der beiden Landstrassen nach Willisau wählen könne».[49] Bickel nennt den Flurnamen «Hochstrasse» westlich des oberen Tores in Willisau, der aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Strasse nach Huttwil in Zusammenhang steht. Nach dem 15. Jahrhundert erlischt der Name hingegen.[50] 1491 wird aber dafür die Verzweigung der Strassen nach Hergiswil und nach Huttwil genannt[51], im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ist die Rede von einer «Crützmatten ob der statt hinder dem kappely, so man gan Huttwil fart».[52]

Eine Verbindung von Burgdorf nach Huttwil über die Lueg und Affoltern wird bereits 1479 genannt (die alte Bern–Luzern-Strasse, BE 6., s. Abb. 8.).[53]

Das 16. Jahrhundert brachte der Stadt Huttwil eine neue Bedeutung als Marktort. So wurde 1539 ein Jahrmarkt zum Matthistag bewilligt, und ab 1575 bekam der Ort sogar einen Wochenmarkt bewilligt.[54] Für den Fernverkehr hatten diese Märkte wohl weniger Bedeutung, denn der erwähnte Basler Kaufmann Andreas Ryff nennt Huttwil nur als Etappenort am Weg nach Luzern und erwähnt keine Märkte: «Und wir komen also ordinare uff die alte vasnacht zimmis in Huthwyl zemen, wer diser strossen oder ortten nach Lutzern begert».[55] Möglicherweise hat Ryff sein «zimmis» im Gasthof Mohren gehalten, denn dies war seit jeher die wichtigste Herberge im Ort, sie soll schon im 13. Jahrhundert erwähnt worden sein.[56]

Mit der Rolle als Transitstation verbunden war auch das Recht der Zollerhebung. Huttwil war der einzige Ort im Oberaargau, dem es gelang, das Zollregal dem Landesherrn, in diesem Fall den Kyburgern, abzunehmen. Seit dem 14. Jahrhundert hielten die Huttwiler dieses Privileg in den eigenen Händen, was von Bern 1505 bestätigt wurde. Erst 1862 (!) wurden die Rechte Huttwils mit rund 10 000 Franken abgegolten.[57]

Wohl nicht von ungefähr fanden zwei der drei Versammlungen der unzufriedenen Bauern während des Aufruhrs von 1653 in Huttwil statt[58], lag die Stadt doch sehr verkehrsgünstig inmitten der rebellierenden Landschaften. Sie hatte es jedoch teuer zu bezahlen: Das Stadtrecht ging verloren, die Tore wurden entfernt und eine empfindliche Busse musste berappt werden.[59]

Die Rolle der Stadt Huttwil als Gerichtsstätte «an offener Strasse» wurde bereits genannt. Der Galgen, der seit dem 14./15. Jahrhundert bestand, befand sich am Fuss des «Dälenchnubels» nordöstlich des Städtchens und wurde 1712 an die Kantonsgrenze verlegt. Interessant ist dabei, dass die Luzerner in derselben Gegend, beim Galgenhof, ebenfalls eine Richtstätte besassen.[60] Der Reisende traf damit auf einer Strecke von weniger als einem Kilometer gleich auf zwei mahnende Zeichen der obrigkeitlichen Ordnungsmacht. Diese Form der «Grenzmarkierung» war damals üblich, so befanden sich Galgen auch an der Grenze bei Attiswil und bei Niederbipp/Oensingen[61].

Der Verkehr auf der Strecke Huttwil–Willisau nahm während der zweiten

Hälfte des 18. Jahrhunderts zuerst nur mässig zu, im Gegensatz zu anderen Routen, die den Verkehr zwischen Bern und Luzern vermittelten.[62] Einerseits wurde nach 1761 der Weg über Reiden–Zofingen auf der neuerstellten Strasse Luzern–Basel gewählt[63], andererseits bestand seit Anfang der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts eine durchwegs fahrbare Verbindung durch das Entlebuch.[64] Die Frequenz steigerte sich jedoch drastisch mit dem Ausbau der Querverbindung Sursee–Gettnau–Huttwil am Ende der siebziger und anfangs der achtziger Jahre, so dass die Zolleinnahmen in Hüswil, die vorher immer unter denjenigen von Ufhusen gelegen hatten, jene um das Zweieinhalbfache überstiegen. Um 1800 soll die Strecke Sursee–Huttwil ebenso stark befahren worden sein wie zum Beispiel die grosse Hauptachse Luzern–Basel.[65] Andererseits wurde bei der Klassifikation der Strassen des Kantons Luzern die Strecke Luzern–Zofingen als «Landstrasse von Luzern nach Bern» bezeichnet und als Strasse erster Klasse definiert, während die Verbindung Sursee–Huttwil lediglich als Strasse zweiter Klasse eingestuft wurde, ohne dass sie noch das Fernziel Burgdorf oder Bern in ihrer Bezeichnung trug. Von der alten Route über die Höhe direkt nach Huttwil war gar nicht mehr die Rede, ebensowenig von einem Fernziel Solothurn.[66]

Das Jahr 1834 war für Huttwil ein einschneidender Zeitpunkt: nachdem 1340 die Berner und 1537 ein «ungfellig fheür» die Stadt in Asche gelegt hatten, war es am 9. Juni des erwähnten Jahres ein Blitzschlag in die Zehntscheuer, der einen Grossbrand auslöste.[67] Für den Wiederaufbau legte der Berner Stadtbaumeister Johann Daniel Osterrieth noch im selben Jahr vier verschiedene Wiederaufbauprojekte vor, von denen das letzte schliesslich die Zustimmung der Bewohner fand: Es erweiterte die Anlage des Städtchens, das ursprünglich bloss die Gasse beidseitig gesäumt hatte, um eine dritte Häuserzeile und schuf dafür vor der Kirche einen zentralen Platz, der die mittlere Häuserreihe unterbricht. Entgegen dem von Osterrieth vorgeschlagenen Orthogonalraster wurde die Kirche jedoch auf ihren alten Mauern wiedererrichtet. Die Durchgangsstrasse wurde in der Mitte abgegraben und das Gefälle so von 8 respektive 7 Prozent auf 2,5 Prozent verringert.[68] Damit waren die meisten Zeugen alter Zeiten in Rauch aufgegangen, und das Städtchen präsentiert sich bis heute in «biedermeierlicher Schlichtheit».

1839 wurde zum erstenmal der Wunsch nach einer vollständigen Erneuerung der Strecke zwischen Hüswil und Huttwil auf luzernischer Sei-

Abb. 10 Huttwil vor und nach dem Stadtbrand von 1834. Oben Aquatinta 1825, unten Lithographie 1841, beide von Samuel Weibel.[69]

te aktenkundig[70], auf bernischer Seite datiert ein erstes Projekt zur Korrektion der Strasse zwischen Sumiswald und der Grenze bei Huttwil sogar aus dem Jahr 1817.[71] Offenbar reifte beidseits der Grenze der Entschluss heran, die gesamte Strecke von Grund auf zu erneuern: 1842/1844 lagen auf Luzerner Seite Pläne für einen Neubau vor[72], auf der bernischen entstanden Projekte im Zeitraum zwischen 1845 und 1847.[73] Interessant ist, dass auf den bernischen Entwürfen wieder von der Bern–Luzern–Strasse die Rede war, wenn auch die Weiterführung über Sumiswald und Worb gedacht wurde. 1846 hatten die beiden Stände ihre Verhandlungen erfolgreich abgeschlossen[74], auf Berner Boden wurde im Frühjahr 1847 mit den Bauarbeiten begonnen und 1848 bis zur Durchkreuzung mit der alten Strasse das neue Stück fertiggestellt.[75] Mit dem letzten Abschnitt bis zur Grenze wurde noch «gewartet, bis sie auch im Kanton Luzern anfiengen und diess gieng bis in den Monat November».[76] Die Vollendung und der Anschluss an die luzernische Strasse erfolgte 1850.[77] Zu erwähnen bleibt, dass dieses interkantonale Bauvorhaben mitten im Sonderbundskrieg realisiert wurde, in den Bauakten jedoch nichts davon erscheint. Die Strasse ist als breite Kantonsstrasse immer noch im Gebrauch und erstaunt heute noch durch ihre grosszügige Linienführung.

Geländespuren

Die Strecke zwischen Huttwil und der Kantonsgrenze erscheint kartographisch dargestellt erstmals auf einem Plan von 1806, der den gesamten Strassenzug über Willisau–Ruswil bis nach Luzern zeigt.[78] Sie ist auch heute noch im Gelände grösstenteils erhalten. Am Ostende des Städtchens Huttwil biegt sie eng nach Norden um und überquert die Langeten auf der sogenannten Staldenbrücke, die zumindest in ihrem Gewölbeunterbau noch aus dem Jahr 1816 stammt.[79] Am Nordufer erfolgt eine Biegung zurück nach Osten. Durch einen eher dörflich geprägten Ortsteil windet sie sich dem Südfuss des Huttwilberges entlang bis zu einem Neubauquartier, teilweise von einer bestockten Hangkante begleitet. Dieser moderne Siedlungsteil unterbricht die alte Strasse, und erst jenseits der «neuen Strasse» von 1848/50, bereits auf luzernischer Seite, erscheint sie wieder.

Einbettung der Solothurn–Luzern-Strasse in einen überregionalen Zusammenhang

Bis jetzt ist primär die eigentliche Verbindung zwischen den Orten Luzern und Solothurn dargestellt worden. Sie gehörte offenbar nicht zu den ganz grossen Transversalen durch die Schweiz, zumindest nicht im Spätmittelalter und in der Neuzeit.[81] Offen hingegen bleibt die Frage, inwieweit der Anschluss an die Haupthandelsstrecke über den Gotthard in der Zeit nach deren eigentlichen Eröffnung im 13. Jahrhundert[82] nicht eben doch Einfluss auf die Solothurn–Luzern-Strasse hatte. Diese Eröffnung des Gotthardweges, beziehungsweise der Aufschwung des Verkehrs darauf, fällt zusammen mit der Blüte der Messen der Champagne. Für die Kaufleute von Mailand ist die Strecke vom Gotthard über Luzern, durch das Mittelland und durch den zentralen und westlichen Jura nach Burgund nicht zwingend weiter als über den Grossen St. Bernhard oder den Simplon (s. Abb. 11.). Mailand ist wohl der unbestrittene Handels- und Verkehrsknotenpunkt in der Poebene. Hier trafen sich die Verkehrsstränge schon vor dem Aufschwung des Gotthardweges[83], die Stadt entwickelte sich zum ersten Wollverarbeitungszentrum Italiens, wobei hier vor allem flandrische und englische Wolle verarbeitet wurde, die an den Champagner Messen eingekauft worden war.[84] Die Mailänder waren es auch, die zusammen mit den Piacentinern den Messen auch nach deren Niedergang im 14. Jahrhundert am längsten die Treue hielten.[85] Als Passagen durch den Jura kamen z.B. das Val de Travers oder der Weg durch die Klus von Balsthal nach der Ajoie in Frage. Auf dem Rückweg von der Champagne boten sich z.B. ab Neuenburg die zahlreichen Wasserwege geradezu zur Benützung an. An den verschiedensten Orten könnte der Landweg in Richtung Luzern und Gotthard wieder aufgenommen worden sein: in Solothurn, in Wangen aber auch in Aarwangen. Dies ergibt nun interessante Ansatzpunkte für unsere Region.

Schon früh ist die Frage diskutiert worden, ob der Umstand, dass unter anderem Oberaargauer Adelshäuser (z.B. die Grünenberger, s. unten) und Herren aus dem Aareraum in der Innerschweiz begütert waren, nicht auf eine bewusste «Verpflanzungspolitik» der Zähringerherzöge zurückzuführen sei, die damit den Gotthardweg sichern und aufbauen wollten.[86] In neueren Publikationen ist zwar darauf hingewiesen worden, dass diese Herrschaftsverlagerungen bereits in die Zeit um 1100, wenn nicht so-

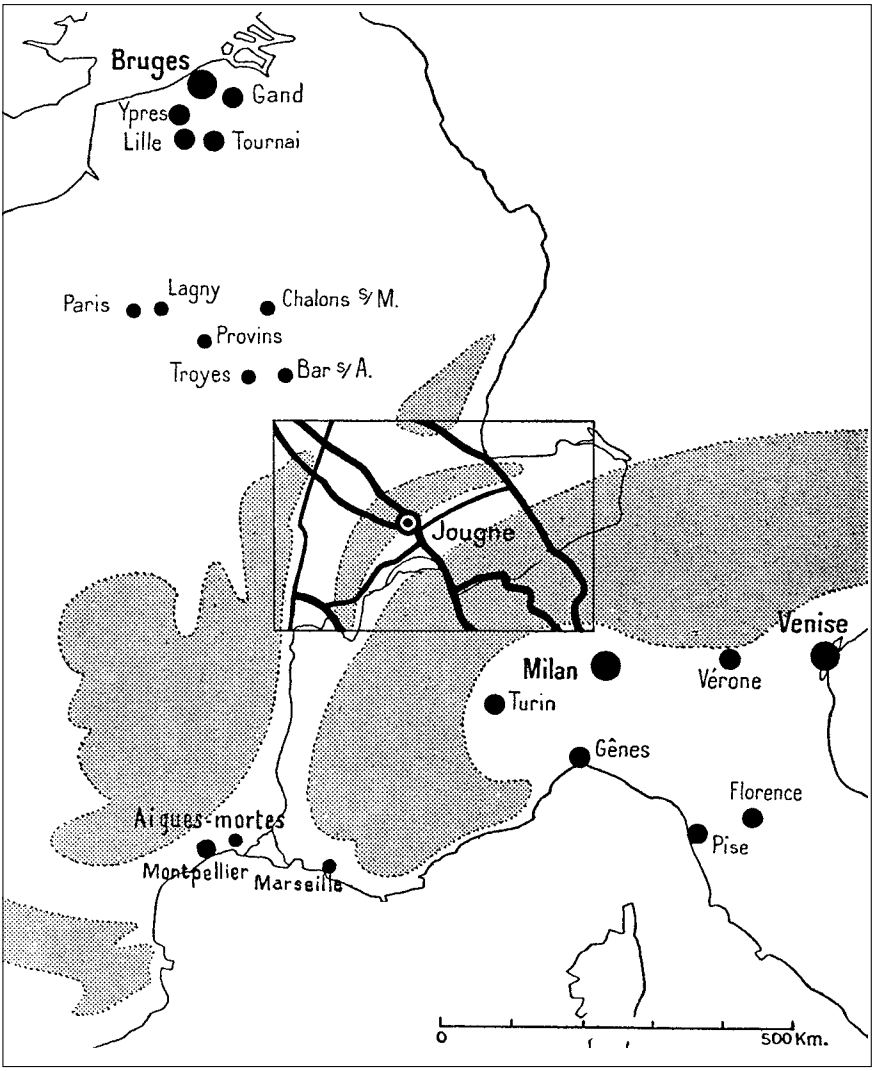


Abb. 11 Die Haupthandelsstrassen von Oberitalien in die Champagne.[80]

gar ins erste Jahrtausend zurückreichen.[87] Man kann in diesem Zusammenhang vermuten, «die herrschaftliche Erschliessung der Innerschweiz aus Westen, aus dem mittleren und oberen Aareraum, habe schon im 10. Jahrhundert begonnen, als das Königreich Hochburgund seinen Einfluss bis weit nach Nordosten in Richtung Zürich hatte ausdehnen können».[88] Damit ist zwar die direkte Beteiligung der Zähringer an der Eröffnung des Gotthards zum Haupthandelsweg in Frage gestellt, das Faktum der dynastischen Verbindungen in die Innerschweiz hingegen bleibt bestehen. Man setzt, wie schon beschrieben, die Eröffnung als Transitstrecke auf die Zeit um 1230 und geht davon aus, dass damals die Schöllenenschlucht zwischen Andermatt und Göschenen begehbar gemacht worden ist. Ab dem Ende des 13. Jahrhunderts jedenfalls ist ein deutlicher Aufschwung des Verkehrs nachweisbar.[89] Es ist hier nicht der Ort, die Frage der Begehbarkeit des Gotthards zu referieren. Jedoch bleibt festzuhalten, dass das Hindernis der Schöllenen relativ leicht westlich über den Bäzberg umgangen werden konnte.[90] Dies bedeutet, dass der Gotthard und seine Nachbarpässe bereits vor dem 13. Jahrhundert zumindest in kleinerem Rahmen begangen worden sein könnten.

Für unseren Raum von Bedeutung sind in diesem Zusammenhang zunächst die Freiherren von Langenstein, die erstmals in den Urkunden 1191 erscheinen, wo ein Ulricus de Langastein seiner Kirche in Kleinroth ein Gut in Wolhusen vermacht.[91] Bereits in dieser ersten Erwähnung wird die Beziehung des Geschlechtes gegen die Innerschweiz deutlich. Zweitens sind natürlich die Freiherren von Grünenberg zu nennen, die in Uri präsent sind[92], sowie die Freiherren von Utzingen, die im 13. Jahrhundert auf der Gutenburg sitzen, gleichzeitig aber auch in Uri begütert sind und sich wohl nach Utzingen in Uri nennen.[93] Zusammen mit den Freiherren von Hasenburg, den Gründern der Stadt Willisau, kann eine Klammer bis in den burgundischen Raum geschaffen werden, denn dieses Geschlecht stammt ursprünglich aus Asuel in der Ajoie. Die Vorfahren der Asuel wiederum sind die Herren von Montfaucon bei Besançon.[94]

Im August des Jahres 1299, also zur Zeit der Hochblüte der Champagner Messen und des Handels nach Italien, verlegt König Albrecht von Habsburg den Zoll von Jougne nach Luzern, d.h. er versucht den Verkehr von der Lombardei nach Frankreich oder Flandern über den Gotthard und die habsburgischen Zölle zu zwingen.[95] Diese Umleitung des gesamten Verkehrs ist zwar wohl gar nie voll zur Durchsetzung gekommen, denn die

Städte der Lombardei wollten sich immer verschiedene Wegoptionen offenlassen.[96] Andererseits zeigt ein Blick auf die Anzahl transitierter Ballen an den Zöllen von Villeneuve (VD)[97] und St.-Maurice (VS)[98], beide an der Route vom Grossen St. Bernhard beziehungsweise vom Simplon zum Pass von Jougne gelegen, einen empfindlichen Einbruch in den Jahren um 1300. Inwiefern dies eine Folge der Sperrung dieser Strasse oder eher eine Reaktion auf die instabile politische Situation an jener Strecke um die Jahrhundertwende vom 13. zum 14. Jahrhundert ist[99], bleibt unklar. Es scheint eher, dass die Zollverschiebung bereits eine Reaktion Albrechts auf diese Schwierigkeiten ist, und dass er daraus einen Vorteil zu ziehen versuchte. 1302/03 gründen nun die Herren von Hasenburg die Stadt Willisau, gleichzeitig versucht der Familienzweig, der in Asuel verblieben ist, ebenfalls eine Stadtgründung mit gleichzeitiger Sperrung der Strasse über Les Rangiers und Verlegung des Verkehrs durch seine neue Stadt.[100] Es scheint nun möglich, dass die Hasenburger versucht haben, aus der Sperrung des Jougne-Passes beziehungsweise aus den Unsicherheiten an dieser Route Kapital zu schlagen, indem sie an einer Strasse zwischen der Innerschweiz und der burgundischen Pforte zwei städtische Stützpunkte zu schaffen versuchten. Die kürzeste Verbindung zwischen Asuel und Willisau wäre nun aber nicht die bisher behandelte Strecke, sondern wahrscheinlich der Weg von Willisau über Zell–Melchnau–Langenthal–Aarwangen–Oensingen–Klus.[101] 1313 wird übrigens die Brücke von Aarwangen zum ersten Mal erwähnt; Ritter Walter und sein Sohn Johann von Aarwangen nennen hierbei Graf Rudolf von Nidau aus der Sippe der Feniser (s. unten) als Lehensherr über den Übergang.[102] Die ausgeprägten Hohlwegspuren[103], die sich an dieser Strecke zwischen Zell und Langenthal befinden und eben auch der Umstand, dass sich der Sitz der Freiherren von Langenstein und Grünenberg daran befindet, legt die Vermutung nahe, dass diese Strecke zumindest zeitweise in einen überregionalen Kontext eingebunden war.

Neben Willisau ist als Indiz für eine gewisse Verkehrsbedeutung der Wege von Luzern nach Westen natürlich auch die Gründung der Stadt Huttwil zu nennen, die, wie erwähnt, um 1250/70 am Verzweigungspunkt der beiden Routen von den Kyburgern oder den verwandten Habsburgern gegründet wurde (s. oben). Der Gründungszeitpunkt kurz nach der ersten Erwähnung des Gotthardfernweges (s. oben) und in der Zeit des Aufschwunges der Champagner Messen sowie der dynastische Zusammen-

hang mit den Habsburgern, die den Gotthardweg und seine Zubringer konsequent förderten, fügen sich gut in das bisher Gesagte ein.
Für einen Weg von Luzern gegen Neuenburg, Burgund und Frankreich finden sich Hinweise aus der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert. Im Jahr der Sperrung des Jougnepasses (1299) wird ein Mailänder Kaufmann vom Grafen von Neuenburg festgehalten. Es wurde vermutet, dass der Händler den Weg über den Grossen St. Bernhard–Lausanne–Neuenburg–Val de Travers–Pontarlier genommen hatte, um sowohl den Zoll von Jougne wie auch den benachbarten von Les Clées zu umgehen[104]. Genauso denkbar ist jedoch eine Route vom Gotthard über Luzern–Huttwil–Solothurn[105], denn kurze Zeit später (1315) verhandelt eine Mailänder Gesandtschaft in Luzern über die Offenhaltung des Gotthardweges (es ist die Zeit des Morgartenkrieges!). Der Gesandte hatte den Auftrag, einen gangbaren Weg nach Frankreich zu erkunden und sollte bei Herzog Leopold von Österreich, in Como, wie schon genannt in Luzern und bei allen anderen Herren am Weg nach Frankreich vorsprechen.[106] Das Kreditiv des Gesandten wird im März 1315 in Neuenburg beglaubigt. Also hat er wohl seinen weiteren Weg nach den Messen der Champagne durch das Val de Travers nach Pontarlier genommen, wiederum möglicherweise über Huttwil und Solothurn.[107]
In diesem Zusammenhang interessant wird nun die Tatsache, dass die Herren von Hasenburg 1321 pfandweise in den Besitz der Grafschaft Willisau aus der Hand der Habsburger kamen. Das Problem, das sich jedoch bald stellte, war der Umstand, dass die Familie voraussichtlich ohne männliche Nachkommen bleiben würde. Daher vermachte Markwart von Hasenburg seiner Tochter Ursula mit dem Einverständnis Herzog Ottos von Habsburg diese Pfandschaft. Im selben Jahr verheiratete sich Ursula von Hasenburg mit dem Grafen Gerhart von Aarberg, Herr zu Valangin. Er stammte aus dem weitverzweigten Haus der Fenis, die ja schon altererbte Güter in der Gegend besassen (s. oben) und im Raum Seeland-Jura ihren Besitzesschwerpunkt hatten (s. Abb. 12 und 13). Ein Mitglied dieser Sippe, Graf Rudolf von Nidau, haben wir bereits genannt als Besitzer der Brücke von Aarwangen (s. oben). Aus demselben Haus stammen auch die Grafen von Neuenburg. Ein Jahr zuvor hatte die Erbtochter des Hauses Wolhusen, dem ebenfalls ein männlicher Stammhalter fehlte, Imer von Strassberg geheiratet, dessen Familie ebenfalls Abkömmlinge aus dem Feniser Grafenhaus waren. Man kann davon ausgehen, dass hier so-

zusagen eine konzertierte Aktion zwischen zwei benachbarten Geschlechtern, den Hasenburgern und Wolhusern, in derselben Situation stattfand.[108] Erneut zeichnet sich die Achse aus der Innerschweiz gegen das Seeland und den Jura ab, denn die Hasenburger kontrollierten die Strasse über Huttwil, die Wolhuser diejenige durchs Entlebuch, die Familien des Hauses Fenis den gesamten Raum Aare und den Juraseen entlang von Altreu bis Les Verrières am Ende des Val de Travers (s. Abb. 13). Man muss andererseits auch beifügen, dass bei der damaligen Mobilität des Adels und der weiten Zerstreutheit vieler Güterkomplexe die geopolitische Ausrichtung dieser Allianz auch dem Zufall entspringen kann. Die Grafschaft blieb übrigens in den Händen der Aarberger, bis sie endlich 1407 von Luzern käuflich erworben wurde.[109]

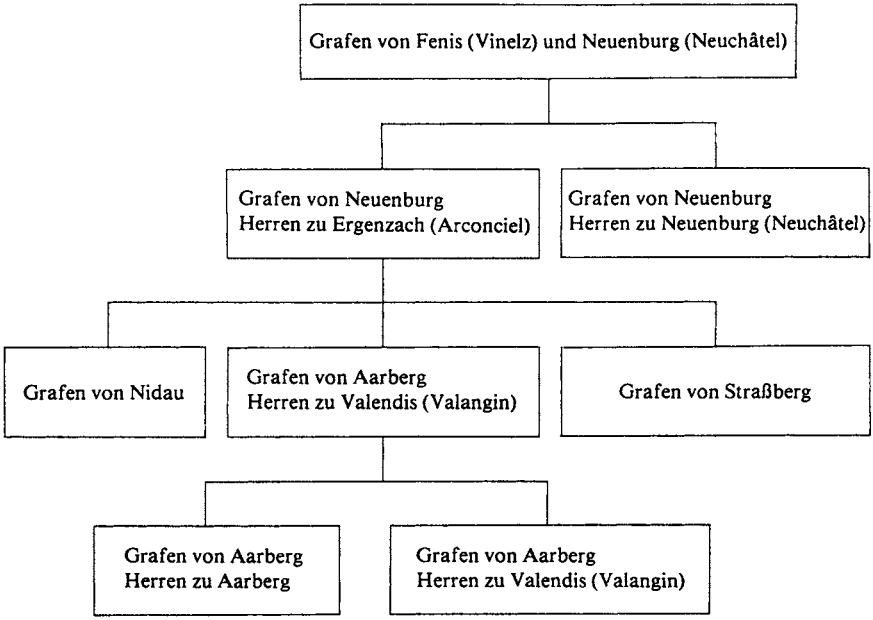


Abb. 12 Die Grafen von Fenis und ihre Nachkommen.[110]

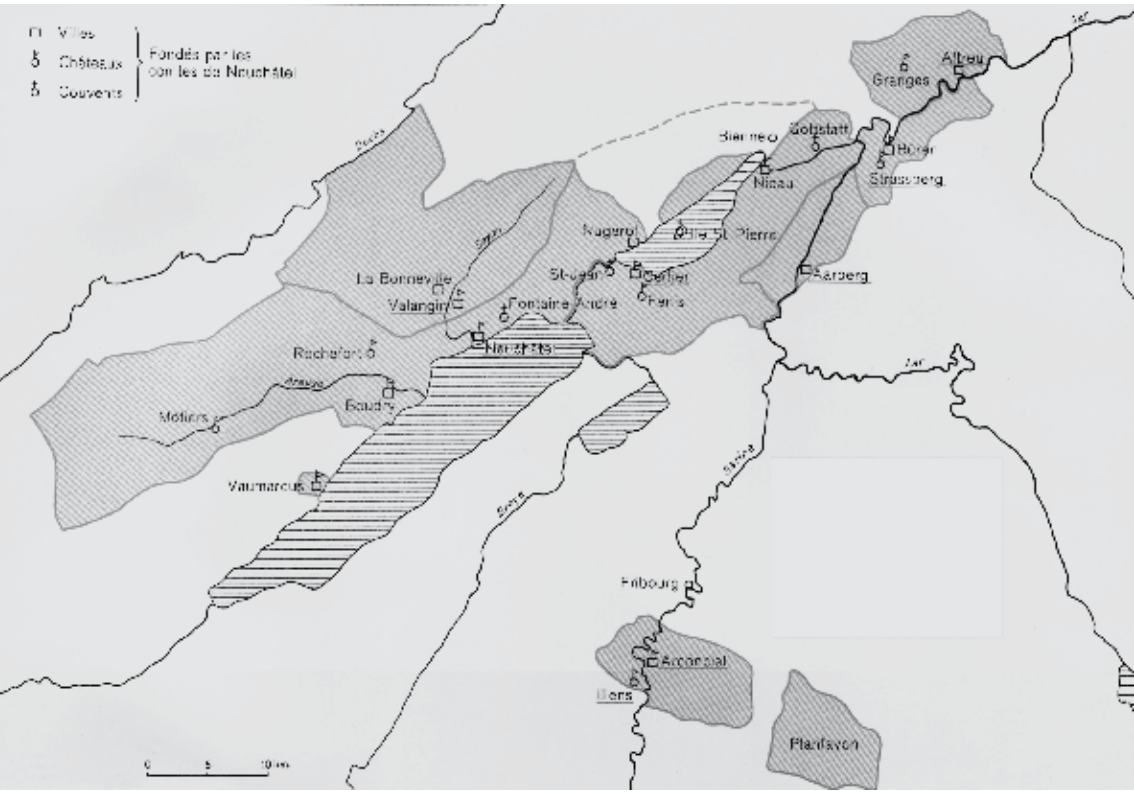


Abb. 13 Die Herrschaften des Hauses Neuenburg im 13. Jahrhundert.[111]

Aus all diesen Indizien lässt sich keine Verkehrshauptachse von der Innerschweiz durch den Oberaargau nach Nordwesteuropa nachweisen. Dennoch finden sich vor allem für das Spätmittelalter Hinweise dafür, dass zumindest zeitweise unsere Region Beziehungen vermittelt haben könnte, die im Kontext gesamteuropäischer Handelsbeziehungen zwischen Oberitalien und der Champagne gesehen werden müssen. Diese Beziehungen scheinen aber eher kurzlebige Erscheinungen gewesen zu sein, da mit dem Verkümmern der Messen in der Champagne bald nach dem Aufblühen des Gotthardweges auch ein Niedergang des Handels in nordwestlicher Richtung erfolgte und sich die Verkehrsströme auf anderen Bahnen zu bewegen begannen.

Anmerkungen

1 Tanner R. 1992: IVS Dokumentation 1128 Langenthal (Kt. BE). Bern.
2 Schweizer Lexikon 1993, Bd. 6: 447. Luzern.
3 Als Übersicht zu diesem Thema geeignet ist Grosjean G. 1984: Die Schweiz, geopolitische Dynamik und Verkehr. In: Geographica Bernensia U3. Bern. Ein Standardwerk ist immer noch Schulte A. 1900 (Reprint 1966): Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig. Berlin. Einen neueren Überblick über den Forschungsstand zur Erschliessung des Gotthards liefert Meyer W. 1990: 1291 – Die Geschichte. Die Anfänge der Eidgenossenschaft. Zürich.
4 S. dazu die soeben erschienene archäologische Studie Gerber Ch. 1997: La route romaine transjurane de Pierre Pertuis. Berne. Offen bleibt hier die Frage, ob das Birstal über Moutier durch die Klusen begeh- bzw. befahrbar war, oder ob immer noch nur die römische Route über Bellelay und Glovelier benutzt wurde.
5 Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts treten die vier Städte Bar-sur-Aube, Troyes, Provins und Lagny als Haupthandelszentren hervor, geschützt durch das Geleit der Grafen der Champagne (Carpentier E., Le Mene M. 1996: La France du XIe au XVe siècle: 190. Paris).
6 Die Messen in Flandern waren ebenfalls alt, einige existierten schon im 11./12. Jahrhundert (Carpentier, Le Mene 1996: 190), hatten aber für den Verkehr nach Italien noch keine direkte Bedeutung.
7 Schulte 1900: 485ff.
8 Dass Bern die «Südoption» nicht vollständig fallen liess, aber dabei halbherzig blieb, zeigt sich unter anderem im zwiespältigen Engagement in den Oberitalienfeldzügen zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Berns Verhalten war nicht unschuldig an der Katastrophe von Marignano (s. dazu u.a. Häusler F.

1981: Von der Stadtgründung bis zur Reformation. In: Illustrierte Berner Enzyklopädie Bd. 2, Geschichte: 92ff. Bern.). Zur Thematik der Achsendrehung s. GROSJEAN 1984: 33ff.

9 TANNER 1992: BE 5.

10 TANNER R. 1988: Historische Verkehrswege am Vierländereck zwischen Jura und Wigger. In: Jahrbuch des Oberaargaus 1988: 128ff. Langenthal.

11 FRÖHLICHER M. 1995: IVS Dokumentation 1128 Langenthal (Kt. LU): LU 11(3). Bern.

12 RQ Bern IV, 1, Nr. 148 K: 143.

13 Solothurnbücher L: 203, STABE.

14 FLATT 1969: Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. In: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 53: 28 f. Bern.

15 FLATT 1969: 24.

16 AUDETAT 1921: Verkehrsstrassen und Handelsbeziehungen Berns im Mittelalter: 40. Langensalza.

17 Neben dem Weg über Solothurn vor allem über Aarberg (Aarebrücke!) – Bern.

18 MEYER F. 1972: Andreas Ryff (1550–1603), Reisebüchlein. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 72: 32 f. Basel.

19 BEL 1787: Carte Topographique de la Grande Route de Berne à Zurich, STABE, AA VIII 90.

20 BEL 1787: Carte Topographique de la Grande Route de Berne à Zurich, STABE, AA VIII 90, s. Abb. 4.

21 Flurpläne Bettenhausen/Bollodingen O.J. (um 1800?), STABE AA IV 1140.

22 Regionenbuch V: 37, STABE.

23 WICKI H. 1979: Bevölkerung und Wirtschaft des Kantons Luzern im 18. Jahrhundert. In: Luzerner Historische Veröffentlichungen 9: 467. Luzern.

24 WICKI 1979: 520.

25 WICKI 1979: 529.

26 WICKI 1979: 529.

27 WICKI 1979: 531.

28 VB 1871–1876: STABE.

29 VB 1861–1880, STABE; Korrektionspläne der Thörigen–Linden–Lindenholz-Strasse 1861, 1868, 1869: STABE, AA VIII IV 111, 121, 119.

30 Im Rahmen des IVS werden alle historischen Verbindungen mit einer fortlaufenden Nummer je Kanton bezeichnet (die Strecke Solothurn–Luzern auf dem Gebiet des Kantons Bern also mit der Nummer BE 42). Spaltet sich eine solche Strecke auf in verschiedene Linienführungen, die gleichzeitig oder nacheinander benutzt wurden, kommt eine Linienführungsnummer hinzu (also für die Linienführung über Duppental die Nummer BE 42.1, im Gegensatz zur Linienführung über Dornegg mit der Nummer BE 42.2). Besonders interessante Abschnitte auf einer Strecke bzw. Linienführung werden

besonders numeriert (also die ausgeprägten Hohlwegstücke zwischen Thörigen und Duppetal mit den Nummern BE 42.1.1 und BE 42.1.2).

31 Flurplan Mättenberg O.J. (um 1800?): STABE, AA IV 1146.

32 v. Mülinen W.F. 1892: Beiträge zur Heimathkunde des Kantons Bern deutschen Theils, Heft 5, Oberaargau: 164. Bern.

33 Flatt 1969: 118.

34 Eggenberger P., Gerber M. 1990: Archäologische Ausgrabungen in der Kirche von Madiswil. In: Jahrbuch des Oberaargaus 1990: 197 ff. Langenthal; Eggenberger P., Rast M., Ulrich S. 1989: Rohrbach, reformierte Pfarrkirche. In: Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern: 33. Bern.

35 Flatt 1969: 124.

36 General Charte der Strasse Ursenbach–Waltrigen 1844: STABE, AA VIII IV 57; Projekt Strassenkorrektion Rohrbach 1869: STABE, AA VIII IV 119a.

37 VB 1870, 1872, 1873: STABE.

38 Flatt K.H. 1964: Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert. In: Jahrbuch des Oberaargaus 1996: 21. Langenthal.

39 VB 1846, 1848: STABE.

40 Regionenbuch V: 426, STABE.

41 Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 1982: Kunstführer durch die Schweiz, Band 3: 542. Wabern.

42 Flatt 1969: 124.

43 Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 1982: 542.

44 In: Flatt 1969: 131.

45 Flatt 1969: 132.

46 Flatt 1969: 134.

47 Flatt 1969: 133.

48 Fröhlicher 1995: LU 11(2).

49 Glauser 1974: Über Luzerns Beziehungen zur Ettiswiler Sakramentskapelle 1450–1456. In: Heimatkunde des Wiggertales, 32. Willisau, zitiert in Fröhlicher M. 1995: 11(2).

50 Bickel 1982: Willisau, Geschichte von Stadt und Umland bis 1500. In: Luzerner historische Veröffentlichungen 15: 598. Luzern.

51 Bickel 1982: 603.

52 Bickel 1982: 600.

53 Schneider H.P. 1982: Die Inventarisation alter Wege im Bereich Aare–Emme. Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Bern: 112. Bern (unpubliziert).

54 RM 1501–1600: STABE, 268 241, 389 166.

55 Meyer Friedrich 1972: 32 f.

56 Bösch R. 1987: Die Umsetzung des IVS für den Wandertourismus. Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Bern: 113. Bern (unpubliziert).

57 Flatt 1969: 12 f.

58 WÄLCHLI K. 1981: Von der Reformation zur Revolution. In: Illustrierte Berner Enzyklopädie Bd. 2, Geschichte: 132. Bern.
59 SCHEDLER R. 1925: Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental: 167. Bern.
60 BÖSCH 1987: 115.
61 FLATT K.H.: briefliche Auskunft.
62 FREI 1982: 65.
63 FREI 1982: 122.
64 WICKI 1979: 486.
65 WICKI 1979: 485.
66 FREI 1982: 53.
67 BINGGELI V. 1983: Geografie des Oberaargaus: 140 f. Langenthal.
68 RETTENMUND J. 1984: Huttwil 1834. – Zur Korrektur der Strasse: 66.
69 Abbildung in: FLATT 1969: 128.
70 FREI 1982: 125.
71 Korrektionsplan der Strasse Sumiswald–Kantonsgrenze 1817: STABE, AA VIII 62.
72 Korrektionsplan Zell–Huttwil 1842: STALU, PL 3757; neue Kantonsstrasse bei Huttwil 1844: STALU, PL 3761.
73 Bern–Luzernstrasse 1845–1847: STABE, AA VIII IV 29 a,b.
74 FREI 1982: 125.
75 VB 1846/48: STABE, 204, 205.
76 VB 1849: STABE, 27.
77 VB 1850: STABE, 142.
78 Plan für die Srass von Willisau gegen Huttwihl 1806: STABE, AA VIII IV 19.
79 BÖSCH 1987: 115.
80 CHOMEL, EBERSOLT 1951: 189.
81 s. dazu vor allem die Untersuchungen von BICKEL 1982 über den Handelsverkehr durch Willisau.
82 Der terminus ante quem ist das Jahr 1236, aus dem ein Reisebericht den Pass «Elvelinus» oder «Ursare» als Verbindung von Lugano über Bellinzona und Amsteg nach Luzern nennt. S. zu dieser Thematik MEYER 1990: 36ff.
83 SCHULTE 1900: 17ff.
84 SCHULTE 1900: 117ff.
85 SCHULTE 1900: 344ff.
86 Z.B. KLÄUI P. 1959: Zähringische Politik zwischen Jura und Alpen. In: Alemannisches Jahrbuch 1959. Lahr.
87 MEYER 1990: 142f.
88 MEYER 1990: 46.
89 MEYER 1990: 40.
90 Auf der Siegfriedkarte ist dieser Weg noch fast lückenlos zu verfolgen. Kommt dazu, dass die Gotthardskapelle auf der Passhöhe, die nachweislich

1230 geweiht worden ist, bereits einen Vorgängerbau besass, der vielleicht bis in karolingische Zeit zurückreicht (MEYER 1990: 40.).

91 JUFER 1994: 110.

92 FLATT 1969: 26.

93 FLATT 1969: 204ff.

94 BICKEL 1982: 146ff.

95 SCHULTE 1900: 194.

96 CHOMEL V., EBERSOLT J. 1951: Cinq siècles de circulation vue de Jougne: 73ff. Paris. BICKEL vermutet in der Zwillingsgründung eher den Versuch, sich in der Zeit des aufstrebenden Bürgertums und Dienstadels durch den Status des Stadtgründers mehr Prestige zu verschaffen (BICKEL 1982: 185f.). Das Kümmerdasein der beiden Städte ist natürlich nicht nur die Folge einer Verkehrsverlagerung: Keine Schweizer Stadt aus dieser späten Zeit ist je zur Hochblüte gelangt.

97 ANDENMATTENE B., DE RAEMY D. (éds.) 1990: La Maison de Savoie en Pays de Vaud: 34. Lausanne.

98 CARPENTIER, LE MENE 1996: 351.

99 Es ist dies die Zeit eines Aufstandes des reichstreuen burgundischen Adels, ausgelöst durch den Vertrag von Vincennes 1295, in dem der hoffnungslos verschuldete Pfalzgraf Othon IV. die Freigrafschaft Burgund gegen eine Rente an den französischen König verschachert. Diese Aufstandsbewegung bzw. Loyalitätsbewegung gegenüber König Albrecht wird angeführt durch Jean de Chalon-Arlay, dem Inhaber des Zolles von Jougne.

100 BICKEL 1982: 182f.

101 Für die Strecke zwischen Zell und Langenthal s. TANNER 1986.

102 FLATT K.H. 1969: 145.

103 TANNER 1986: 90f. und TANNER 1992: BE 614.

104 SCHULTE 1900: 220f.

105 Die Festnahme des Mailänders erfolgte vor der Verlegung des Zolles von Jougne (Am 31. Juli 1299 wird bereits seine Entschädigung bestätigt, die Verlegung erfolgte durch ein Edikt vom 23. 8. 1299, SCHULTE 1900: 194 und 221.) und kann daher nicht in direktem Zusammenhang damit gesehen werden. Offen muss bleiben, weshalb der Kaufmann trotz der genannten Wirren an dieser Strecke diese dennoch bereiste.

106 AUDETAT 1921: 62.

107 SCHULTE gibt den Weg über das Entlebuch und Bern an, wobei er keine Quelle für diesen Verlauf beibringt (SCHULTE 1990: 407f.). Es müssen natürlich auch andere Alternativen ins Auge gefasst werden wie der Weg über Burgdorf–Bern und die Brücke von Aarberg (s. oben). Eventuell steht die Angelegenheit nicht nur mit dem Morgartenkrieg in Verbindung. Im selben Jahr wurde ein Florentiner auf seinem Weg durch Lothringen (der eine wichtige Fortsetzung des Gotthardweges darstellte) gefangengenommen, ohne dass der dortige Herzog seiner Schutzpflicht nachgekommen wäre.

Daraus entspann sich ein Streit zwischen den Messeorten in der Champagne und dem Herzogshaus, der bis 1334 andauerte (SCHULTE 1900: 346.). Möglicherweise hatten die Lombarden daraufhin das Vertrauen in diese Route verloren und suchten eine Alternative.

108 BICKEL 1982: 410.

109 BICKEL 1982: 465. Die Übereinkunft wurde schon 1406 erzielt.

110 BICKEL 1982: 411.

111 AMMANN H., SCHIB K. 1958: Historischer Atlas der Schweiz: 62. Aarau.

Huttwil durch die Linse

Fotohaus Bernhardt – ein Beitrag zur Geschichte der ländlichen Fotografie

Jürg Rettenmund und Markus Schürpf

Der Verkehr gehört in Huttwil zu den Dauerbrennern der öffentlichen Diskussion. Doch wer weiss in den zuweilen hitzigen Auseinandersetzungen der Gegenwart noch, dass vor nicht allzu langer Zeit ein eigener Ortsbus verkehrte. Eine Aufnahme aus dem Fotohaus Bernhardt ruft ihn wieder in Erinnerung. Da steht er – in einer Serie von Fahrzeugen aus der ehemaligen Karosserie Flückiger – vor der Werkstätte, in der er hergestellt worden war. Auf der Seite prangt unübersehbar das Huttwiler Wappen.

Am 14. Januar 1966 – dies ergibt eine Recherche in den alten Jahrgängen des «Unter-Emmentalers» – fand die Jungfernfahrt statt. Über 400 Personen liessen sich in einer Gratisfahrt vom Weieracker via Brunnenplatz und Bahnhof nach Fiechten fahren und von dort über die Wiesen- und Langenthalstrasse zurück in den Weieracker.

Nun sei es an der Bevölkerung, mitzuhelfen, diese langersehnte Neuerung zu fördern und zu erhalten, schrieb «Der Unter-Emmentaler» nach der Wiedergabe der Einweihungsfeier in der «Brücke»: «Bitte vorne einsteigen, Fahrkarten oder Kleingeld bereithalten. Wer aussteigen will, drückt den Knopf an der Haltestange, und der Chauffeur hält rechtzeitig an. Der Einstieg ist so bequem gelagert, dass selbst ältere Leute mühelos ein- und aussteigen können. Also, bitte einsteigen!».[1]

Dies ist nur ein Beispiel von Ereignissen aus der Huttwiler Vergangenheit, die durch das Fotohaus Bernhardt fotografiert worden sind und so beim Betrachten der Aufnahmen wieder lebendig werden. In ganzen Serien leben zum Beispiel die Elektrifikation der Bahnen in den vierziger Jahren wieder auf, oder der Aufzug der neuen Glocken in der Kirche im Jahr 1956. Als die grosse Linde an der Kreuzung auf dem Huttwilberg vom Sturm zerfetzt wurde, war der Fotograf ebenso zur Stelle, wie bei der Feuerwehrübung vor dem Stadthaus.

Ins Fotoatelier ging man auch, um sich fotografieren zu lassen, sei es fürs

Passbild, bei der Hochzeit – auch diese Bilder wurden früher im Atelier aufgenommen – oder nach dem Gewinn eines Turner- oder Hornusserkranzes. Einmal im Leben kam kein reformierter Huttwiler um das Fotohaus Bernhardt herum: Jahr für Jahr arrangierte der Fotograf die Konfirmanden zur Gruppenfoto vor der Kirche oder dem Stadthaus. Abgesehen vom Wiedererkennungseffekt, der sich bei diesem oder jenem Betrachter einstellen dürfte, sind die Aufnahmen in der Reihung eine faszinierende Studie der Modeströmungen in der jugendlichen Festkleidung.

Die Vorläufer

Die Anfänge der Fotografie in Huttwil sind noch weitgehend unerforscht. Der erste Fotograf, von dem man etwas mehr kennt als seinen Namen und einige Aufnahmen, ist Rudolf Bühlmann (1867–1903), der seit anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts in Huttwil nachgewiesen ist. Er stammt aus einer alten Thuner Burgerfamilie. Sein gleichnamiger Vater (1836–1883) war einer der ersten einheimischen Fotografen in Thun, vielleicht der wichtigste ansässige Fotograf in der Frühzeit der Fotografie. Das künstlerische Porträt hatte in der aufstrebenden Touristenstadt am Tor zum Berner Oberland bereits vor der Erfindung der Fotografie unzähligen Miniaturisten Brot gegeben. Die neue Kunst der Fotografie machte den Miniaturisten Konkurrenz. Bühlmann lieferte in seinem Porträtstudio sowohl Bildnisse in Öl wie in fotografischen Verfahren. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang eine Fotografie im Museum Salzbütte Huttwil: Darauf bezeichnet sich Rudolf Bühlmann – ob der Vater oder der Sohn, bleibt unklar – als Maler in Thun. Rudolf Bühlmann sen. bildete in seinem Atelier auch Fotografen aus.[2] Ob sein Sohn auch bei ihm die Lehre machte, ist nicht bekannt. Auch wissen wir nicht, ob er zuerst noch im elterlichen Geschäft in Thun arbeitete, oder sich direkt in Huttwil selbständig machte, wo er hinter der ehemaligen Wirtschaft zur Eintracht an der Bahnhofstrasse sein Atelier einrichtete. Neben seiner Arbeit engagierte er sich auch im musikalischen Leben. Er spielte Violine und gehörte zu den Gründern des Orchestervereins, den er auch leitete. 1903 starb Rudolf Bühlmann unerwartet an einer Kohlengasvergiftung, die er sich in seinem Atelier zugezogen hatte. Er war erst knapp 36jährig und hinterliess eine Witwe mit vier kleinen Kindern.

Hans Peter Müller (1846–1928), Sekundarlehrer in Huttwil. Aufnahme Rudolf Bühlmann.

Familie Horisberger-Grädel, Huttwil. Aufnahme Th. Steiner-Schär.

Organisationskomitee des Ehr- und Freischiessens Huttwil. 1903. Aufnahme Hermann Bühlmann.

Seine Nachfolge trat vorerst sein Bruder Hermann an. Hermann Bühlmann (1870–1919) war ebenfalls Fotograf. Sein Atelier befand sich am Bankgässchen 6 in Bern. Tageweise kam er nun nach Huttwil. Diese Tage wurden im «Unter-Emmentaler» jeweils mit einem Inserat angekündigt.
Im April 1904 kündigte Th. Steiner-Schär aus Willisau im «Unter-Emmentaler» an, dass er das Atelier von Rudolf Bühlmann weiterführe. Er hatte das Geschäft vorläufig jeden Mittwoch und Sonntag geöffnet. Er empfahl sich im Inserat für Fotografien in allen Grössen und auf allen Papieren sowie Ansichtskarten in Bunt- und Lichtdruck.[3]

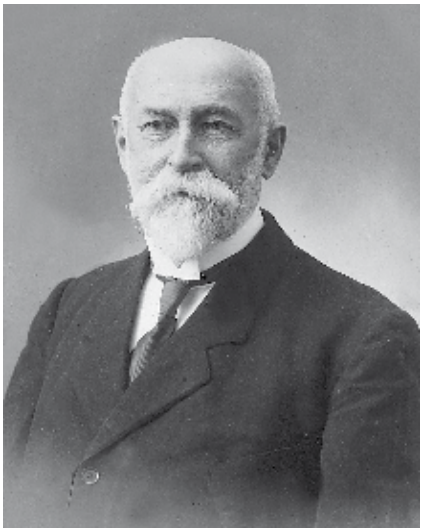
Franz Bernhardt

Ab 1906 fotografierte Franz Bernhardt aus Wolhusen am Mittwoch und Sonntag im Atelier Bühlmanns hinter der Eintracht. Mit einem Inserat im «Unter-Emmentaler» empfahl er sich erstmals am 20. April für erstklassige Kinder- und Gruppenaufnahmen. Bis Ende Juni bezeichnet er sich noch als Inhaber des Ateliers Steiner, vom Juli an inseriert er unter seinem eigenen Namen. Franz Bernhardt war 1875 in Leipzig geboren worden. Sein Vater war dort ein höhergestellter Beamter. Franz Bernhardt erlernte in seiner Vaterstadt beim Hoffotografen W. Höffert den Fotografenberuf. Die anschliessenden Wanderjahre führten ihn nach verschiedenen Stationen in Deutschland Anfang 1900 nach Genf, wo er im bekannten Atelier der Fotografendynastie Boissonnas eine Stelle fand. Wegen einem Ohrenleiden suchte er einen Arbeitsort in einem milderen Klima und fand eine Anstellung in Tunis. Um 1906 kam er in die Schweiz zurück und liess sich vorerst in Wolhusen nieder.
War Huttwil anfänglich nur Nebenstandort des Geschäftes, so entwickelte es sich immer mehr zum Hauptstandbein. 1910 baute Franz Bernhardt an der Hofmattstrasse ein eigenes Atelierhaus. Als das Geschäft in Wolhusen von einem Hochwasser zerstört wurde, gab er es ganz auf. Das neue Atelier, stolz «Photographische Kunst-Anstalt» angeschrieben, war noch ganz auf Tageslichtaufnahmen ausgerichtet. Die elektrische Energie kam erst später ins Haus. Franz Bernhardt konnte für seine Familie das Schweizer Bürgerrecht erwerben.
Bernhardts waren gelernte Berufsfotografen. Sie hatten deshalb ein anderes Berufsverständnis als die Dorf- und Wanderfotografen, deren be-

Neubau Konsumgenossenschaft Huttwil an der Bahnhofstrasse. Um 1906. Aufnahme Franz Bernhardt.

Turnverein Huttwil. Vereinstableau der Teilnehmer am Eidgenössischen Turnfest 1928 in Luzern. Aufnahme Franz Bernhardt.

Jakob Leuenberger-Ryser (1861–1948), Fabrikant, Grossrat und Nationalrat, Huttwil. Aufnahme Franz Bernhardt.



Fritz Ritz (1848–1930), Direktor der Langenthal-Huttwil-Bahn. Aufnahme Franz Bernhardt.

Feuerwehr Huttwil vor dem alten Stadthaus und der ehemaligen Mohrenscheune. Um 1920. Aufnahme Franz Bernhardt.

kanntester Vertreter in der Region Ernst Hiltbrunner aus Wyssachen war. «Man sprang den Leuten nicht hinterher wie ein Hausierer», betont Walter Bernhardt. Man wartete vielmehr im Atelier auf die Leute, die sich fotografieren lassen wollten. Wenn man gerufen wurde, entstanden allerdings schon von Anfang an auch Aufnahmen bei den Kunden selbst, soweit die Lichtverhältnisse dies zuliessen.

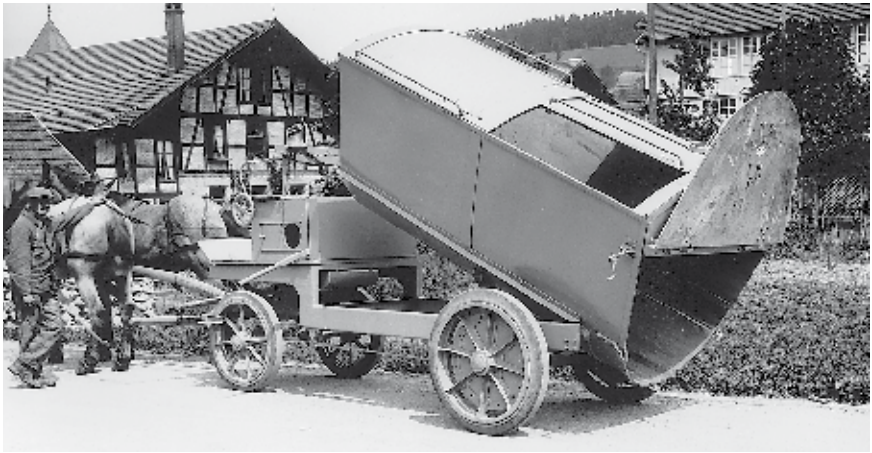
Otto und Walter Bernhardt

Die Söhne von Franz Bernhardt, Walter (geb. 1909) und Otto (geb. 1910) erlernten ebenfalls den Fotografenberuf; Walter in Neuenburg, Otto in Zürich. Es war vorgesehen, dass Otto nach den Wanderjahren das elterliche Geschäft übernehmen sollte. Walter Bernhardt erwarb deshalb anfang der dreissiger Jahre, unterstützt von seinem Vater, ein Geschäft in Davos, um sich dort eine eigene Existenz aufzubauen.
Die im Atelier erhaltenen Arbeiten aus der Zeit zwischen 1925 und 1935 zeugen von einer intensiven Auseinandersetzung der beiden jungen Fotografen mit ihrem Metier. Auf gemeinsamen Bergtouren hielten sie die Alpenwelt fest. Beide Brüder nahmen auch an nationalen und internationalen Fotowettbewerben teil. Ihre grössten Erfolge waren zwei silberne Medaillen an internationalen Fotografischen Ausstellungen: 1927 für Walter Bernhardt in Budapest, 1932 für Otto Bernhardt in Luzern. Daneben experimentierten sie mit verschiedenen Druckverfahren ab ihren Fotografien.
1935 verunfallte Otto Bernhardt in den Bergen bei Engelberg tödlich. Für das Fotohaus Bernhardt bedeutete dieser frühe Tod eine starke Zäsur. Nicht nur die Geschäftsnachfolge musste neu geregelt werden. Auch die Zeit der gemeinsamen künstlerischen Experimente fand ein jähes Ende. Walter Bernhardt gab sein Geschäft in Davos auf und kehrte ins Elternhaus zurück. Um Platz für die beiden Generationen zu schaffen, wurde das Tageslichtatelier im Obergeschoss umgebaut, Mansarden und eine Küche wurden eingerichtet. 1940 übernahm Walter Bernhardt das Geschäft. Von seinem Vater wurde er bis zu dessen Tod 1946 noch unterstützt, besonders während den Abwesenheiten für den Aktivdienst im Zweiten Weltkrieg. In dieser Zeit hat sogar Walters Schwester Margarete zeitweise im Labor ausgeholfen und Filme entwickelt.

Portrait einer jungen Frau. Aufnahme Otto Bernhardt.

Während der Geschäftszeit von Walter Bernhardt erlebte die Fotobranche einen tiefgreifenden Wandel. Sein Vater hatte noch ausschliesslich eigene Aufnahmen verarbeitet. Abzüge wurden im Kopierrahmen hergestellt; das Format des Negatives bestimmte auch die Grösse des Positivbildes. Für Vergrösserungen mussten die Negative in sogenannte Vergrösserungsanstalten zur Verarbeitung gesandt werden. Mit der sogenannten Kodak-Box in den dreissiger Jahren kam die Amateurfotografie auf. Diese nahm dem Berufsfotografen einerseits Arbeit weg, indem für viele Familienfotos nun nicht mehr nach ihm gerufen wurde; andererseits entstand mit der Verarbeitung der Amateurfilme und dem Verkauf von Apparaten und Filmen ein neuer Geschäftszweig. In der Blütezeit hat Walter Bernhardt zwischen zwanzig und dreissig Filme pro Woche entwickelt

Getreideernte des Emmentaler Kleinbauern, Geisshof Eriswil. Mit dieser Aufnahme nahm Walter Bernhardt an der Internationalen Fotografischen Ausstellung 1934 in Luzern teil.



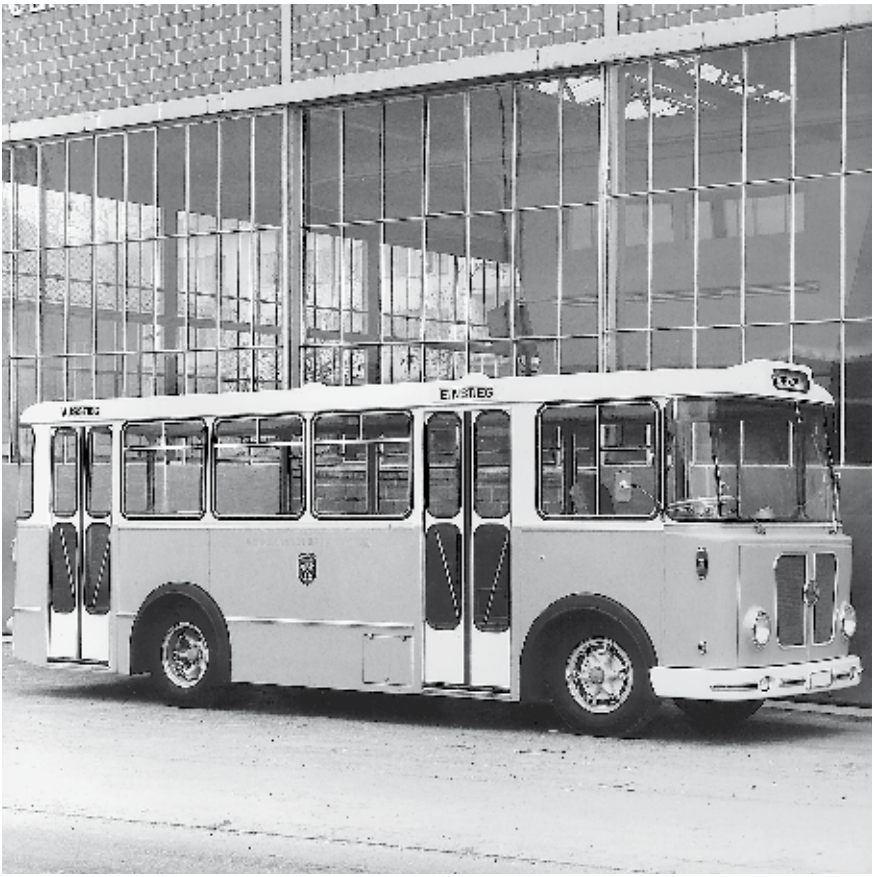
Kerichtwagen in Huttwil. Um 1950. Aufnahme Walter Bernhardt

General Guisan in Huttwil. März 1945. Aufnahmen Walter Bernhardt.

und vergrössert. Da wurde auch die Mitarbeit der Frau im Laden wichtig. Aus Davos mitgebracht hat Walter Bernhardt die Landschaftsfotografie für Ansichtskarten. Neben eigentlichen Landschaften hat er auch viele Bauernhäuser dafür fotografiert. Die Aufnahmen für die Ansichtskarten bedeuteten für ihn vor allem einen Ausgleich zu den Auftrags- und Erwerbsarbeiten, liefen aber eine Zeitlang sehr gut. Sie wurden auch von den Kiosken und Geschäften in den betreffenden Ortschaften bestellt und verkauft. Als in den sechziger Jahren neue Elektroblitzgeräte aufkamen, hat sich Walter Bernhardt eines der ersten angeschafft und damit die Vereinstheater der Region besucht.
Als die Farbfotografie aufkam, war Walter Bernhardt bereits in einem Alter, wo er sich nicht mehr für die Eigenverarbeitung interessierte. Auch wenn er sich den Kundenwünschen nach farbigen Aufnahmen anpasste, so blieb die schwarzweisse Fotografie sein bevorzugtes Medium. Bei den Passfotos im Atelier hat er bis zuletzt daran festgehalten. Als ihn 1993 eine Krankheit zur Aufgabe der Geschäftstätigkeit zwang, fand die Tradition des Fotohauses in Huttwil ihr Ende. Die Familientradition aber geht weiter: Die beiden Söhne Reto und Jürg Bernhardt sind ebenfalls Fotografen geworden und betreiben heute in Bern und Basel eigene Ateliers, die schwergewichtig auf die Werbefotografie ausgerichtet sind.

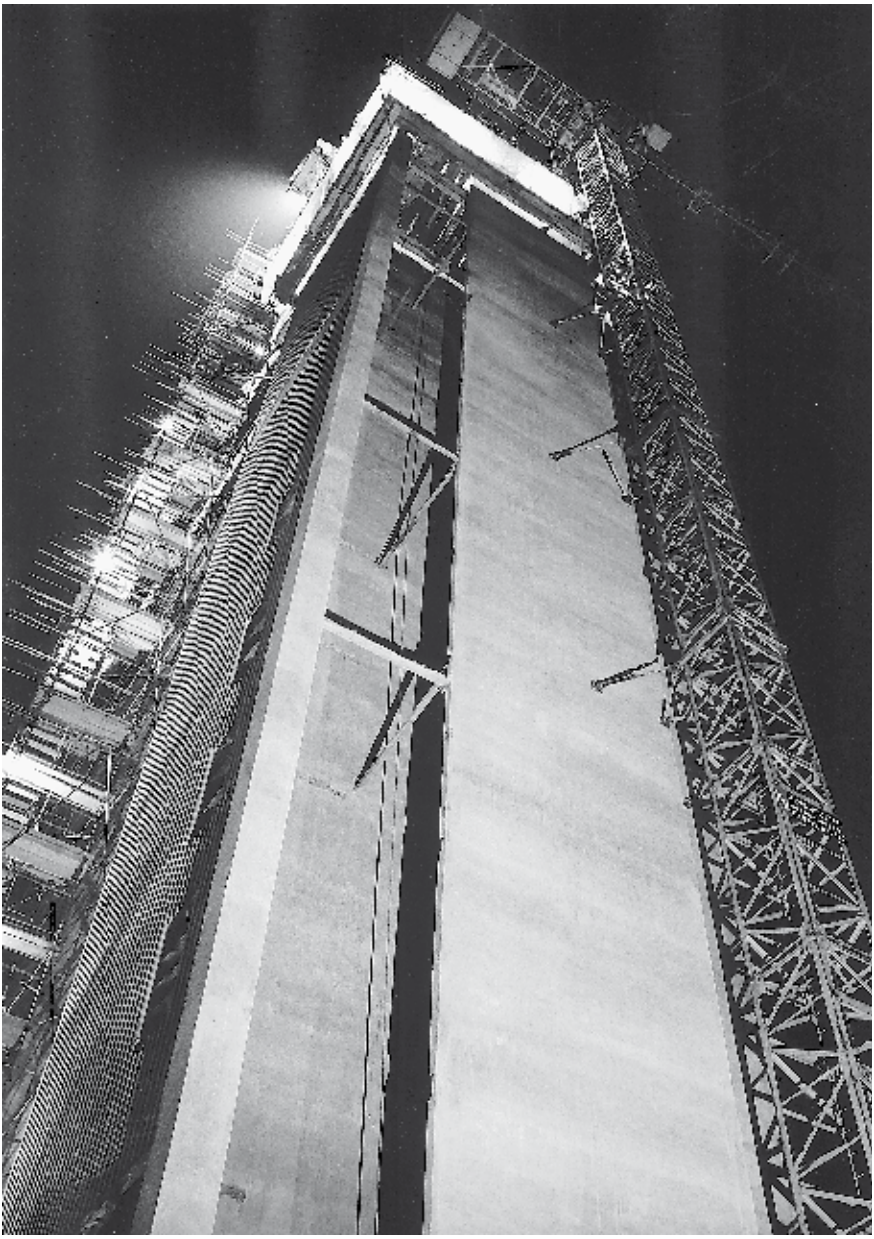
Ländliche Fotografie

Die Elektronik hat in den letzten Jahren die Fotografie vollständig revolutioniert. Die digitalen Bildverarbeitungsmöglichkeiten erübrigen zunehmend die alten Techniken. Demgegenüber boomt das geschichtliche Interesse an der Fotografie. Auch bei uns setzt sich eine Vielzahl von Fachleuten verschiedenster Ausrichtung und Institutionen für die Anerkennung und die Vermittlung der Fotografie in all ihren Erscheinungen ein.
Die Schweiz spielt in der Geschichte der Fotografie nämlich keineswegs eine Nebenrolle. In Bern fertigte Andreas Friedrich Gerber noch vor 1840, zur gleichen Zeit wie der Engländer Henry Felix Talbot, sogenannte photogenische Zeichnungen an. In den vierziger Jahren brachten Westschweizer Fotografen erste Aufnahmen aus Rom nach Hause, der St. Galler Johann Baptist Isenring zog mit einem fahrbaren Fotostudio durch die



Ortsbus Huttwil vor der Werkstätte der Karrosserie E. Flückiger. Um 1966. Aufnahme Walter Bernhardt.

Lande und Franziska Möllinger bereiste von Solothurn aus die ganze Schweiz und machte über hundert Aufnahmen von bedeutenden Städ ten und Landschaften. 1852 erstellte Carl Durheim für die Bundesbehörden das erste fotografische Fahndungsbuch der Welt.
Erst mit der Verbreitung der Illustrierten und dem Aufkommen von Fotobüchern in diesem Jahrhundert gelangten Fotografenpersönlichkeiten zu Bekanntheit und Ruhm. Von den dreissiger Jahren an brachte die Schweiz international renommierte Bildreporter hervor, etwa Paul Senn, Hans Staub, später Werner Bischof oder den nach Amerika ausgewanderten Robert Frank.
Dagegen blieb die ganze visuelle Kultur der Studio- und Atelierfotografen lange Zeit unbeachtet. Zwar nahmen alle ihre Dienste in Anspruch. Ihren Bildern wurde lange kaum mehr als aktueller und persönlicher Wert zugebilligt. Seit Mitte der achtziger Jahre änderte sich das. Auch in der Schweiz begann eine rege Sammlertätigkeit. Aktuelle Fotografen und Filmer begannen sich für die Geschichte ihrer Kollegen zu interessieren und auch die Volkskunde entdeckte die gewöhnliche Fotografie für ihre Zwecke und prägte den Begriff «Fotografie des Alltags».
Anders als die Kunst, setzte sich die Fotografie schon früh auch ausserhalb der grossen Städte durch. Atelier- und Wanderfotografen legten den Grundstein zu einer gigantischen Bildkultur, wie es sie vor der Erfindung der Fotografie nicht gegeben hatte. So auch im Emmental. Mit grosser Wahrscheinlichkeit arbeiteten Wanderfotografen ab der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in den ländlichen Regionen. In kleineren Städten des Kantons Bern sind ab den siebziger Jahren Fotografen wie Hermann Bühlmann in Huttwil belegt. Allein das Archiv der Fotodynastie Bechstein in Burgdorf – ein anderes Beispiel – zählt 66 000 Negative. Den vereinten Anstrengungen von Volkskundlern, Filmern und Fotografen verdankt Ernst Hiltbrunner seine späte Bekanntheit. Geboren im Jahr 1900 in Wyssachen, begann er als Jugendlicher mit Fotografieren und baute sich damit eine Existenz auf. An seinem späteren Wohnsitz in Rohrbach wurden er und sein beträchtliches Werk – über 3000 Glasnegative sind erhalten – in den 80er Jahren entdeckt und in Filmen und Büchern bekannt gemacht (vgl. Jahrbuch 1994).
Von anderen kennt man bisher nicht viel mehr als den Namen: In den ersten 20 Jahren unseres Jahrhunderts fotografierte ein gewisser J. Dubach aus Bern im Unter- und Kleinemmental. Nach Stempeln auf seinen Abzü-



Silo-Neubau der Weberei Gugelmann in Roggwil. Um 1980. Aufnahme Walter Bernhardt.

gen zu schliessen, verlegte er irgendwann sein Atelier nach Hasle-Rüegsau. In Wasen bei Sumiswald eröffnete 1949 Willi Eggimann ein professionelles Fotohaus. Werner Lerch, ein weiterer Fotograf, war ab 1941 in Walterswil tätig. Wie viele andere wich er, falls nötig, auf andere Erwerbsmöglichkeiten aus. Neben der Fotografie unterhielt er gleichzeitig eine Schuhmacherei und einen Baumgarten, schnitt Bäume und handelte mit Waffen. In Langnau gab es gar eine Frau, die als Atelierfotografin wirkte, eine gewisse Frau Fehrlin.

Anmerkungen

1 UE, 17. Januar 1966
2 PAUL HUGGER: Das Berner Oberland und seine Fotografen. Thun 1995. S. 107–109, 112
3 UE, 8. April 1904

Die Angaben zur Geschichte des Fotohauses Bernhardt stützen sich auf zwei Gespräche mit Walter Bernhardt am 29. Januar und 22. April 1996.

Die Recherchen zu diesem Beitrag wurden ermöglicht durch einen Auftrag der Berner Kantonalbank zum 75jährigen Bestehen ihrer Niederlassung in Huttwil.

Naturschutz Oberaargau 1996

Käthy Schneeberger-Fahrni

1995 warb der Schweizerische Bund für Naturschutz mit der Kampagne «Natur vor der Tür» für mehr «Wildnis» vor der Haustüre, für Orte, wo die Natur vom Menschen toleriert wird, wo einheimische Pflanzen und Tiere Vorrang haben, für eine Art zweiten Nationalpark im Alltag. Wie könnte so ein «Nationalpark vor der Tür» aussehen? Stellen Sie sich ihn so vor: wilder Efeu an den Fassaden, bunte Wildblumen auf dem Balkon, summende Wildbienen, tanzende Schmetterlinge im Garten, Wildsträucher entlang von Strassen, Steinhaufen für Eidechsen, eine verwilderte Ecke... Solche Ideen und Visionen verwirklichen zu helfen, haben wir uns auch für 1996 vorgenommen. Aber um so viel Wildnis zu akzeptieren, braucht es Toleranz auf Schritt und Tritt, eine neue Sicht; die meisten von uns müssten umdenken. Aber wie sagte doch Kurt Marti so treffend: *Um umdenken zu können, sollte man vorher schon gedacht haben.* Neben dem Umdenken müssten wir alle aber noch Zeit haben, die Natur zu beobachten, sie zu geniessen und kennen zu lernen, Zeit für Denkpausen.
Ob uns im Vorstand dafür immer genügend Zeit vergönnt war? Auch im vergangenen Jahr gab es für uns alle einiges zu tun. Geplant hatten wir, das Thema «Natur vor der Tür» zu vertiefen und mit unserer Tätigkeit für unsere gefährdete Mitwelt bei einigen Leuten ein Umdenken zu bewirken. Unser Jahresthema weitete sich aber unversehens aus und lautete plötzlich «*Mehr Natur – überall im Oberaargau», Landschaftsschutz, Planung.* Das kam so:
Die *Region Oberaargau* ist seit einiger Zeit mit der Revision des Gesamtrichtplans beschäftigt. Dazu gehört auch der *Landschaftsschutzplan* aus dem Jahre 1980. Zu Beginn des Jahres 1996 wurden wir angefragt, ob wir bereit seien, bei der Überarbeitung dieses Plans mitzuhelfen. Da uns sowohl ökologische als auch landschaftsästhetische Fragen wichtig sind, sagten wir zu. Bald zeigte sich aber, dass die Aufgabe, die wir übernom-

men hatten, aufwendig ist und sehr viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Es geht ja darum, die vielfältigen Landschaften des Oberaargaus in bezug auf ihre Schutzwürdigkeit zu überprüfen und abzuklären, wo und wie solche Gebiete vernetzt oder aufgewertet werden könnten. Die Vorstandsmitglieder bearbeiteten in Kleingruppen die einzelnen Gemeinden. Alle Ideen und Vorschläge werden bei einer Koordinationsstelle in ein Gesamtkonzept einfliessen. Die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen, da wir alle dafür ein Stück Freizeit hergeben müssen.

An der *Hauptversammlung vom 11. Mai 1996* in Seeberg mussten wir uns von unserem Vorstandsmitglied *Markus Gaberell* verabschieden. Markus wurde an der Gründungsversammlung unseres Vereins, am 25. August 1972, als Vorstandsmitglied gewählt, nachdem er sich schon vorher aktiv für die Sache des Naturschutzes eingesetzt hatte. Er wirkte zuerst als Informationsbeauftragter, später war er in der Bauberatung, der Orts- und Regionalplanung tätig und amtete jahrelang als Vizepräsident unseres Vereins. Als Dank für seine langjährige engagierte Mitarbeit wurde er mit der Ehrenmitgliedschaft geehrt.

Als *neue Vorstandsmitglieder* wurden Rolf Steffen, Dürrenroth, und Yves Bocherens, Roggwil, gewählt. Für den seit 25 Jahren als *Rechnungsrevisor* wirkenden Andreas Schärer, Langenthal, wählte die Versammlung Rolf Meyer, Langenthal. Wir sind auch Andreas Schärer für seine Arbeit in all den Jahren zu Dank verpflichtet.

Im Anschluss an die Hauptversammlung berichtete der Ortsplaner *Christoph Schneider, Rüegsauschachen,* am Beispiel der Gemeinde Seeberg über «*Landschaftsschutz als Teil der Ortsplanung».* Er sieht sich als Vermittler zwischen Siedlungsinteressen sowie Natur- und Landschaftsschutz.

Landschaftsplanung ist...

... wenn Mensch und Natur gleichermassen auf ihre Rechnung kommen

... wenn eine Gemeinde Zukunftsvisionen hat und die Entwicklung steuert

... wenn Menschen die Landschaft mitgestalten können

... wenn es ums Ganze geht.

Auf dem anschliessenden Rundgang zur Kirche und zurück zum Restaurant Schlüssel konnten wir ein Stück Landschaft erleben.

«Höhlen, Burgen, Ruinen» – Eine Wanderung rund um das Naturschutzgebiet Leenfluh bei Niederbipp. Nur wenige nützten die Gelegenheit, am

Ober-Auswil. Zum Thema Revision des regionalen Landschafts-Richtplans Oberaargau. Foto: Ernst Grütter.

18. August 1996 unserer Einladung Folge zu leisten. Schade! Auf steilen, schmalen und je nach Jahreszeit und Witterung wohl auch recht gefährlichen Wegen wanderten wir gemütlich bergauf und vernahmen dabei, dass jahrzehntelang Arbeiter aus den Dörfern am Berg diese Pfade beschritten, um ihre Arbeitsstätte im Eisenwerk von Roll, Klus, zu erreichen. Beim Blick von der Fluh ins Mittelland, auf die abgebrannte Tela-Fabrik, die ausgeräumte, intensiv bewirtschaftete Landschaft und die Autobahn drängte sich Landschaftsplanung wieder in unsere Gedanken.
Zukunftswerkstatt 16./17. November 1996 in Langenthal. «Eine intakte Umwelt ist Voraussetzung für eine gute Lebensqualität. Besonders auch im Siedlungsgebiet sollen Mensch und Natur gleichermassen auf ihre Rechnung kommen. Wie gehen wir in unserer Gemeinde vor, um diesem Ziel näher zu kommen? Ihre Ideen und Visionen sind gefragt, um konkret vorgehen zu können.»
Dies und noch viel mehr stand in der ansprechenden Einladung, welche die Gemeinde Langenthal verschickte, um Bewohnerinnen und Bewoh-

ner einzuladen, an dem vom Schweizerischen Bund für Naturschutz angeregten und unterstützten Projekt «*Zukunftswerkstatt – mehr Natur in der Gemeinde*» teilzunehmen.
Über 40 Personen, Frauen und Männer, Junge und Ältere, Personen aus verschiedenen politischen Lagern und Vereinen folgten der Einladung. Die Methode, die Robert Jungk vor Jahren entwickelt hat, ist auch heute noch anregend. In einer ersten Phase wurde Unmut geäussert über alles, was die Menschen in Langenthal stört. So klagten die Teilnehmenden über zuviel Verkehr und zuwenig Grünflächen im Zentrum, über langweilige Schulhausareale, sterile Rasenflächen und verschmutztes Langetenwasser, über fehlendes Naturverständnis bei Politikern und Bevölkerung...
Auf Grund dieser Klagen bildeten sich sieben Projektgruppen (Werkstätten), in denen nun in der zweiten Phase nach Herzenslust phantasiert, gezeichnet, gestaltet und geschrieben wurde, wie Langenthal lebensfreundlicher werden könnte. In der dritten Phase galt es, wieder in die Wirklichkeit mit ihren Einschränkungen, Regeln und Gesetzen zurückzukehren. So entstanden Projektskizzen für eine verkehrsfreie Marktgasse, eine «Velostadt mit Herz», mehr Naturgärten, sauberes Langetenwasser usw. Angeregt und voller Ideen gingen die Teilnehmenden nach 1½ Tagen intensiver und lustvoller Arbeit nach Hause. Einige Gruppen – es wirken auch Vorstandsmitglieder unserers Vereins mit – haben sich seither wieder getroffen, um zu Handen der Stadt konkrete Projekte auszuarbeiten.
Die Rezession im Baugewerbe wirkt sich auch bei unserer Bauberatung aus. Im Berichtsjahr gab es deutlich weniger Baugesuche zu beurteilen. Zudem sind die meisten Ortsplanungen inzwischen abgeschlossen. Selbstverständlich sind wir immer gerne bereit, Privatpersonen, Gemeinden oder andern in Ökologiefragen beratend weiterzuhelfen.
Wir danken allen, die unserem Verein trotz der schwierigen Zeiten weiterhin als Mitglied die Treue halten, allen Gemeinden, Firmen und Privaten, die uns finanziell unterstützen, den freiwilligen Naturschutzaufsehern, den Zivilschutzorganisationen und Schulklassen für die Mitarbeit. Herzlichen Dank allen, die mitdenken, weiterdenken, umdenken!

Heimatschutz Oberaargau 1996

Walter Gfeller

Im Vereinsjahr konnten wir drei erfreuliche Akzente setzen: Erstens bauten wir den Kontakt zur Denkmalpflege aus. Der Austausch nötiger Informationen bewirkte unter anderem eine gute Übersicht, wie die Gemeindeverwaltungen Bauvorhaben bei erhaltenswerten Gebäuden weiterleiten. Wir sind Heinz Zwahlen und Hanspeter Ruch dankbar, dass sie unserer Regionalgruppe mit Rat und Tat beigestanden sind.
Zweitens konnten wir aus unserer Vereinskasse Beiträge an zwei Renovationen ausrichten: an die Brunnensanierungen in Oberbipp, was zu einem

Speicher in Seeberg. Foto Verfasser. Frühjahr 1997.

erfreulichen Treffen mit dem Gemeindepräsidenten und Grossrat Ernst Schaad an der Spitze einer Delegation und zu einem vielbeachteten Echo in der Presse führte; sodann an die Restaurierung eines Speichers in Melchnau, welcher von der Arbeitsgruppe des Volksvereins Melchnau unter ihrem rührigen Präsidenten Fritz Hess in unzähligen Stunden «Fronarbeit» wiederhergestellt wurde. Dank einem Nutzungskonzept beweist der Speicher seine vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten für die nahe Zukunft.

Drittens erweiterten wir unseren Vorstand mit Hanspeter Lindegger, Lokalredaktor, Niederönz, und Fritz Hess, Volksverein Melchnau.

Von zwei Wasserradsägen ist erfreuliches zu berichten: Ohne unser Zutun haben deren Besitzer ihre Anlagen einer Renovation unterzogen. Während dies in Heimenhausen nur dank einer Handänderung an einen «angefressenen» Liebhaber möglich war, entsprang der Wille zur Erhaltung in Gondiswil (wenn auch nicht genau an Ort und Stelle) einer in Ehren gehaltenen Berufstradition. Wir hoffen, über den Abschluss der Renovation später berichten zu können.

Zum Schluss möchte ich meinen Vorstandsmitgliedern für ihre Mitarbeit bestens danken und freue mich auf unsere Zusammenarbeit im 1997.